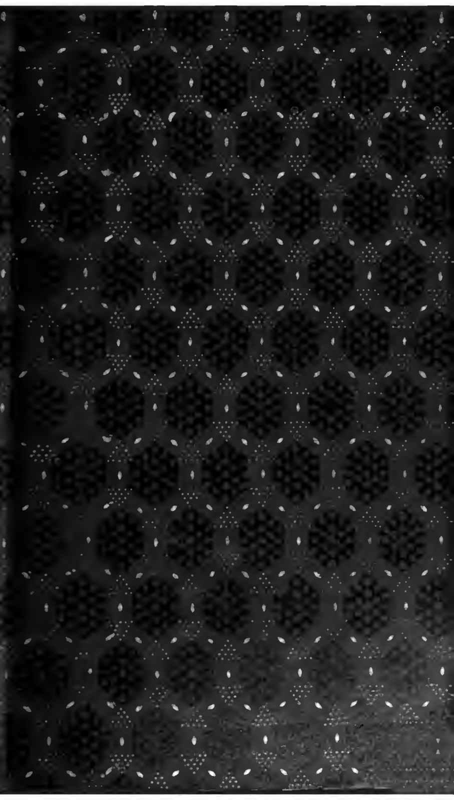
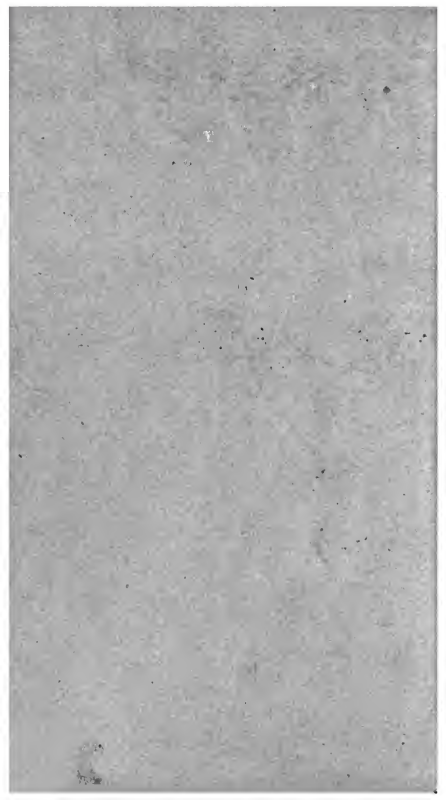






Das

Leben in seiner Blüte.




K. K. HOFBIBLIOTHEK

Das

Leben in seiner Blüte.

Oder

Sittlichkeit, Christenthum und Erziehung in ihrer Einheit.

Von

F. H. C. Schwarz,

Doctor der Theologie und Philosophie, Großherzogl. Badischem geheimen Kirchenrath und Commandeur des Zähringer Löwenordens, ord. Professor der Theologie zu Heidelberg, Ritter des Preuß. rothen Adlerordens 3ter Cl.

Schluß der Erziehungslehre.

Leipzig,
bei Georg Joachim Göschen.
1837.



Vorrede.

Der Schluß einer Erziehungslehre kann nur heißen die Beendigung eines Buches, welches eine solche Lehre enthält. Denn diese selbst ist nie vollendet, so wenig als die Erziehung; wie es der Verfasser in seinem Werke gezeigt hat. Daß er auch diesem noch mit jedem Tage Zusätze und Verbesserungen hinzuzufügen hätte, beweisen seine Nachträge, wenn er gleich bei fortgesetzten, auch literärischen Studien seine Ideen nur bestätigt findet*). Der Schluß, welchen das gegenwärtige Buch seiner Erziehungslehre zu geben bestimmt ist, schien ihm nothwendig zu seyn, damit sie als ein Ganzes dastehe. Darüber muß er sich nun bestimmter erklären.

---

*) Am meisten dienten ihm die Schriften anthropologischer Studien, wovon gewöhnlich die neuesten auf seinem Tische liegen. So viel er ihnen verdankt, so hat er doch Manches in denselben gefunden, das nicht von richtigen Beobachtungen der Jugend, insbesondere des Kindes zeigt; die seinigen werden sich bewähren. Dagegen haben ihm mehrere geistreiche Schriftsteller in diesem Fache neue Blicke eröffnet; wie denn überhaupt die Fortschritte in der Naturkunde zum tieferen und vielseitigeren Nachdenken über den Menschen ganz besonders den Erziehungslehrer anregen.

Diese Erziehungslehre erschien als 2te Auflage umgearbeitet i. J. 1829 zusammen in 3 Bänden. Die beiden Abtheilungen des Ersten behandeln die Geschichte der Erziehung. Diese geht voraus, weil sie den Erzieher auf den rechten Standpunct seiner dermalen verlangten Wirksamkeit führt, und weil, nach des Verfassers wohl begründeter Ueberzeugung, eine fortschreitende Entwicklung der Menschheit die Grundidee seyn muß, aus welcher der Begriff der Erziehung seine Wahrheit, Tiefe und Vollständigkeit erhält. — Der Zweite Band enthält hiernach die Erziehungslehre selbst, indem derselbe die Belehrungen über alles das ertheilt, was zur Verwirklichung jenes Begriffs von der Geburt an bis zur vollendeten Jugendentwicklung geschehen müsse; wer von diesen Belehrungen Gebrauch machen will, wird sie nicht unanwendbar und nicht ungenügend finden. — Ebenso stellt der Dritte Band die Unterrichtslehre auf, als den besonderen Zweig der Jugenderziehung, welcher einer eignen Ausführung bedarf. Seit jener Herausgabe fand der Verfasser Manches nachträglich zu berichtigen oder zu erweitern, und gab hierzu die Darstellungen aus dem Gebiete der Pädagogik, wozu ihm einige Freunde Beiträge lieferten, in 2 kleineren Bänden 1833 und 1834 in derselben Verlagshandlung heraus; vorher, i. J. 1832, hatte er ebendaselbst den wichtigen Zweig, der zum Ganzen der Erziehung gehört, die Schulen*), in einem besonderen Werke

*) Diese Werke sämmtlich im Verlage bei G. J. Göschen in Leipzig.

behandelt. Hiermit schien nun dieses Ganze dieser Belehrungen beendigt zu seyn, aber der Verf. erkannte mehr und mehr, daß noch der Schluß fehle, welcher die Erziehungslehre in ihrer Einheit zeigen müsse.

Die pädagogische Wirksamkeit des Verf., die nunmehr auch von ihrer literärischen Seite beinahe funfzig Jahre zählt, hat ihn während dieser Zeit bestimmt, mehrere Schriften in diesem Kreise erscheinen zu lassen. Schon vor dem Jahre 1790 schrieb er Manches nieder, das er späterhin dem Publicum übergab. So erschien 1792 sein Grundriß einer Theorie der Mädchenerziehung ꝛc. Jena in der Cröker'schen Buchh., mit welchem Gegenstand er seine Erziehungsschriften in dem damals noch dunkel ihm vorschwebenden Gedanken anfing, daß mit der Erziehung der Mütter alle Erziehung beginnen müsse; er hat indessen die Unvollkommenheiten jener Vorschriften nunmehr in einer neuen umgearbeiteten Aufl. in demselben Verlage, Jena 1836, unter dem Titel: Grundsätze der Töchtererziehung für die Gebildeten, zu verbessern, und auch diesen speciellen Zweig bezüglich auf das Allgemeine der Erziehungslehre in möglichster Kürze auszuführen versucht. — Im J. 1793 erschien eine andere kleine pädagogische Schrift von ihm: Religiosität, was sie seyn soll, und wodurch sie befördert wird; Gießen bei G. F. Heyer, in welchem Verlag i. J. 1818 eine Umarbeitung unter dem Titel: Katechetik erschien. Hiermit entwickelte sich in ihm immer bestimmter die Idee der nothwendigen Vereinigung von Christenthum und Erziehung; so wie

sie ihm von Seiten seiner theologischen Studien völlig in Klarheit trat. Denn seine Bearbeitung der christlichen Sittenlehre mußte ihn eben dahin führen. Von Seiten seiner philosophischen Studien kam er auf denselben Weg, wie seine Briefe, das Erziehungs- und Predigergeschäft betreffend, Gießen bei G. F. Heyer 1796, beweisen. Das fühlte er schon, als er i. J. 1793 seine Moralischen Wissenschaften in der Verlagshandlung des gegenwärtigen Werkes herausgab, welche i. J. 1797 eine 2te verbesserte Aufl. erhielten, und er sah es vollkommen ein, als er i. J. 1821 seine Evangelisch-christliche Ethik, Heidelberg bei Mohr und Winter, erscheinen ließ, wovon die 2te umgearb. Aufl. 1830, und die 3te verbesserte 1836 bei Ch. F. Winter nunmehr dem Publicum vorliegt. In eben dieser Buchhandlung erschien auch sein akademisches Lehrbuch der Pädagogik und Didaktik, i. J. 1805, hierauf unter dem Titel Lehrb. der Erz.- u. Unterrichtslehre umgearbeitet und erweitert i. J. 1817, und in einer 3ten Aufl. i. J. 1835 in 3 Abthl. Pädagogik — Methodik — Schulwesen in mehr wissenschaftlicher Behandlung.

Dieser Cyklus von Studien hat nun den Verf. von jener tieferen Einheit, worin die bildende Kraft wirken will, aufs vollkommenste überzeugt, und so fühlt er sich gedrungen, zum Schluß seiner Erziehungslehre eben diese Einheit des sittlichen und christlichen Lebens mit der Erziehung aufzuzeigen. Damit erst wird auch diese ein Ganzes und in ihrem Wesen verstanden. Wir sind nie von todten Begriffen ausgegan-

gen, und grade hier, wo es das Leben der Menschheit im vollesten Sinne betrifft, müssen wir dieses als unsere Grundidee betrachten. Dieses Leben ist ein Organismus, worin die Menschen nicht nur im Raume, sondern auch in der Zeit mit einander verbunden sind; so der Einzelne mit der Gesammtheit, aber auch für sich selbst. Die Erziehung jedes Kindes muß dieses Ganze, wozu dasselbe als Glied gehört, so wie den ganzen Verlauf des Lebens ins Auge fassen, wenn sie überall das Rechte thun und ihren Zweck erreichen will. Ist nun schon das Naturleben eine Entwicklung der individuellen Kraft, welche aus der Tiefe der Naturkraft hervorgeht, so ist das Geistesleben in der Menschenkraft zu einer durch das ganze irdische Daseyn hindurch zum himmlischen sich erhebenden Bildung bestimmt; und ist in der Pflanze die Blüte ihr Höchstes, so ist in dem Menschen eben jene Bildung seine Lebensblüte, und sie erschließt sich nicht etwa nur heute oder morgen, sie fällt nicht etwa mit dem Alter ab, sondern sie trägt Unvergängliches in sich, das sich mit jedem Jahre vollkommener entfalten soll. Das ist die Bestimmung des Menschen, und dahin wirkt seine Erziehung. Gleichwie nun die Blumenwelt am Maienmorgen aus dem Schooße der Erde, wo der Bildungstrieb seine Kräfte empfangen, frisch und schön hervorgehend, nun der Sonne zugewandt sich entfaltet, so geht das Leben der Menschheit, welches selbst die Blüte unsers Planeten ist, aus dem ewigen Urquell hervor, und schöpft aus diesem allstündlich die bildende Kraft, welche sich fortwährend und bis in

das Lichtreich hinauf entwickelt. Alles das aber in dem Menschen, worin sich sein ewiges Leben offenbart, ist seine Blüte. Von der Wiege bis zum Grabe und bis jenseits soll sich so seine Persönlichkeit verklären. — Und so bot sich uns, indem wir die Sittlichkeit, das Christenthum, die Erziehung in ihrer Einheit erblickten, der Titel ungesucht und angemessen dar: „das Leben in seiner Blüte."

Der Verf. wurde öfter zu einer gewissen Niedergeschlagenheit bei seiner Erziehungsidee versucht, und am stärksten noch in der neuesten Zeit. „Wie? die Menschheit wäre in einer Fortentwicklung von Geschlecht zu Geschlecht begriffen? Wo sind aber die Fortschritte der Erziehung? In der Verstandesbildung, in den Gewerben u. s. w., auch in dem Schulwesen erscheinen sie allerdings groß, als Einzelnes in dem Erziehungsganzen: aber können wir denn dieses Ganze, können wir die Hauptsache rühmen? Die zunehmende Verweichlichung, die zunehmende Gewissenlosigkeit, die zunehmende Selbstsucht — und das Alles, worüber alle Welt mit jedem Tage mehr jammert, zeugt das für solche Fortschritte? Wer die früheren rühmte, müßte die jetzigen um so größer finden, sonst müßte er jenes frühere Urtheil widerrufen; denn ein wohl erzogenes Geschlecht ist auch ein wohl, ja ein noch besser erziehendes. Und so hat der Blick rund umher, in die Nähe und Ferne, etwas gar Niederschlagendes für den Erziehungslehrer; wenn dieser nun noch dazu überall her den Ausruf vernimmt, der als eine Verhöhnung klingt: „Mit allen Erziehungslehren ist ja doch nichts gethan!" so möchte er,

meint Ihr, wo nicht ganz sein Werk aufgeben, doch seine Idee der Gemeinheit opfern, und lieber das Erziehung nennen, wo man es so gut wie möglich treibt, um aus dem jungen Menschen etwas zu machen, daß er sein Fortkommen finde, und wenn es nicht gehen will, sich nicht weiter kümmert, — ein nur etwas vornehmer getriebenes Taglöhner-Gewerbe! — Soll uns das nicht den Muth benehmen?

Nein, nicht so! Der Glaube, ohne welchen es gar keine Erziehung, ohne welchen es kein wahres Leben für uns gäbe, richtet uns allstets auf. Wer diesen Glauben nicht hat, mit dem haben wir über Erziehung nichts zu reden. Denn ohne eine waltende Vorsehung wäre sie ein eitles Getreibe. Wir wissen, daß die Hand der ewigen Weisheit das Menschengeschlecht zu seiner Bestimmung hinleitet, um das Göttliche in demselben zur Blüte zu fördern: Ihre Wege führen wohl manchmal durch ein Dunkel, eben so bereitet ja auch die Natur in der Winterdecke einen Frühling vor; und sehen wir dann auch selbst in cultivirten Völkern Rückschritte der wahren Bildung vielleicht einige Generationen hindurch, so kann das uns in unserm Glauben nicht irre machen, denn er hat einen festeren Grund, als der weltliche Blick in den Wechsel der Dinge ihn finden kann. Darum hoffen wir sicher auf eine Verbesserung des Menschengeschlechts mittelst der Erziehung. Diese selbst aber bedarf der Verbesserung, und schon diese Erkenntniß halten wir für den Fortschritt in derselben.

Daß die bisherige Erziehung nicht die rechte war — wir reden insbesondere von Deutschland —

ist schon aus der angeführten Klage bewiesen, und das vorliegende Buch entwickelt den eigentlichen Grund, hiermit auch das Bedürfniß einer gewissen Reform. Denn sie mußte in dem Grade mislingen, als sie dessen ermangelte, was zu ihrer Vollständigkeit gehört. Halbheiten sind grade hier oft schlimmer, als gänzliche Unthätigkeit. Soll nun die Erziehung nichts Halbes und Zerstückeltes seyn, so muß sie das Lebensganze umfassen, Alles im Innern des Menschen, Alles in seinem Verkehr mit der Außenwelt, und sie darf keine Lebensperiode von der andern losreißen. Die Frühe, der Mittag, der Abend ziehen sich durch die Stunden des Tages hin, und so ist es mit unserm Lebenstage. Aus einer schlechten Jugend geht keine Vollkraft hervor, und auf ein auch durch das mittlere Alter schlecht geführtes Leben kann nur Düsterheit und Armuth der Seele im Greisenalter erfolgen. Dagegen erscheint im heiteren Abend das Dämmerlicht der Kindheit wieder als Ankündigung von einem höheren Morgen. Hat dieses Ganze die Erziehung nicht beachtet, so bleibt sie auch in einzelnen Puncten mangelhaft und leidet an Gebrechen, die das Gute, welches sie bezweckt, nicht aufkommen lassen. Diese Gebrechen und Mängel zu erkennen, daran steht jetzt die Entwicklung der Erziehungsidee, und darauf soll das vorliegende Buch hinweisen. Sollen wir nun noch ein Wort denjenigen erwidern, die mit vornehmer oder verdrießlicher Miene gegen die Erziehung absprechen, so wäre es die Frage: „Die Hand aufs Herz, habt Ihr Euch denn wirklich mit den Belehrungen, über welche Ihr Euch, man weiß

nicht ob durch eine Art Inspiration oder Autodidaxie erhaben dünkt, bekannt gemacht? Oder meint Ihr, daß man nicht schon vorlängst in dieser heiligen Angelegenheit, — wenn Ihr die Erziehung Eurer Kinder anders für eine solche haltet, — Manches erkannt habe, das Euch gar gut zu statten gekommen wäre, wenn es Euch Eure Weisheit erlaubt hätte? Ihr möget wohl nicht die Mahnung an Euch kommen lassen, daß es grade der Unverstand solcher Selbstigkeit ist, aus welcher sich die alltäglichen Erscheinungen verdorbner Söhne erklären lassen? Warum fragt Ihr doch in Krankheiten den Arzt, in Rechtshändeln den Advocaten, aber in der Erziehung Eures Kindes wollt Ihr lieber Euern Einfällen oder Eingebungen folgen, als etwa einen Freund zu Rathe ziehen? ist Euch diese etwas minder Wichtiges? Oder traut Ihr Euch zu, daß Ihr in einer Sache ausgelernt habt, welche ein Studium erfordert? — Das ist leider die alltägliche Erfahrung, die auch der Verf. in den höheren und niederen Kreisen gemacht hat, daß unter den vielen Vätern, Müttern, Lehrern, die doch auf Bildung Anspruch machen, nur wenige gefunden werden, welche sich nach Belehrung über ihre große Aufgabe ernstlich umsehen. Es ist Gewissenssache, und daß sie besser wie bisher als solche erkannt werde, das ist das Nächste, was dringend zur Verbesserung der Erziehung gefordert wird. — Der Zeitgeist hat freilich dafür kein Ohr.

Wird die Erziehung in ihrer Wahrheit begriffen, so erscheint sie als etwas weit Größeres, wie der pädagogische Pedantismus fassen kann. Sie strebt zur Bildung der Menschheit wie in der Gesammtheit, so im Individuum. Auch deutet der Sprachgebrauch schon von alten Zeiten her dahin, denn man pflegt immer noch selbst Calamitäten, wie Krieg und andre Noth, Mittel der Cultur, oder in einer gewissen religiösen Ansicht göttliche Strafen zur Besserung der Völker zu nennen, und das Christenthum gilt Allen, die es nämlich wahrhaft kennen, als das einzige Heilmittel der Menschenwelt; auch wird die göttliche Vorsehung als die Erziehung des Menschengeschlechts von den Christen anerkannt. Daß der junge Mensch, wenn er derjenigen Erziehung, die man im gemeinen Sinne so nennt, entlassen ist, noch nicht aller, und derjenigen, die man im bedeutungsvolleren Sinne so nennt, nie in seinem ganzen Leben entlassen werde, weiß jeder recht gut, und spricht meist aus eigner Erfahrung davon, daß es die Schicksale sind, die uns hauptsächlich erziehen. So muß sich jener Begriff erweitern auf die in uns eingehende bildende Wirksamkeit bis zum Ziele der Lebensbahn, wovon die Jugenderziehung nur ein, obzwar sehr wichtiger Theil ist.

Hieraus haben sich zwei Begriffe entwickelt, welche einerseits als einander entgegen gesetzt, andrerseits aber als einander zur vollständigen Erziehungsidee ergänzend nunmehr in der Theorie wie in der Praxis genauer in Betracht kommen; die Fremderziehung und die Selbsterziehung. Wir wagen dieses

erstere Wort, so lange wir kein angemesseneres finden, denn auch das Beiwort „elterliche" sagt es nur metonymisch. Der Gedanke an eine Selbsterziehung ist so alt wie die Gedanken an Weisheits- oder Klugheitslehren. Alle die Sentenzen und Darstellungen, alle die philosophischen und poetischen Belehrungen, welche in das Leben der Menschen eingehen, wirken zu einer Selbstbildung; und absichtlich thun dieses die Moralsysteme. Das Stoische wie das Epikureische geben Vorschriften, was der Mensch aus sich machen solle, um aufs beste in der Welt zu leben. Die pythagoreischen Askesen und die mönchischen bezweckten eine hoch gehaltene Lebensweise; und so ließe sich ein großer Theil der Cultur- und Literatur-Geschichte in den Kreis der Selbsterziehung hereinziehen. Da wären denn auch die Alleinreden eines Augustinus, die trüben Weltansichten eines Petrarcha u. dgl. nicht zu übersehen. Die düstere Farbe, worin das Bild der Lebensreise ehedem dargestellt wurde, ist in der neueren Zeit gleichsam polarisch in eine hellere umgeschlagen. Indessen sind auch aus dieser Stimmung manche Tonwerke hervorgegangen, die bildend eingewirkt. Da würden sich denn weiter viele Romane anreihen, nicht nur solche, die eine Lebensbildung zum Ziele haben, wie z. B. die Englischen von Richardson, und einige Deutsche z. B. Sophiens Reisen, und im neueren Geiste Meisters Lehrjahre, sondern auch viele andere Schriften der Art, die in ihren freieren Mittheilungen vielleicht noch zu tieferen Lebensmaximen führen, wie z. B. mehrere von F. H. Jakobi. Auch dürften die Komiker in dieser Literatur

so wenig fehlen, als die ernsten Moralisten, Rabeners Satyren so wenig als Gellerts moralische Vorlesungen. Dann käme noch aus neuer Zeit eine zahlreiche pädagogische Bibliothek hinzu. —

Doch wir haben hier nicht von Literatur zu reden. Der Begriff einer durch das ganze Leben fortgehenden Erziehung hielt uns nur einige Augenblicke dabei auf. Aber diesen Begriff selbst haben zwei Werke der neuesten Zeit zum Gegenstande, beide aus dem Auslande, aus dem Gebiete der französischen Sprache. Das erste ist: De l'éducation progressive, ou étude de cours de la vie; par Mdme. Necker de Saussane; Genève 1832, wovon aber bis jetzt nur die zwei ersten Bände erschienen sind, und diese handeln nur von der Erziehung bis zum zurückgelegten 14ten Lebensjahre, berühren also den Gegenstand der Selbsterziehung bis dahin noch nicht eigentlich. Das andere Werk ist etwas älter: Du perfectionnement moral, ou de l'éducation de soi-même; par M. Dégérando, membre de l'Institute de France; Paris 1824 (2 tomes), und dieses hat bloß die Selbsterziehung zum Gegenstand. Es ist dem Verf. des vorliegenden Buches erst nach Beendigung desselben zur Hand gekommen, und es ist ihm lieb, daß er es nicht vorher gelesen. Denn das Zusammentreffen mit diesem ehrwürdigen französischen Gelehrten, und das nicht blos in Nebenpuncten, ist also ein völlig unabhängiges geblieben; ebenso ist seine Verschiedenheit von demselben in manchen ebenfalls nicht unbedeutenden Puncten, um so rücksichtsloser geblieben; beides aber hätte ihn wenigstens nicht ganz unbefangen

gelassen, und ihn wohl gar verleitet, den Freund Abbé in dem vorliegenden Buche mehr über diesen Gegenstand sprechen zu lassen, als unsere Gränzen es erlaubten. Denn nur als ein einzelner Abschnitt sollte hier die Selbsterziehung vorkommen, als ein ergänzender Theil unserer Hauptidee, weil nur in so weit von der Lebenskunst hier die Rede seyn konnte, nicht aber eine für sich bestehende Belehrung darüber in unserer Aufgabe lag.

Degerando unterscheidet „die geborgte und die selbstthätige Erziehung“*), welche letztere als innere von Anfang die von außenher kommende im Stillen unterstütze, und ihr eigentlich die Kraft gebe, weiterhin aber das Leben hindurch fortdaure. Das Princip des Verf. ist Vereinigung der Liebe zum Guten mit der Herrschaft über sich selbst, woraus denn Größe und Reinheit der Seele, Würde des Charakters und innerer Friede, hiermit die Harmonie aller Kräfte und eines wohlgeordneten inneren Lebens hervorgehe, welche sich im äußeren gleich wie der Umriß in dem Gemälde darstellt. Zu dieser Vollkommenheit soll, wie weiter gelehrt wird, der Mensch streben; das Gewissen treibt dazu an, die Religion steigert sie und wird durch sie gesteigert. Eben diese wahre Vervollkommnung setzt den Menschen in die rechte Beziehung zu seiner Lage und Bestimmung, folglich im Allgemeinen zu den alltäglichen Verhält-

*) Die franz. Ausdrücke l'éducation d'emprunt und spontanée bezeichnen in diesem Werke de l'éduc. de soi-même eben das, was wir Fremderziehung und Selbsterziehung nannten.

nissen, und so gibt es für sie eine selbstthätige Cultur, gleichsam eine Autodidaxie der Seele. Jeder wird als sein eigner Souverain geboren, aber er hängt zu sehr von seiner Stimmung ab, als daß er auf sich selbst rechnen könnte; will er seine Selbstherrschaft behaupten, so muß er sich an Beobachtung und Besiegung seiner selbst gewöhnen. Man klagt über die Schwierigkeiten, wo man mit den äußeren Dingen nicht fertig werden kann, aber eigentlich liegen sie in uns selbst. Die Bekanntschaft mit unsern eignen Fehlern ist eine Erziehung zum Wohlwollen. Die mancherlei Lebensverhältnisse erziehen mit größerem Einfluß als alle Lehrvorschriften. Welche Mittel man in diesen Verhältnissen zu unserer Vervollkommnung auffinden kann, ist besonders im ersten Theile gezeigt worden, wo von der Einfalt, Uebung, Betrachtung u. s. w., von Bestrafung und Belohnung, vom Beispiel, von der Freundschaft, der Gesellschaft, der Einsamkeit u. s. w. die Rede ist, welches dann weiter in dem 2ten Theile mit allen jenen feinen Beobachtungen und Maximen so durchgeführt wird, wie es der Genius des französischen Geistes und eines Degerando ausspricht. Die ganze Lebensweise wird als solche geschildert, die zugleich Selbsterziehung ist. Daß die Religion die große Erzieherin der Menschheit sey, indem sie in die innersten Seelenkräfte eindringt, sie ernährt, entwickelt, regelt, übt, somit sie alle zugleich und harmonisch cultivirt, wird besonders gegen das Ende des Werkes gezeigt. Sie ist es, heißt es da, welche jene beiden großen moralischen Kräfte, die Liebe zum Guten und die Herr-

schaft über sich selbst, so wie auch alle untergeordnete Mittel mächtig unterstützt; sie ist es, welche sowohl die Gesellschaft als das Individuum erzieht, ohne sie hätte das Leben kein Ziel, ohne sie gäbe es also gar keine Erziehung*). Die christliche Religion hat den unbestreitbaren Ruhm, daß sie die Menschen jedes Standes 2c. zur Vollkommenheit bildet. „Es ist die Aufgabe, ganz besonders unserer Zeit, die völlige Uebereinstimmung der wahren Religion mit der wahren Philosophie ins Licht zu setzen." Mit dieser Aufforderung schließt das schöne Werk. Es hat nicht die Tendenz, auf den Grund der Einheit des Erziehungsganzen einzugehen, sondern mehr die Selbstbildung in den Verhältnissen der cultivirten Welt darzustellen. In diese nun durfte der Verf. des vorliegenden Buches, wie bemerkt, nicht weiter einführen, er hätte sonst gerne noch von diesen und jenen Gedanken gesprochen, z. B. wie man in seiner Geistesthätigkeit die Gesundheit der Seele erhalten möge; mußte sich damit begnügen, hier und da weitere Winke zu geben. Doch kann er es sich nicht versagen, einige schöne Gedanken aus dem französischen Werke in dieser Vorrede mitzutheilen. „Gesegnet sey der, welcher die Jugend zärtlich liebt! durch dieses Gefühl ist er ihr wahrer Bildner. — Der Einfluß

*) Der Verf. redet von den admirables effets de la rel. und fügt hinzu: il faut qu'elle conserve dans leur intégrité les caractères desquels ils émanent. Nous trouvons dans son code cette grande maxime: Rien de pire que la corruption du meilleur.

Anderer auf die Morgenröthe unsers Lebens wirkt auf die ganze Folgezeit fort, wenn wir mitzuwirken verstehn. Alle können sich für die Tugend verjüngen. Tugenden, im Alter erworben, sind der Keim einer neuen Jugend*). Es giebt eine Jugend des Herzens, die sich bis zum Grabe erhält. Der Egoismus erfährt, wie sich das, was er gesammelt, mit den Jahren aufzehrt, und wie das hinschwindet, was er gehofft: aber die Liebe zum Guten, von Lebensunschuld und Seelenreinheit geschützt, findet auch unter dem Eise des Alters ihre Wärme wieder, und von dem Reichthum, den sie gewonnen, gießt sie noch bis zuletzt aus, und feiert so die Vorbereitung zu ihrer neuen und herrlichen Stufe wie durch einen Triumph. — Jeder Mensch kann sich auch in der letzten Lebensperiode in jedem Momente bereichern und verbessern, und seine Erziehung geht so lange fort, als es noch eine Zukunft für ihn giebt. Auf der Bahn der Vervollkommnung ist ihm als Ende nur die Zeit, nicht aber das Ziel gesetzt. Es giebt Menschen, welchen der letzte Tag des Lebens ihr schönster wird." — So möchten wir noch fortfahren Stellen auszuheben; denn verwandte Gedanken, schön gesagt, zieht man gerne in seine eigne Rede. Wir müssen aber abbrechen, um noch einen uns Allen näher liegenden Punct zu berühren.

Wen schmerzt es nicht zu sehen, wie die Men-

---

*) — d'une nouvelle adolescence; elles sont comme ces fleurs préludant à un nouveau printemps, qui se font jours sous les frimas passagers.

schen um und um so wenig wissen, was zu ihrem Frieden dient? Hört man doch fast jeden nur Klage führen — sey er reich oder arm, niedrig oder hoch — und ist es nicht sein erstes Wort, so ist es sein zweites und drittes; denn auch da, wo er von seinem Wohlbefinden spricht, fehlt es doch selten an einem angehängten Wenn oder Aber. Erfreut sich das Kind bei dem Anblick der Blume, so wird ihm schon der bittere Tropfen in die Seele geträufelt: „es ist nur schade, daß sie keinen Geruch hat!" — und so geht es im Leben fast immer nur auf eine trübende Stimmung hinaus, die dann immer bittrer macht, und das schon vor den düsteren Herbsttagen. Wo sind denn nun die glücklichen Menschen zu finden? und wessen Leben gelangt denn zu seiner wahren Blüte? Es ist wahr, das Leben Vieler wird von außen gedrückt, aber wie Viele verkümmern sich es doch selbst am meisten! So sollte es nicht seyn, und so würde es nicht seyn, wenn die Erziehung eine christliche wäre, denn sie erweckt die tiefste Lebenskraft, und das möchte man allen Eltern so warm und ernst wie möglich an das Herz legen. Ja, sehen wir so täglich, daß viele Menschen suchen und nicht finden, wie drängt es uns da, daß wir sie auf den rechten Weg hinweisen möchten. Und ob wir gleich erfahren, daß unser Zuruf kaum gehört und wenig beachtet wird, so können wir ihn doch nicht verstummen lassen, und müssen ihn wiederholen, so lange als Gott will. Er aber, der weise Erzieher der Menschheit, wird auch da, wo wir verzagen möchten, alles zu ihrer höheren Entwicklung leiten.

Diese Gefühle und Gedanken sprechen in dem vorliegenden Buche, um das Leben, nicht als ein durch Abstraction und Reflexion ersonnenes, sondern in seiner Wahrheit so zu begreifen, wie es der Erziehung vorliegen soll. Eine systematische Anordnung fand also da nicht statt, aber der Verf. glaubte doch einen solchen Gang wählen zu müssen, wodurch sich das Einzelne, das aus dem Leben entnommen worden, zu einem Ganzen, worin das Ziel deutlich erscheine, gehörig zusammenstellt. Die vier Abtheilungen sollen hierzu dienen. Die erste zeigt auf das Leben hin in seiner sittlichen Gestalt, wo sich denn auch Extreme jugendlicher und sonst einseitiger Ansichten, insbesondere aus unserer Zeit, geltend machen wollen, aber auf das wahre Princip zurückgewiesen werden; das Ethische, Politische, Christliche wird sodann weiter in seiner Verbindung betrachtet. Um diese von mehreren Seiten einzusehen, vernehmen wir einige Lehrer aus verschiednen gebildeten Nationen, Montesquieu, Ferguson und einige andere (Abschn. II. S. 44 — 72.), worauf denn der Begriff der Sittlichkeit für das Leben des Einzelnen in der Gesammtheit (III. S. 74 — 109.) bestimmt, und auf die Grundsätze, wie sie (S. 32, 100, 104, 108 f.) zusammengefaßt sind, zurückgeführt wird. Hierzu mußten sich verschiedene Richtungen in den jungen Leuten aussprechen, welche von durchgebildeten, welterfahrnen Männern Belehrungen annehmen. Durch die Art der Darstellung wird zugleich bezweckt, daß man in Beispielen bemerken möge, wie der Jüngling geleitet werden solle, wie dabei die Freundschaft haupt-

sächlich wirke, wie er von seinen Verirrungen zurückkommen könne, und wie dieses alles in die Selbsterziehung übergehe, welche in der vierten Abtheilung betrachtet wird; und so werden die folgenden vorbereitet.

Die zweite Abtheilung zieht das sittliche Leben in das christliche herauf. Das führte zuerst auf die Idee der Kirche, als göttliche Anstalt, und ihre Verwirklichung in der menschlichen Geschichte, also auch auf die Reformen und Parteiungen in derselben (Abschn. I. S. 115 — 132.). Da die Rechte gegenseitig geachtet werden, so sprechen sich der katholische Abbé und der evangelische junge Theologe offen aber christfreundlich gegen einander aus; auch dienen die historischen Momente zum deutlicheren Erkennen jener Idealität. — Hierauf wird der Staat in seinem Verhältnisse zur Kirche als ein christlicher gedacht; wobei denn der Britte und der Deutsche dieses Verhältniß bei ihren protestantischen Kirchen zu würdigen suchen (II. S. 133 — 154.). Zugleich wird von verschiedenen philanthropischen Verblendungen gesprochen, worin unsere Zeit begriffen ist, als da sind: eine Garantie der Gesetze, welche außerhalb der Gewissenhaftigkeit, d. h. der Religiosität gesucht wird, eine Volkssouveränität, welche man in überfliegenden Bildern poetisirt, eine Emancipation der Juden, welche dem Staate die Möglichkeit abschneidet ein christlicher zu seyn oder noch mehr zu werden, ein Bestehen eines Staates auf die Dauer, der als solcher keine Religion hat, — in welchen Dingen natürlich junge Leute, die erst in's Leben hereinsehen, anders urthei-

len, als die älteren Männer, welche sich gegen sie darüber aussprechen. Dem Leser wird mitunter sein Blick auf das menschliche Treiben hingeleitet, um selbst zu bemerken, was die Entfremdung von der Religion, und was dagegen die Wirksamkeit der christlichen in unsern Staaten bisher zur Folge gehabt, und menschlichem Ansehen nach künftig haben werde. Man wird es nebenbei nicht der Natur des Jünglings widersprechend finden, wenn er, seiner Zeit vom Freiheitsschwindel ergriffen, nunmehr zur Vernunft und Erkenntniß des Besseren gelangt. —

Abschn. III. Von der Einheit des kirchlichen, bürgerlichen, sittlichen Lebens in der christlichen Gesammtheit. Das, was diesem allem entgegenwirkt, z. B. manche Associationen, soll und wird auch noch durch das christliche Element besiegt werden. Nebenbei ein Blick auf einen Abraham, wie er glaubensvoll hoffte, dann auf das Evangelium, wie es sich verbreitete, und auf die Christengemeinden und den Werth ihrer gottesdienstlichen Versammlungen auch für unsere Zeit. Daß es nur das Christenthum sey, welches die Gesetze und die Sitte zu einem blühenden Gesammtleben heiligt, wird S. 167 noch kurz zusammengefaßt. Wie nun das in einem christlichen Staate statt finde, wird Abschn. IV. durch ein (mögliches Beispiel) gezeigt. Die Reise eines Commissarius von Seiten des Staats zu Kirchensynoden, dient dazu, daß die Rechte und Pflichten des Staats gegen die Kirche, und die Forderung des Christenthums für das Volksleben, hiermit denn die wahre Stellung und Wirksamkeit der Geistlichen betrachtet werden. Wie von der Fröm-

migkeit der Mütter, die als eine Art Priesterthum in dem Volke wirkt, das christliche Leben schon in den Kindern beginnen sollte, so müßte es durch die Lehrer in der Kirche, wenn sie von dem Geiste des Christenthums erfüllt sind, zu einem allgemeinen Aufblühen gefördert werden. In einem Vten Abschn. folgt dann eine kurze Uebersicht, wie sich der menschliche Geist in dem Christenthum entwickelt hat, und daß von diesem höchsten Einfluß nur allein die harmonische Vollkommenheit der Menschenwelt zu erwarten sey.

Die dritte Abtheilung wendet nun dieses alles auf die Erziehung an. Es wird eine durchgreifende Reform in dem Erziehungswesen nöthig befunden, die eben darum, damit sie durchgreifend sey, in keiner einseitig freigelassenen Entwicklung bestehen darf, sondern durch die Gesetze, die Sitte und die Religion bedingt wird, und die Erziehung des Einzelnen mit der Volkserziehung einigt (I. S. 215 — 229.). Die Wechselwirkung hierin ist der höhere Organismus, woraus die Lebensblüte erwächst. Die Leitung des Kindes wie auch des Volkes ist dann eine weise, wenn sie, wie weiter gezeigt wird, zur Erreichung ihres Zweckes Wirkung und Gegenwirkung berechnet. Nur die christliche Erziehung löset diese große Aufgabe (S. 229 — 257.). — Der Abschn. II. spricht davon, wie der christliche Staat für die Erziehung zu sorgen habe, dabei von den allgemeinen Bildungsanstalten, von Schulen, Universitäten u. s. w., und wie jeder in die Selbstbildung, wie auch in die Mitwirkung für das Gemeinwohl einge-

führt werde, wie viel dabei insbesondere auf die Bildung des geistlichen Standes ankomme, und wie sich also die Blüte der Humanität dann vollständig entwickelt, wenn jener Quell überallhin seine Kraft ergießt (S. 258 — 274.). — Der IIIte Abschn. handelt von den Bedingungen. Was die Eltern zu thun haben für die gewünschte Verbesserung, ist hier nur in soweit angegeben, als es an die ausführliche Erziehungslehre des Verfassers, zum Theil ergänzend, zum Theil die Einheit zusammenfassend, sich anschließt (S. 274 — 343). In dieser Weise werden die einzelnen Jugendperioden betrachtet, um die Gebrechen der bisherigen Erziehung zu bemerken (S. 343 — 355), insbesondere noch die Fehler, welche während des Uebergangs zur Mündigkeit gewöhnlich begangen werden (S. 355 — 378). So liegen denn die Ursachen vor, warum die Erziehung bisher das nicht geleistet, was man von ihr erwartet; es sind dagegen auch die Bedingungen angegeben, unter welchen der erwünschte Erfolg zu hoffen ist, und sie sind (S. 382.) auf jene Grundbedingung zurückgeführt.

Die vierte Abtheilung hat die Selbsterziehung zum Gegenstande mehrerer Unterhaltungen, wo theils die jetzt schon reifer urtheilenden jüngeren Freunde, theils die älteren das Gespräch leiten. Der Begriff der Erziehung kann hier erst seine Vollständigkeit finden. In der ersten Unterhaltung wird davon gesprochen, wie sich der Mensch selbst erzieht, schon in einem gewissen Grade von seiner Kindheit an, während er von andern erzogen wird, und wie er sich auf diesem Wege allmälig zur Selbsterziehung ent-

wickelt. Das innere Leben, die äußere Lage, nebst den Mitteln für jenen Zweck kommen hierbei in Betracht (S. 396 — 412.). — In der zweiten Unterhaltung sprechen vornehmlich die älteren Freunde über den Einfluß des gesellschaftlichen Lebens, der Freundschaft, der Familie, der bürgerlichen und kirchlichen Gemeinschaft auf die Selbstbildung, und so auch über den Umgang (S. 412 — 443.). — Die dritte Unterhaltung redet von dem Privatleben, was man darin zu seiner Ausbildung und guten Stimmung thun kann. Zum Schluß wird alles Besprochene in seiner Vereinigung zur Fülle und Blüte des Lebens zusammengefaßt (S. 467.). Der Leser wird übrigens finden, daß sich wie dieses Letzte auf das Erste, so das Erste auf das Letzte, und überall das Einzelne, auch in den abwechselnden Formen der Darstellung, auf das Ganze bezieht.

Dieses Ganze nun, was in dem Buche vorliegt, hielt der Verf. als das Schlußwerk zu seiner Erziehungslehre nöthig. Sie geht nämlich von der Grundidee aus, daß die Menschheit in einer fortschreitenden Entwicklung sich fortwährend auszubilden von Gott bestimmt ist, und so unter der Vorsehung ihrem herrlichen Ziele allmälig näher kommt. Diese Idee hat der Verf. in der Weise ausgeführt, daß er 1) die Natur des Menschen in ihrer Entwicklung aufzeigte, um zu sehen, was die Erziehung in ihrer zusammenhängenden, stetigen Wirksamkeit zu thun habe; daß er 2) aus den von den ältesten Zeiten her bis jetzt bekannten Belehrungen die bewährten Grundsätze und Regeln einerseits auf das Princip zurückgeführt,

andrerseits auf das Leben so angewendet hat, wie sie sich erfolgreich beweisen werden; daß er 3) hiermit in den Geist der Erziehung eingeht, durch welchen sie ihre Weihe erhält, um in allen ihren einzelnen Thätigkeiten das Rechte zu treffen; endlich 4) daß er die Erziehung des Kindes mit der Entwicklung seines ganzen Menschenlebens, die Bildung des Individuums mit den Fortschritten der Menschheit in ihrer tiefen Vereinigung betrachtet hat, und also die jetztlebenden Erzieher auf das hinweiset, was sie zu thun haben, um wahre Bildner des nachlebenden Geschlechts zu seyn. Und hiermit glaubt der Verf. seiner Erziehungslehre ihre Stelle bezeichnet zu haben, welche sie selbst in der Entwicklung der Erziehungsidee einnimmt. Sie wollte nicht bei dem stehen bleiben, was geworden ist, sondern auf das hinwirken, was werden soll; sie erwartet daher von der Zukunft ihr Urtheil. Wir säen aus; manche Saat sproßt alsbald hervor, manche keimt lange, und wächst nicht bloß für das nächste Jahr heran, und wir hoffen, der angehende Arbeiter, wie der, welcher noch an seinem Lebensabend seine Kräfte in unserm großen Berufe aufbietet, wir Alle hoffen auf den Segen von Oben.

Heidelberg, zu Anfang d. J. 1837.

Schwarz.

Inhalt.

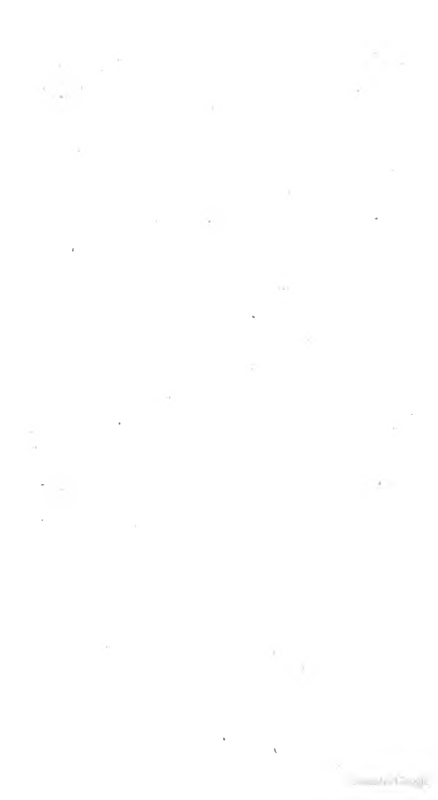
Erste Abtheilung. Das sittliche Leben.

Zweite Abtheilung. Das christliche Leben.

Dritte Abtheilung. Erziehung.

Erste Abtheilung.

Das sittliche Leben.



I.

Die jungen Freunde.

„Ihr meint also, in Euch wäre das Leben in seiner vollen Blüte, Ihr wackern Jünglinge?“ fragte der freundliche Alte seine drei Gäste, als sie eben guter Dinge zusammensaßen, und während dem Aprilschauer draußen im gemüthlichen Gespräche ihr Jugendfeuer fühlten. „Nun, bester Oheim, erwiederte alsogleich der jüngste, Sie haben ja selbst einmal gesagt, und ich habe das recht wohl behalten, im Jüngling stehe die Kraft in ihrer Blüte.“ — „Nicht gerade so, mein lieber Alwin, werde ich gesagt haben, sondern statt: sie steht, sagte ich vielleicht: sie tritt in ihre Blüte; und so meine ich es noch. Denn die Kraft des Menschen steht nie, und sie soll sich vielmehr in einem Fortblühen befinden. Hat sich die Knospe erschlossen, so bricht jeden Tag Neues hervor.“

Der Freund der beiden Neffen, welcher sie begleitet hatte, nahm das Wort und sagte: „Wohl, Herr Geheimerath; wir jungen Leute greifen allerdings gerne dem Alter vor, als ob nicht fort und fort der Geist des Menschen thätig sey, und Frisches zu Frischem erzeuge: aber hat denn nicht auch sein leibliches Leben der Mensch? und wenn dieses in seiner Fülle steht, so hat doch wohl die Kraft im Ganzen ihr Höchstes erreicht; und das werden auch Sie unserer Jugend zugestehen. Das ist die Zeit der Begeisterung.

Da steigen die himmlischen Gestalten zu uns herab, da wird die Brust zu feuriger Wallung bewegt, da wird Alles zum Leben und Streben, und" — — „Und, lieber junger Freund, so ist Ihre Brust voll, und ergießt sich gerne in hohen Gedanken, gewiß nicht bloß in Reden — hier meine Hand! — Wenn Sie wollen, auch weiterhin wohl noch ein Wörtchen für Ihr Leben und Streben?" —

„Dank, gütiger Mann, für Ihren Händedruck, womit Sie mir mehr versprechen, als — wohl ein Wörtchen!" — Hugo, der ältere der beiden Neffen, saß vor sich hin halb lächelnd da, und wohl hätte ihn der Oheim fragen mögen, wie er es denn meine? aber er sah es ihm an, daß er sich nicht gern erklären mochte, und dachte an das Sprichwort: stille Wasser gründen tief. — „Jetzt Kinder, sagte er aufstehend, jetzt aber blickt die Sonne hervor und der Himmel entwölkt sich. Kommt! hinaus! der Frühling ruft Dich, liebe Jugend — und auch mich, wenn Ihr es vergönnt." — „Mit tausend Freuden!" — Und so wanderten sie wohlgemuth das Thal hinauf zwischen Wiese und Wald. Ueberall hatte der Frühling sein Füllhorn ausgegossen, über Büsche und Bäume und auf dem Wege der Wandrer. Dort stieg die Lerche auf, hier schlug die Nachtigall, das Naturleben entfaltete sich in aller Weise, und stündlich schien es in seine vollere Blüte zu steigen. Sie wanderten vor sich hin, in der Stille der Gedanken, ohne Aeußerung ihrer Gefühle.

Indessen schien sich Hugo gar nicht einmal umzusehen, denn er gieng nur so vor sich hinsehend bei allem vorüber; Alwin dagegen schweifte mit seiner Brille immer in die Ferne hinaus, und der Freund sah mit seinen halbverschlossenen Augen wenig von der Außenwelt. So kamen sie zurück; nur der Oheim hatte die schöne Natur gesehen. Er zog die jungen Herren damit auf, daß sie Augen und Ohren zu Hause gelassen.

Als am folgenden Tage die Frühlingssonne wieder in das Freie rief, nahmen sie zwar ihre Sinne mit, und in muntern Gesprächen unterhielten sie auch den freundlichen

Führer; doch kam jeder gerne in seine Ideenwelt, wenn man das jugendliche Begriffespiel so nennen mag, und der alte Freund ließ sie frei gehen. Er hatte jeden dieser drei Jünglinge bald durchschaut. Es freute ihn zu sehen, wie sich in ihren verschiedenen Richtungen doch ein ernstes Streben nach dem Wahren und Guten aussprach, und ein wohlgearteter Sinn einen edlen Charakter in jedem ankündigte. Dieser Grund und Boden war ihm für die Unterhaltung mit ihnen erwünscht, und es gelang ihm bald, das gemeinsame Interesse auf das Nachdenken über das Sittliche zu lenken. Auch sah er, daß in ihrem Streiten, so hitzig es auch manchmal wurde, und in ihrer Geisteskraft, welche leicht aufgeregt war, etwas durchwaltete, das sie immer wieder zu einander hinzog, und daß sie dann nur fester die Hände in einander schlugen, und heiterer einander in die Augen sahen. Er bemerkte, wie eine Ferne ihnen vorlag, nach welcher sie hinsteuerten, ohne sie noch recht zu kennen, und er beschloß diese ihre Ferienzeit zu benutzen, um ihre Blicke, die nur zu sehr noch von dem Zeitgeiste umnebelt waren, für das Licht, welches ihre Seelen aus jener Ferne schon empfanden, vorerst freier zu machen. Die Unterhaltungen während einiger Wochen konnten schon dazu dienen, und mancher Regentag war für diesen Zweck eben auch nicht ungünstig; wenn das Wetter sie nicht unter die schattende Buche einlud, so saßen sie mit ihren Türkenpfeifen im behaglichen Zimmer, und der Gegenstand des Gesprächs wurde minder unterbrochen. Eine glückliche Ferienzeit für diese Studirenden nach ihrem ernsten Winterfleiße.

Der Wirth theilte die Lebenserfrischung mit seinen Gästen; er, nach einer reichen Laufbahn großer Lebenserfahrung, die er auf Reisen gemacht, und wichtiger Wirksamkeit, die er dem Staate gewidmet, vorjetzt auf seinem Landsitze ausruhend, feierte unter diesen jungen Freunden ebenfalls eine Muße, welche auch ihm wohl that, so daß er sich in diesem Kreise verjüngt fühlte. Er hörte dem lebhaften, oft allzu lebhaften Disputiren so wie von weitem zu, und hätte da

wohl manchmal das Wort von La Rochefaucauld, das die Jugend ein Fieber oder gar einen Rausch nennt, billigen mögen, wenn er sie nicht besser gekannt hätte. Manchmal schüttelte er den Kopf, meist mit Lächeln, indessen ließ er sie gewöhnlich mit einander fertig werden, bis sie sich etwa verwickelten, wo er eine Frage dazwischen warf und zur ruhigeren Verständigung verwies.

In Allem fand er, daß die Begriffe von dem, was seyn soll, die Basis ausmachten, welche in allen Mischungen vorkam, nicht aber selbst klar in dem Bewußtseyn standen. Jeder dieser Jünglinge wollte das Gute, jeder war dafür begeistert, jeder strebte eifrig, gut zu seyn und Gutes zu wirken: aber was das Gute sey, das lag ihnen noch mehr verhüllt in der Seele, und so verband sie zwar ein gemeinsamer edler Zug, aber sie drei hatten grade drei ganz verschiedene Richtungen genommen. Der väterliche Freund hatte diese in den bisherigen Unterhaltungen vollkommen kennen gelernt, und dabei war ihm nicht entgangen, wie das Selbstische auch in die reineren Bestandtheile verflossen war, in jedem auf eine eigene Art.

Hiermit hatte er auch den Weg ersehen, den jeder machen mußte, um zu seinem wahren Selbst zu gelangen, und das Sittliche in seinem Leben wie in seinem Denken rein zu gewinnen. Nunmehr war denn der Zeitpunct vorhanden, daß jeder sich mit sich selbst verständigen mußte, und die Stimmung war auch jetzt gerade dazu erwünscht. Die freie Muße auf diesem schönen Landsitze hatte das geistige Leben wie mit einem höhern Frühlingshauche erweckt, die Mittheilungen flossen gemüthlich zu einander über, und der Wirth war so wie von selbst der Vorsitzer in diesem Freundesverein geworden, indem er die Geister seiner Gäste völlig frei zu machen und doch unvermerkt zu lenken verstand.

So sprachen sie nun selbst den Wunsch aus, in dieser Ferienzeit mit ihren Begriffen über das, worin das sittliche Leben bestehe, nun einmal in das Reine und in Einverständniß zu kommen, denn dieses meinten sie doch

müsse möglich seyn, oder vielmehr es sey nothwendig. Jedem zwar dünkte seine Ansicht die rechte zu seyn, aber keiner konnte doch die der andern Freunde sohin für eine unrechte halten, denn dazu war ihm der Freund zu lieb, und seine Denkart zu achtungswerth. Alle drei Kämpfer legten also ihre Waffen vor dem Führer nieder, und baten ihn um seine Belehrung. „Wohl denn, meine jungen Freunde, erwiederte er, ich bin bereit; aber da die wahre Belehrung zugleich aus demjenigen selbst kommen muß, der sie empfängt, wie Ihr wisset, so kann ich Euch nur die Hand dazu bieten. Damit Ihr nun das, was ich Euch etwa zu sagen habe, nicht als ein Vorsagen ansehet, dem Eure Bescheidenheit eine persönliche Autorität beilegen könnte, damit Ihr es vielmehr selbst Euch sagen möget, so erlaubt mir, daß ich aus der Seele eines nach dem andern, indem ich mich in ihre Denkart zu versetzen versuche, das vortrage, was er selbst vortragen möchte, daß ich also in dieser Hinsicht ihn selbst durch mich sprechen lasse. Aber noch mehr müßt Ihr mir gestatten; laßt mich auch noch hinzusetzen, was solche, die es aufs Aeußerste treiben, noch weiter sagen müßten, und Ihr nicht sagen würdet. Bin ich fertig, so mag sich jeder darüber äußern, ob ich seine Meinung getroffen habe oder nicht. Ich möchte keinem gerne in seinem Gedankengange vorgreifen, so weit sich das irgend thun läßt.

Sie waren über dieses Anerbieten erfreut, und der nächste Abend wurde zu einer förmlichen Sitzung für den ersten dieser Vorträge bestimmt.

Der jüngste Neffe, Alwin, ein zwanzigjähriger Jüngling, war vom Freiheitsschwindel auf der Schule schon ergriffen worden, und gehörte jetzt zu denen, welche in der Gutmüthigkeit des Unverstandes, ohne Welt- und Menschenkenntniß, Ideale von Republiken träumten, und wovon manche in die Toll-

heit geriethen, so etwas frischweg erschaffen zu wollen. Der Vorsitzer begann seine Vorträge damit, daß er einen solchen, wie es jedoch sein Neffe noch nicht war, auch wohl nicht geworden wäre, durch seinen Mund reden ließ.

„Heil dem Jüngling, dessen Brust nicht in der niedern Region des Sclavenlebens athmet, die vielmehr erfüllt wird von dem Aether, in welchem das Licht mit Thatkraft ein- und ausströmt! Ja, der Freiheit soll er sein Leben weihen, das Wort für sie reden, wo es gilt, auch das Schwerd für sie ziehen, wo es Noth thut, und selbst auch den Dolch ergreifen. Wir dürfen keine Art von Machthaberei mehr dulden; die Zeit ist gekommen, wo das Volk seine Rechte zurückfordert. Seine Redner rufen dazu auf von den Höhen herab, seine Kräftigen erheben ihre Arme, seine Edlen schaaren sich zusammen. Wer das Leben gewinnen will, muß das Leben einsetzen, und der Kampf hat begonnen. Ruft auch das Horn jetzt nicht in das Feld, so treibt doch das Herz zur Verbrüderung, und im Stillen schlagen die Hochherzigen ihre Hände in einander.

Jünglinge! Ihr ehret Eure Väter; aber in dieser Zeit ist ihrem Ansehen eine Gränze gesetzt, denn sie können sich nicht von dem Hergebrachten losreißen. Die Zukunft ist mehr als die Vergangenheit, das Vaterland mehr als der Vater. Besser jene Mütter, die der Gracchen-Mutter gleich mit Stolz auf ihre Söhne sehen; denn durch diese, durch Deutschlands junge Söhne wird ein junges Deutschland erstehen, ein Vorbild für die Völker, eine Welt der Freiheit wird es dann werden. O, es beginnt eine herrliche Zeit! und sie wird bald hervorbrechen, wie der Frühling aus der Winterdecke, dann wird das Volk jauchzen. Nur der Jüngling ist zu beklagen, der den schönen Tag nicht mehr erlebt, für welchen er kämpfte und fiel.*)

---

*) Worte aus einer Rede bei dem Grabe eines Jünglings, der als Freiheitsschwärmer in einem Duell gefallen, von seinem Freunde gesprochen.

Manche schaudern vor den Tagen des Ausbruchs zurück, welche diesem Tage vorausgehen, aber sie sollten das Naturgesetz bedenken, welches das Ungewitter für die Reinigung der Luft und für das fruchtbare Gedeihen voranschickt. Auf das Gewölke folgt Sonnenschein. Der Krieg ist um des Friedens willen, hier aber um des höchsten Friedens willen, um endlich einmal einen Rechtsstand zu begründen. Auf anderem Wege kann den Völkern doch nicht der Zustand des Rechts und der Gerechtigkeit kommen; darum sollte es kein junger Mann an sich fehlen lassen, an den nur irgend der heilige Ruf ergeht. Denn was ist heiliger als das Recht? Was dürfen wir diesem vorziehen? Das heilige Recht des Menschen darf kein Mensch irgend etwas Anderem nachsetzen, diesem Rechte aber steht alles Andere nach. Nein, Freunde, es giebt nichts, das Euern Herzen näher liegen soll, das Euch in strengere Pflicht nimmt, das Eure gänzliche Theilnahme dringender in unserer Zeit verlangt, als der Kampf für die Volksrechte. Nicht Vater, nicht Mutter, nicht Wissenschaft, nicht Kunst, nichts was sonst Eure Herzen zieht, so edel auch der Zug sey, kein frommes oder schönes Gefühl, keine Dankbarkeit, kein Mitleid, auch kein Beruf, keine Religion, kein gegebenes Wort, kein Eidschwur, — darf Euch von der großen Pflicht zurückhalten, die jetzt alle Hochherzigen begeistert.*)

Die christliche Religion selbst fordert das. Sie ist die Religion der Freiheit; sie verlangt ausdrücklich alle Fesseln abzuwerfen, keines Menschen Knecht zu seyn, keine Ungleichheit der Stände zu dulden, Alle im Staate in gleiche Rechte zu setzen.**) Unsere Prediger sollten das nur bedenken, und

---

*) Worte, die man vor einigen Jahren hier und da gehört hat, und noch stärkere! Sie sind Gott lob verhallt.

**) So La Mennais, dessen Paroles d'un croyant diese Entstellung der christlichen Freiheitslehre bis zur widrigen Verzerrung getrieben haben, nur hat man seine unlogische Phraseologie in Deutschland wenig beachtet.

wenigstens mehr zur allgemeinen Religion hinführen, statt daß sie Rückschritte machen zur alten Dogmatik zurück, sogar noch von der Erbsünde reden, nachdem doch schon über ein halbes Jahrhundert hin hellere Lehren sind gepredigt worden. Ihr jungen Theologen nehmt ein Beispiel an den liberalen, welche als Volksvertreter nicht blos auf der Kanzel erscheinen. Mit dem Pfaffenthum hat es doch nun einmal ein Ende, und man will nur Volksredner hören. Da kommen denn nun Mystiker und Pietisten aus der neuen Schule, welche die alte Orthodoxie wieder einführen wollen, das sie immerhin thun möchten, wenn sie nur Freiheit verkündigten, statt daß sie noch Demuth und Gehorsam lehren wollen. Vielmehr an die eigene Kraft muß der Mensch glauben lernen, die Gott in jeden selbst gelegt hat, eine heilige Macht, um durch diese sich zu erlösen und sich frei zu machen. Das ist der Fortschritt der Menschheit zum höheren Ziele.

Wir müssen vorwärts. Unbesonnen wollen wir zwar nicht zufahren, aber Bedenklichkeiten werden den Wagen im Fortrollen nicht aufhalten. Wer vor jedem Hügel halten will, kommt nicht weiter. Nur muthig darauf zu, es wird schon gehen; fangen wir nur an, es wird am Weitern nicht fehlen. Auch wird das errungene Kleinod nicht in schlechte Hände kommen; aus dem Guten kommt nichts Schlechtes; nur jetzt ist alles schlecht, und das muß untergehen, damit das Gute endlich einmal hervorkomme. Dazu müssen schon die Kinder gewöhnt werden, daß sie das Bisherige verachten, und einer neuen Zeit angehören; dafür haben vor allem die Mütter zu sorgen, sie müssen dem Knaben schon frühzeitig die Weihe der Freiheit ertheilen. Ganz besonders sind die Lehrer der höheren Schulen berufen, um den Jüngling nichts mehr von sclavischer Zucht erfahren zu lassen, und ihn mit einem Freiheitsgefühle zu begeistern, das ihm eine Sehnsucht nach Großthaten für das neue Geschlecht erweckt.*)

*) Ist seiner Zeit redlich geschehen; aber jetzt wissen es solche ihren Lehrern schlechten Dank.

Denn auf der Jugend ruht die Hoffnung der Zukunft; durch sie muß das neue Leben aufblühn.

Ohnehin wird es sich auch mit den Studien ändern. Einen Gelehrtenstand brauchen wir nicht mehr; jetzt hält ihn nur noch der Aristokratismus als ein Surrogat des Geburtsadels. Aber das kann nicht lange mehr dauern, denn auch die Geistesschätze kommen bereits in die Hände des Volks, und werden alle ein Gemeingut werden, wie es der allgemeine Wohlstand verlangt. Der Gewerbsfleiß ist mehr werth als der Bücherstaub, die Naturwissenschaften mehr als alle griechischen und lateinischen Grammatiken; und wozu diese noch, seitdem die freisinnigen Alten in unsere Muttersprache übersetzt und ihre Gedanken in unsere Schriftsteller eingeflossen sind? Schon das ist eine Rechtsbedrückung, welche so mancher Knabe unter uns erfährt, daß man ihn mit diesem Lernen quält, statt ihn seiner schönen Jahre unter den leichteren und nützlicheren Lehren froh werden zu lassen.*) Jeder junge Mensch soll dazu gebildet werden, um seinen Wohlstand im gemeinen Wesen aufs beste sich zu schaffen; also werde auch keiner in den Lernjahren bevorzugt. Mit den Künstlern und Gelehrten wird es sich dann schon von selbst finden. Freilich das Mittelalter wird nicht lange mehr hereinspielen, um die Kunst zu verdüstern, und die Wissenschaft von der Bewegung zum Lichte zurückziehen, auch wird kein aristokratischer Dichter mehr aufkommen. Ueberall werden ächte Volkslieder ertönen, und aus dem Munde der Kinder wird man nur Freiheitsgesänge hören. Da wird man auch eine ganz andere schöne Literatur erhalten, als die bisherige, denn sie will nicht mehr die veralteten Formen einer steifen Sitte erkennen, und fängt schon an ihren freien Naturlauf zu nehmen, wie der frische Quell den Gau bewässert.

Wie herrlich werden sich dann auch die äußerlichen Verhältnisse gestalten! Die Rechte werden einfacher, ihre Pflege

---

*) Wird noch immer Schulmännern, und oft bitter, so wie Schulknaben, nicht selten erfolgreich, zu Gehör gesagt.

wird leichter, das Volk giebt sich selbst seine Gesetze, befolgt sie daher auch von selbst, und wo noch Gerichtssäle nöthig wären, da sind Volksmänner die Richter, von dem Volke frei gewählt. Zum öffentlichen Gottesdienste bedarf es dann ebenfalls nicht viel, denn jedermann weiß dann, daß Rechtschaffenheit der wahre Gottesdienst sey, und der Staat überläßt dann ohnehin jeden seiner Bürger ganz seiner Religon. Das rechtliche Leben ist dann allgemein, und dieses ist das sittliche, so wie das sittliche das religiöse. Wir dürfen dann auch eine Versöhnung mit den Naturforderungen des Menschen erwarten, statt des bisherigen Kampfes wegen der äußeren Sitten und Gesetze gegen natürliche Neigungen, die noch immer von einer pedantischen Sittenlehre verdammt werden; auch darin wird das Leben freier.*) In dem Freiwerden des Volkes steigt also das Leben der Menschheit in seine Blüte."

Alwin war erstaunt, da Manches zu hören, was er sich so nicht gedacht, obwohl ihm manche Andeutungen von Freiheitsschwindlern nun klar wurden. Soviel erklärte er augenblicklich dem Oheim, daß er zwar Grundsätze der Art hege, aber nimmermehr in dieser Ausdehnung, und daß er mehreren dieser Puncte mit allem Eifer widersprechen würde. Indessen zeigte ihm der Vorsitzer sehr bald, daß das alles unmittelbar aus dem, was er selbst geäußert, folge, auch belegte er manches, was er im Namen einer solchen Denkart vorgetragen, mit Stellen aus Druckschriften und beglaubigten Nachrichten. Der Jüngling mußte das zugestehen. Doch konnte er sich von seinen Grundsätzen nicht trennen; sein Zustand war der eines Verliebten, er sah nur das Reizende in seiner Göttin, aber keinen ihrer Fehler, und es war ihm schon verdrießlich zu hören, daß sie Fehler habe, vollends nun so arge!

Der väterliche Freund hatte ihm in dieser Unterhaltung

---

*) Nach dem Sinne einer neuen schöngeisterischen Schule, die nicht bloß von französischen Dichtern versorgt wird.

schon genug gesagt, um ihn mit guter Zuversicht seinem eigenen Nachdenken überlassen zu können, denn das war so seine Sokratik. Der junge Phantast war nunmehr auf sich selbst hingewiesen, und es blieb übrigens bei der abgeredeten Ordnung, daß in der Sitzung selbst keine Gegenrede vor der Hand statt finden durfte; jene vorläufigen Einreden unterhielten nur das Gespräch zwischen den beiden allein.

Der nächstfolgende Abend war wiederum geeignet, um die Freunde traulich im Zimmer zu halten. Der Oheim redete nun in dem Auftrage seines älteren Neffen, nachdem er sich mit dessen Denkart in Beziehung auf die Aufgabe genauer bekannt gemacht hatte; eine sehr verschiedene. Als Vorsitzer trug er sie in folgendem Umrisse vor.

„Das Leben quillt aus der Tiefe. Wo der Odem des Allmächtigen wehet, da nur entspringt es, denn es wohnt in Gott, und von Ihm nur ergießt es sich da wo Er es will. Wie Sein Hauch draußen in der Natur den Frühling schafft, so spricht Sein Wort: es werde Licht in der Seele! und es wird Licht in der Seele, die Ihn suchet. Denn suchen muß Ihn die Seele, wenn Er zu ihr kommen soll; aber nur die sucht Ihn, die sich nicht selbst sucht, denn ihr Selbst ist nicht der Herr. Von ihrer Selbstheit muß sie sich also erst entkleiden, auf daß sie sich arm fühlt, so ganz arm in ihrem Nichts, um in Demuth ihm zu nahen, damit Er mit Seiner Gnade sie erfülle, damit Er sie von ihrem Verderben erlöse, und damit Er ihr das ewige Leben ertheile. Das ist das wahre Licht und Leben, alles andere schwindet in der Eitelkeit der Dinge dahin.

Was der Mensch auch suchen und erforschen mag, ist ohne dieses Leben nur Schein, und nährt nur den natürlichen Dünkel. Denn wo ist die Wahrheit, als in Gott? Was ist das Gute, das wir allein so nennen dürfen, wenn

es Gott nicht ist? Woher kommt alle gute und alle vollkommene Gabe als von dem Vater des Lichts? Wer also zu ihm kommt, der schöpfet des Lebens Freude und Fülle, und zu ihm sich führen zu lassen, dazu fordert auf der himmlische Ruf, der an die Menschheit ergeht.

Der Gelehrte denkt wohl viel zu wissen, und ist hoch erfreut über das immer tiefere Eindringen der Forschungen: aber seht diese Schätze nur näher an, ob sie wahres Gold sind, oder nicht vielmehr ein blendender Schimmer. Und gesetzt auch, das Planetensystem sey noch weiter durchforscht als es jetzt ist, wo die Fernröhre die Himmelskörper aus ihrer kaum bemerkten Sichtbarkeit in unsere Nähe stellen; gesetzt auch, der Bau unserer Erde sey in seinem ganzen Plan den Geologen vorgelegt; gesetzt auch, wir kenneten alle Wesen und Kräfte der Natur auf unserer Erde, und wüßten sie noch weiter als bis jetzt Eisen und Dämpfe zur Bequemlichkeit des Lebens zu gebrauchen; gesetzt auch, wir wüßten die Geschichte des Menschengeschlechts von den ältesten Zeiten her bis jetzt noch genauer, als es die Geschichtschreiber lehren —: so sind das doch immer nur Einzelnheiten, und von der Einsicht in das Ganze bleiben wir noch weit genug entfernt, denn die Tiefe der Natur bleibt dem verschlossen, der den Schöpfer der Natur nicht erkannt hat, und kein Mensch hat ihn erkannt, dem er sich nicht offenbart. Nur in Gott ist Wahrheit. Wohl sind auch jene Wissereien von Werth, sie sind für unser Erdenleben nothwendig, aber mit diesem schwinden sie auch dahin, und sie nähren nur unsere Eitelkeit, wenn wir nicht dabei das Leben in Gott besitzen, in dem zeitlichen das ewige.

Der Philosoph hält sich wohl für den geweiheten Seher, der die ewige Wahrheit durchschaut und begriffen habe, während er sich doch nicht einmal selbst kennt, denn sonst würde er wissen, wie wenig er zu wissen vermag, weil seine Vernunft verdüstert ist, und durch die Selbstsucht so weit von dem Quell der Wahrheit seitwärts geführt worden, daß ihr nur der Dünkel des Wissens übrig geblieben. Der

rechtliche, der moralische Mensch meint Wunder, wie hoch er stehe, weil er seine Pflichten ausübt, weil er diese und jene Tugend besitzt, auch seine Freude an den Tugendgemälden sieht: aber blicke er doch einmal in sein Herz, ob er wohl da so alles finden wird, daß er damit zufrieden seyn kann? Wehe ihm, wenn er damit zufrieden ist! denn solcher Hochmuth ist schon ein tiefer Fall. Auch der natürliche Mensch liebt die ihn lieben, hat auch ein gutes Herz zum Mitleid und zum Wohlthun, auch er eilt, wo die Noth zur Hülfe ruft, auch er freut sich gerne mit den Fröhlichen: aber ist das nicht alles der Naturzug der menschlichen Seele? Wir streben nach Bildung, weil uns der Schöpfer den Geist einhauchte; wir sind denkthätig, weil das Denken in dem Geistesleben so von sich selbst kommt, wie in dem leiblichen das Athmen; wir sind fortwährend in einem Begehren und Wollen begriffen, weil es nie an Reizen fehlt, welche dieses aufregen: aber denken wir denn damit schon das Wahre? wollen wir das Gute? suchen wir die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt? Nur wer die Weisheit sucht, ist der Philosoph, und wer sie gefunden hat, der göttliche Mensch; die Gottesfurcht ist aber der Weisheit Anfang. Nicht das Gesetz giebt uns die Kraft, daß wir es erfüllen, nicht die Pflichterfüllung giebt dem innern Menschen seinen höhern Werth, sondern die Liebe ist es, welche ihn zum wahrhaft Guten belebt, stärkt, erhöht, die Liebe, die von Oben kommt und nach Oben zieht.

Ganz recht, daß die Menschen Wissenschaften und Künste betreiben, daß sie für die Bequemlichkeiten des Lebens sorgen, den Geist bilden, die Ordnung in den gesellschaftlichen Verhältnissen sichern, die Rechte gegenseitig achten, und sich mit Dienstleistungen zuvorkommen. So ist es Gottes Wille. Daß sie das aber aus Liebe zu diesem Willen thun, und ihre Lüste und Begierden besiegen, um Kinder Gottes zu seyn und in der Heiligung zu wachsen, das erst macht sie zu wahrhaft sittlichen Menschen. Und dazu giebt es nur Einen Weg. Er, der Erlöser, ist der Weg, die Wahrheit

und das Leben; niemand kommt zum Vater, denn durch ihn, aber niemand kommt zu ihm, denn durch den heiligen Geist. Wer also in das sittliche Leben eintreten will, muß in das Reich der Gnade eintreten, wo er durch eine neue Geburt das ewige Leben empfängt."

Der Oheim hatte noch manches Wort aus Augustinus, Tauler ꝛc. hinzugefügt, und Hugo war sehr zufrieden, sich von ihm so gut verstanden und ausgesprochen zu hören. Er glaubte aus ihm ganz dieses Leben, das er schon in sich erfahren, zu vernehmen, nur machten ihn einige Aeußerungen von kritischer Art in der nachmaligen Unterhaltung an dem christlichen Manne etwas irre. Denn er gab dem warmen Theologen Einiges zu bedenken, was ihn gegen fanatisches Verurtheilen der Andersdenkenden und gegen einseitiges Herabsetzen der Wissenschaft warnen und ihn vor der Hand auf mehr Klarheit seiner Begriffe hinweisen sollte.

Schon am nächsten Abend kam die Reihe an den dritten Vortrag, in welchem der Vorsitzer den Gedanken des Freundes seiner Neffen als Organ dienen sollte. Dieser junge Mann hatte sich der Philosophie in Verbindung mit der Philologie gewidmet, und bereits seine akademischen Studien beendigt. Seine ruhige Denkkraft und seine reichen Kenntnisse kamen seinem ernsten und wohlwollenden Gemüthe zu statten, und so war er der innige Freund, zugleich aber der unvermerkte Lehrer jener beiden Brüder geworden. Der Oheim wurde mit jedem Tage mehr mit Achtung, ja mit Dankbarkeit zu ihm hingezogen. Er fand sich zwar auch nach den öfteren Unterhaltungen mit ihm doch nicht so im Stande, wie bei den vorigen, aus seinem Denken und Wissen zu reden, indessen versuchte er es, demselben möglichst nahe zu kommen, und trug Folgendes vor.

„Gehen wir von dem Einen aus, worin wir Seyn und

Denken, Wesen und Begriff erfassen, von dem wahren Wissen selbst aus, so werden wir sonst nirgends das Wahre und Gute erkennen, als nur eben in dieser Einheit. Nicht von unten herauf kommt die Erkenntniß, sondern sie kommt nur von oben herab, das Oben ist aber die Vernunft in ihrem Wesen, das wir in Gott begreifen. Wenn wir reden von Recht, von Pflicht, von einem Sollen, von sittlichem Handeln, Seyn und Leben, so reden wir nur in so weit in der Wahrheit davon, als wir von dem Grunde aller Wahrheit ausgehen, der sich wohl in dem Glauben ankündigt, aber nicht der Glaube selbst ist, sondern der Begriff, welcher alles für die Erkenntniß in sich faßt.

Gott, der ewige Geist, lebt in der Unendlichkeit der Weltwesen, und hat in den Persönlichkeiten der Geisterwelt seine Persönlichkeit; soll sich nun der Mensch in seinem wahren Wesen befinden, so muß er seinen Geist mit dem ewigen vereinigen, welches in dem Zeitlaufe seines Daseyns geschieht. Das Seyn des Menschen ist nämlich ein Werden, welches zu dieser Vereinigung hinstrebt; diese aber ist eine geistige, und besteht im Denken der Wahrheit, die in Gott ist, und im Wollen dessen, was Gott will.

Die griechischen Philosophen dachten tiefer als die Moralisten der neuern Zeit, wenn sie von dem höchsten Gut als dem Princip sprachen, aber sie dachten nicht tief genug, da sie es nicht in dem Willen und Wesen Gottes erkannten. Der Christenglaube steht schon auf einem festeren Grund, aber auch dieser ist noch nicht fest genug, so lange er nicht in das Wissen übergegangen, durch welches auch das Gewissen, das in jedem Menschen spricht, erst mit Gewißheit sprechen kann. Noch weniger kann uns die Geschichte lehren, was das Sittliche sey, so lange sie uns nur mit einer Reihe von Begebenheiten, mit einer Mannigfaltigkeit von Sitten, und dem Leben einzelner Personen oder auch Nationen unterhält, wo sie noch nicht einmal den Namen Geschichte verdient. Das ist sie nämlich erst dadurch, daß sie das Gesammtleben der Menschheit aufschlägt, und also zeigt, wie der Geist in dem

Verlaufe der Zeit sich entwickelt. Da sehen wir denn z. B. wie er in dem classischen Volke der Griechen in einer bestimmten Richtung zu einer gewissen Höhe gelangt ist, welche wir als einen Blütenstand erkennen; jedoch ist das nur Einzelnes, und der auf das Ganze gerichtete Blick muß die Geschichte großartiger behandeln. Indem die Gottheit selbst in der Menschheit persönlich wird, so giebt das unserer Geschichte ihren Mittelpunct, auf welchen wir als den Höhepunct unseres Geschlechts hinaufsehen. Der Apostel selbst bezeichnet ihn mit dem inhaltsschweren Worte: da die Zeit erfüllet war, sandte Gott seinen Sohn. Unsere Aera ist also die wahre für das ganze Menschengeschlecht, denn mit der Erscheinung Christi ist das Licht aufgegangen, welches über alle Völker der Erde seine Strahlen verbreiten und alle zur Erkenntniß der Wahrheit bringen wird. Das ist die Aufgabe für alle kommenden Geschlechter; sie werden erkennen, daß der Mensch mit Gott versöhnt werden muß, und daß das Reich der Gnade gestiftet ist, in welchem sie die Erlösung und das Heil finden.

Das Historische kommt hierbei weniger in Betracht, als das Ideale, denn es ist nur die Eine Thatsache, daß nach einer Vorbereitung in den menschlichen Begebenheiten, die man gleich der Weisheit in der Natur bewundern muß, die Sonne aufgegangen ist, welche nun fort und fort die Welt erleuchtet, und daß sich an die historische Person des Erlösers alle Erkenntniß der ewigen Wahrheit und Liebe anknüpft. Wie es sich auch mit den einzelnen Thatsachen, welche diese heilige Person betreffen, verhalten möge, so bleibt doch jene Eine und große feststehen, womit sich freilich eine symbolische Erklärung nicht wohl verträgt*). Allerdings ist der historische Christus uns jetzt so vergeistigt, daß wir in ihm den Logos erkennen, in welchem Gott Mensch geworden, um die Menschen mit sich zu versöhnen und zu vereinigen. Wir

*) Wie das Leben Jesu von Dr. Strauß sogar eine mythische Erklärung versucht hat, ein Phantasiespiel, keine Wahrheitslehre.

haben nunmehr den Lichtpunct aller Erkenntniß gefunden, von welchem aus auch der Glaube in das Wissen verklärt wird. Platon steht da als der Fürst der Philosophen in der Vorzeit, aber die Philosophen in der christlichen Zeit stehen doch über ihm, denn durch sie hat sich die eigentliche Wissenschaft selbst entwickelt, und in dieser bewegt sich nunmehr die Philosophie. Der Geist, welcher sich in diese erhebt, ist in seinen Blütenstand eingetreten.

Denke man also an kein niederes Princip, woraus das Sittliche abzuleiten wäre. Das Gefühl kann es schon darum nicht seyn, weil es das Thierische in dem Menschen ist, und nur durch das Einfließen von etwas Höherem veredelt wird; dieses Höhere also müßten wir erfassen. Als Gefühl ist es doch nur der Boden der Pflanze, deren Kraft in ihm sich festhält, und sich dann herauftreibt; diese Kraft aber ist als die sittliche das Streben nach Erkenntniß, welche hiermit in ihrem Wachsthum sich vom Fühlen loswindet, um in klarem Bewußtseyn das reine Wissen als ihre Blüte zu entfalten. Dieses Streben ist sonach der subjective Grund von der sittlichen Lebensthätigkeit.

Es erscheint zuerst in der Form des kindlichen Glaubens, es gestaltet sich aber zu der Vernunftthätigkeit, welche den Gedanken hervorbringt. Dieser hat seine Wahrheit, wenn er in dem Gottesgedanken begriffen wird, und das ist der objective Grund des Sittlichen. Von diesem aus ist alles abzuleiten, was die persönlichen d. i. die freien Wesen wollen und wirken sollen; was dieser Gedanke für die irdischen Verhältnisse ergiebt, das hat Realität, das ist Substanz, es ist Idee, ist von bleibendem in sich selbst ruhendem Bestand. Was irgend der Staat, die Familie, die Menschheit, die einzelne Person seyn oder werden soll, das wird dadurch vorgeschrieben; hierin haben wir die ewigen Gesetze, hierin erkennen wir den heiligen Willen, und hiermit weiß jeder, was er zu thun und zu lassen, was er zu erstreben, was er zu verwirklichen, was er in sich selbst zu bilden hat; hierin findet jedes freie Individuum seine sittliche Bestimmung.

Wollen wir nun jenes subjective Princip mit diesem objectiven vereinigen, so geschieht das durch den Begriff der Liebe. Denn sie vereinigt ja unsern Geist mit Gottes Geist durch die Willensfreiheit, und so einigt sie das ganze Reich der Geister, alle individuellen Willen mit dem Einen heiligen Willen. Was uns in Platons Symposion von dem das All durchwaltenden Eros hingezeichnet wird, das erkennt der Philosoph unserer Zeit in dem höheren Lichte: es ist die Liebe, die in der Wahrheit lebt, in der Gotteserkenntniß; in ihr ist das sittliche Leben in seiner höchsten Blüte.

Wir dürfen indessen nicht übersehen, daß es mit solchem Werden des Menschen nicht so ist, wie mit dem Wachsen der Pflanze, denn dieses erfolgt aus reinem Triebe in ungestörter Kraft: nicht so ist es mit dem Menschen. In ihm wohnt das Böse, und das hemmt widerstrebend in jedem Momente den reinen Trieb, und muß Schritt vor Schritt bewacht, bekämpft, besiegt werden. Nur in diesem Tugendkampfe wird die Herrschaft der Vernunft errungen. Es versteht sich also ohne Weiters, daß der sittliche Mensch sich selbst beherrschen muß, um frei zu werden, denn auch seine Freiheit ist im Wachsen begriffen mit der Entwickelung seiner Liebe, die eigentlich sein mit dem heiligen Willen Eins gewordener Wille ist. Sie ist das Höchste im Geistesleben, die Persönlichkeit in ihrer Vollendung, das Ziel für das sittliche Streben. „Die Seele muß sterben, um als Geist wieder aufzuerstehen," sagt ein bedeutungsvolles Wort.

Führen wir nun alles, was darüber gesagt werden mag, auf den Hauptbegriff zurück, so ergiebt sich, daß die Vereinigung mit der ewigen Vernunft für jedes Vernunftwesen das Höchste, daß es das Gute sey, wie es denn auch alles Wahre in sich erhält. Dahin soll der Mensch seinen Geist erheben. Dann betet er Gott in der Wahrheit an, dann liebt er Gott, und dann liebt er in den Menschen das Göttliche, in seinem Nächsten wie in sich selbst. So liegt auch aller ächten Sittlichkeit die Religion zum Grunde, obgleich die Sittenlehre als unabhängige Wissenschaft auf ihrer

festen Grundlage ruht. Das sittliche Leben mag wohl auf der niedersten Stufe als Gefühl anfangen, und im kindlichen Glauben heranwachsen, während es in Sehnsucht zu der Blüte treibt, diese aber erlangt es erst in dem Gedanken, es ist der Aufschwung des Geistes in die Lichtregion der Wahrheit; und so steht es in dem ächten Philosophen am höchsten."

Unser Philosoph hatte nicht Ursache, mit dieser Darstellung seiner Lehre unzufrieden zu seyn, nur das letzte Wort überraschte ihn. Er hatte es noch nicht so auf die Spitze gestellt — bescheiden wie er war, konnte er das auch nicht — und so erklärte er dem Vorsitzer, daß er nicht so völlig einstimme. Dieser aber zeigte ihm die Consequenz aus der ganzen Lehre; denn, erinnerte er, ist das Wissen das höchste Ziel, so ist auch der Wissende der sittlich vollkommenste Mensch, und so ist die Vernunftthätigkeit, welche sich anstrengt, um in das reine Wissen einzudringen, das sittlichste Handeln; es ist die wahre ἐνέργεια in Aristotelischer Sprache, und in der Sprache unserer Philosophen die Speculation. Der speculativste Kopf ist sonach folgerichtig der sittlichste Mensch.

Das war allerdings zu stark für unsern jungen Philosophen, als daß es sein eigenes sittliches Gefühl tragen konnte, wiewohl er ungern den Widerspruch dieses Gefühls, das ihm doch insgeheim heilig war, mit seinem Denken gar wohl einsah. Da bemerkte er aber bald, daß ja auch der speculative Denker immer ein Mensch sey, mit der Selbstsucht behaftet, mithin auch während seiner Denkmomente im Kampfe begriffen seyn müsse, um sich als denkender Geist zu reinigen und von allem Objectiven loszureißen, und daß also auch sein Speculiren und dessen Product, das Wissen, im Werden begriffen sey. Kein Philosoph dürfe sich für einen Weisen halten; er suche ja noch die Weisheit, und er grade müsse von jener argen Selbstbelügung des Dünkels am weitesten entfernt seyn; das sagte ihm sein Gewissen. Der alte Freund fand das zwar als eine gute Apo-

logie für seinen jungen Freund, aber nicht für sein System, nach welchem der Philosoph dem Gläubigen, das Licht des Wissens der Einfalt des frommen Gemüths vorgezogen werden mußte. — Indessen waren das nur kurze Verhandlungen zwischen ihnen, die weitern wurden vertagt.

Der Oheim sah in der Freundschaft dieser drei jungen Leute mehr noch, als diese wohl selbst dachten. Sie war ihm eine Urkunde ihres geistigen und auch wahrhaft sittlichen Strebens, denn in der Verschiedenheit ihrer Ansichten ergriffen sie doch einer des andern Hand, als ob sie fühlten, wie keiner für sich noch zurecht kommen könne, und gleichsam einer Ergänzung durch den andern bedürfe. Ohne es zu wissen, befanden sie sich dennoch in der dreifachen Richtung ihrer Blicke auf dem gemeinsamen Wege, und so führte grade ihr Bund zum rechten Ziele. Darum konnte der Oheim auch voraussehen, daß der berauschte Philanthrope auch bald seine in der Irre herumschweifenden Blicke auf das Rechte hinlenken werde, und auch für seinen andern Neffen konnte er das Beste von diesem Umgange hoffen, daß er nämlich seine in sich gekehrten Blicke mehr herauswenden lerne, um in den Lebensverhältnissen sein frommes Gemüth wirksam zu machen. Dagegen mußte auch durch diesen Theologen der Philosoph an das Eine, was noth ist, öfters erinnert werden, während ihn der Philanthrop zur schärferen Durchbildung seines Systems anregte. Es war ein glücklicher Verein, zugleich für den Vorsitzer selbst, der sich auch dessen zu erfreuen wußte.

In der Nachbarschaft wohnte ein katholischer Geistlicher, der Gesellschaft liebte, und als ein Mann von ausgezeich-

neter Bildung in der ganzen Umgegend galt. Eine bescheidene Einladung an den Geheimenrath mit seinen jungen Gästen kam ganz gelegen, und sie fanden sich in dem gastfreundlichen Hause ein. Sie kamen da in einen Kreis von noch einigen Geistlichen und anderen Männern aus dem gebildeteren Stande. Die Unterhaltung wurde bald sehr belebt, unsere jungen Leute indessen hörten mehr zu als sie mitsprachen. Anfangs war von mancherlei Dingen die Rede, aber allmälig lenkte sie sich auf die kirchlichen und politischen Tagesgeschichten, denn die Tagesblätter schienen die Hauptstudien dieser Männer auszumachen. Ein protestantischer Prediger, der zu dieser Gesellschaft gehörte, fragte mit seiner Kanzelmiene den einen der jungen Leute, da er hörte, daß er aus einer entfernteren Gegend war, wie es da mit dem Pietismus stehe und ob da auch die Mystiker ihr Unwesen trieben? „Ja die Mystik, die Mystik! und das war sein drittes Wort — das ist das Unheil der Zeit" — — und so strömte es aus seinem Munde, ehe er noch eine Antwort abgewartet. Er hatte sich grade an den Philosophen gewendet, der ihm abbrechend erwiederte: es sey doch so arg nicht, wie er meine. „Wie? entgegnete der Eiferer, kennen sie denn nicht die gräulichen Geschichten in — —, und in — —, und die nun auch in — — vorgefallen sind? wie die Pest greift ja das Uebel um sich."

Der Geheimerath, welcher sowohl Hugos Aerger als die beifällige Miene Alwins bemerkte, machte diesem Anathematisiren ein Ende, indem er sagte, man müsse doch erst abwarten, was an der Sache wahr sey, und aus der Kirchengeschichte werde den Herren doch bekannt seyn, daß die geistliche Herrschsucht durch Christen, welche das innere Leben gesucht, noch am meisten sey im Zaume gehalten worden, und daß unter dem Namen der Pietisten gewöhnlich grade diejenigen seyen verfolgt worden, oft aufs ärgste verfolgt, die selbst am wenigsten verfolgende Eiferer gewesen, vielmehr nur Sanftmuth und Liebe entgegengesetzt. Er führte einige schlagende Beispiele an. Er würde noch mehr

diesem Prediger gesagt haben, wenn er denselben näher gekannt hätte. Denn grade dieser hatte öffentlich gelehrt, wer an ein natürliches Verderben der Menschen und an den Versöhnungstod Jesu glaube, der sey ein Pietist, und ein Mystiker dazu, und also rc. Auch war er zum Unglück mehrerer unter ihm stehenden Geistlichen der Ephorus von einem Sprengel, und hielt sie in einer Art von Furcht und Zwang; denn wer von ihnen es etwa wagte, das Wort Sündhaftigkeit auszusprechen, dem drohte schon eine Zurechtweisung, dagegen hatte er gelegenheitlich einem Prediger öffentliches Lob ertheilt, der an einem Bußtage seine Zuhörer um Verzeihung gebeten, daß er noch von Buße und Bekehrung reden müsse. Ueberdas hoffte er es dahin zu bringen, daß allen Candidaten die Kanzel verboten würde, die nicht rationalistisch predigten, oder die den Zuhörern das Gewissen zu schwer machten. Auch wiederholte er hier seine große Erfahrung von den Fortschritten der Menschheit, mit der Versicherung, daß die Religiosität abgenommen, dafür aber die Moralität zugenommen habe.

„Ich bitte ums Wort!" unterbrach ihn ein stattlicher Mann, der mit ständischem Auftreten seine Stentorstimme erhub, um über die Moralität ein Langes und Breites zu sprechen, wobei das Lob der Preßfreiheit, die Souveränetät der öffentlichen Meinung u. dgl. nicht vergessen wurde, und entwickelte eine solche Fülle von Rednertönen, daß sogar Alwin die Ohren wegwenden mochte. Als nun auch der Schöngeist über die neueste Literatur, über das junge Deutschland, über die Dichter, die einen Göthe und Schiller verdunkeln würden, über die neue Richtung der Kunst, u. s. w. sich hören ließ, wie von seiner Kanzel herab, in Phrasen bald aus der neuesten Belletristik, bald aus den Stunden der Andacht, und mit bewunderten Kenntnissen aus dem Conversatioslexicon: da wurde es nicht bloß unseren jungen Herren ganz unwohl, sondern der größere Theil der ganzen Gesellschaft fing sich auch an zu langweilen.

Der Geheimerath knüpfte indessen eine Unterhaltung

mit ein Paar Biedermännern an, einem braven Beamten und einem weltkundigen Fabricanten, welche allmälig Mehrere herbei und besonders die Aufmerksamkeit unserer drei jungen Freunde auf sich zog. Sie hörten da rechtliche Grundsätze aus der Prosa des Geschäftlebens, wo jedoch ein menschenfreundlicher Kosmopolitismus mit einfloß. Die Erfahrungen von Revolutionsauftritten, die besonnenen Urtheile über bürgerliche Freiheit, die Achtung für gute Sitten, die Beobachtungen über den Verfall derselben mit dem zunehmenden Unglauben und kalten Religionsunterricht, über die Gewissenlosigkeit, mit welcher der Eidschwur behandelt wird, über die Philanthropie in der Criminalgesetzgebung, welche dem rechtlichen Einwohner oder dem Reisenden die Sicherheit nimmt und sie dem Raubmörder und Schelmen gewährt, über die Nothwendigkeit von Rettungsanstalten, um nicht künftige Verbrecher aus der Jugend werden zu lassen, über die tiefliegende Bösartigkeit der Menschen, die sich in den Gerichten und im Handel und Wandel, bei der gebildeten wie bei der roheren Volksclasse überall an den Tag legt, und selbst unter Frömmelei und Bigotismus ihre Schlangenwindungen versteckt, dagegen auch über die heilbringenden Wirkungen christlich frommer Schriften und Personen, und dergleichen mehr, das sie so aus dem Leben mittheilten, eröffnete unsern Studirenden manches Neue, das nicht ohne Eindruck vorübergieng. Der Philanthrop hatte bereits schon einiges fallen lassen, jetzt wurde ihm noch manches in seinen hochfliegenden Planen bedenklich; der Theolog fand seine Grundansicht bestätigt, fieng aber an, den Menschen mehr im Leben ins Auge zu fassen; der Philosoph bewunderte den practischen Sinn dieser Männer, denen er seine Achtung nicht versagen konnte.

Nicht minder theilte auch der Geheimerath Manches mit, das aus seinem höhern Wirkungskreise den Geschäftsmännern interessant war, und so unterhielt sich ein belebtes Gespräch lange hin, ohne daß man die Zeit gewahr wurde. Der Abend mahnte zum Nachhausegehen, und der Oheim

wanderte mit seinen jungen Leuten vergnügter noch zurück, als er hingegangen war, denn er bemerkte in ihrer Unterhaltung über die besprochenen Gegenstände, daß jeder eine Schule in dieser Gesellschaft gemacht habe, und er brauchte nicht viel hinzuzufügen.

Der folgende Tag war ebenfalls zu einer Wanderung einladend. Sie wurde über das Waldgebirge gemacht, und führte in das jenseitige Thal zu dem Landsitze einer Edelfrau, welche, zu den gebildetsten ihres Geschlechts gehörend, aus ihrer Nähe einen Kreis der Gebildeteren beiderlei Geschlechts zur Theestunde bei sich zu sehen pflegte. Da der Mondschein eine spätere Rückkehr begünstigte, so führte der Oheim seine Gäste zum Abendbesuche bei dieser Dame ein.

Hier fanden sie denn eine Gesellschaft so zahlreich, wie die am vorigen Tage, aber einen feineren Ton der Unterhaltung. Die Hausfrau besaß die schöne Gabe jener edleren weiblichen Bildung, jeden in seine rechte Stimmung zu versetzen; wer sich in ihrer Nähe befand, fühlte sich geistig frei. Da war es keinem, wie man es nicht selten in vornehmen Cirkeln erfährt, als sey ihm der Mund zugethan, vielmehr gieng jedem das Herz auf, und man sprach sein Bestes ohne Rückhalt aus. Aber die Gedanken flossen hier auch zu, wie die Blütendüfte, und der reine Ton des Hauses rief das Beste hervor, was jeder in seinem Gemüthe trug, und was hier sehr bald erweckt wurde. Die Schüchternheit verwandelte sich alsbald in Bescheidenheit, und diese wurde zum Mitsprechen aufgefordert. Die Gegenstände der Unterhaltung waren vielfach, ohne daß man oberflächlich hingleitete oder absprechend urtheilte.

Als der Philosoph mit seinen Freunden im Garten gieng, war sein erstes Wort: „Hier sieht man recht, was feine Sitte ist?" — „Ja, mit Eurer feinen Sitte!" erwiederte Alwin, „es weht da doch aristokratische Luft." Auch Hugo war nicht so ganz einstimmig; er schüttelte den Kopf über „die Weltfrau." — wie er bisher schon im Stillen über „den Weltmann," seinen Oheim, geurtheilt hatte. Die Frömmigkeit

von beiden war ihm doch nicht so ganz die rechte. Der Freund ermahnte beide zu einem bescheidneren Urtheil. „Denn der Ehrenmann, sagte er, hat die Welt gesehen, aber auch die Menschen kennen gelernt, und sein Geist hat eine freiere Umsicht gewonnen; und so können wir auch zu dieser Frau nur mit Hochachtung hinaufschauen."

Das fühlten denn auch bald diese Beiden, als sich die Gesellschaft wieder vereinigt hatte, und das Gespräch lebhaft in den Gang kam. Die Hausfrau wußte nämlich von ihrem Mittelsitze aus den Kreis zu beleben, ohne daß man etwas von jenem Wesen bemerkte, womit sich sonst die vornehmen oder reichen Damen bei aller ihrer Freundlichkeit auf solchem Throne pflegen geltend zu machen. Sie wußte abzuleiten von Gegenständen, die leicht unangenehme Saiten hätten berühren können, z. B. in der Politik und Kritik, dagegen gieng sie gerne auf alles ein, was nicht persönlich war, hörte die Meinungen an, z. B. über Religion, Sittlichkeit, Literatur, Kunst, und sie schien zu lernen, indem sie belehrte. Denn ihr gesunder Verstand, ihr reiner Sinn, ihr Gemüth und Geschmack sprach sich schon durch einfache Urtheile aus, welche als Lichtblicke neue Gedanken in der Gesellschaft hervorriefen.

Eine Freundin saß ihr lange stumm zur Seite, so ganz unbedeutend. Als aber einmal über einige schöngeisterische Schriftstellerinnen gesprochen wurde, sagte sie trocken vor sich hin: „guter Hausverstand ist mehr werth als poetisches Gefieder;" und so sprach sie noch einige ernste Worte in ihrer Gradheit vor sich hin. Der Geheimerath bemerkte sie und ließ sich gerne in die Unterhaltung mit ihr ein, woran auch seine jungen Leute bald Interesse fanden. Die Strenge, womit sie über die Sitte sprach, dünkte zwar einigen zu scharf; zufriedener wäre unser Theologe damit gewesen, hätte sie nur mehr von den Frommen gesprochen. Die neueste Libertinage, welche die französische Belletristik und manche deutsche Schriftsteller von Talent in der sympathisirenden Lesewelt verbreiten, fand in ihr eine beredte Gegnerin, welche das

Herabziehen des Geistes in das Fleisch mit dem rechten Namen nannte; wie sie denn überall den Nagel auf den Kopf traf.

Ein schöner Gesang, der anspruchslos am Flügel von einigen jungen Frauenzimmern vorgetragen wurde, unterbrach nur auf kurze Zeit die Gespräche, welche dann wie erfrischt wieder begannen, und dann aus ihrer ernsteren Mannigfaltigkeit zur gemeinsamen Heiterkeit an der wohlbesorgten Tafelrunde übergiengen.

Diese Art von Wohlthätigkeit, welche eine gemischte Gesellschaft in gemüthliche, geistreiche Unterhaltung versetzte, war den jungen Freunden noch nicht vorgekommen. Auf dem Wege nach Hause spielte in der lauen Frühlingsnacht, wo der Mond ihren Pfad beleuchtete, der fröhliche Humor noch fort, und was ihnen der Oheim von den verständig ertheilten Spenden, welche aus der reichen Hand und dem noch reicheren Herzen dieser Edelfrau flossen, erzählte, schlug doch am Ende auch noch die Bedenklichkeiten, die der Theologe noch über sie hegen mochte, fast ganz darnieder. Kein düsteres Auge, keine speculative Lorgnette, keine Verkleinerungsbrille störte diesen schönen Abend. Alle nannten ihn schön, und wer fühlte das mehr? die jungen Leute oder ihr lieber Alter?

Sie hatten in diesen Tagen viel Neues erfahren. Der Gegenstand ihrer früheren Unterhaltung hatte von dieser Seite her ein neues Interesse erhalten, das den Oheim erwarten ließ, daß eine jetzige Abendsitzung seine jungen Leute tiefer einführen würde, und daß jeder nunmehr sich selbst über seinen Begriff des Sittlichen aussprechen solle. Diese Aufgabe bestimmte er ihnen am nächsten Morgen, sie zeichneten sich ihre Gedanken auf, und trugen sie den Abend nach einander vor.

Hugo sprach zuerst. Er redete von dem Glauben, worin allein der Grund alles Wahren und Guten gefunden werde, von der Reinheit des Herzens, die jedem Menschen fehle, und ohne die doch kein vereintes Sittliche eine Lüge sey, von der

Nothwendigkeit einer Veränderung in dem Menschen, die nur durch Gottes Geist bewirkt werden könne; ferner von der Gnade und Erlösung, von der Wiedergeburt und Heiligung, als dem einzigen Wege zum sittlichen Leben, und hiermit von dem Glauben an den gekreuzigten und auferstandenen Versöhner. Er führte weiter aus, wie aus diesem Glauben die Liebe auflebe, wie er in derselben ein lebendiger Glaube sey, in unaufhörlicher Thätigkeit begriffen, aber beständig mit dem Bewußtseyn begleitet, daß alles dieses Gutesthun doch noch lange nicht ein heiliges Leben sey, wie also der Glaube in der Geistesarmuth nie aufhöre, wie durch ihn der Christ als die Rebe an seinem Weinstock festgehalten werde, und dann Christus selbst in ihm lebe und das Böse austilge, alles sein Thun und Lassen heilige, und ihn zur Vollkommenheit der Kinder Gottes verherrliche, wie aber diese Vollkommenheit in diesem Leben von keinem erreicht werde, und wie jeder unter dem nie aufhörenden Kampfe mit der Welt das ewige Gut erringen müsse. Dieses, das wahre Christenthum, sey allein die wahre Sittlichkeit.

Dann sprach Alwin, ohne daß die Meinung seines älteren Bruders mehr bei ihm als einige Milderung bewirkt hätte, auch sprach er nicht mehr in schwindelnder Begeisterung. Er verlangte immer noch die Freiheit, und zwar auch die äußere, als Bedingung der innern, diese aber als die nächste Bedingung alles Sittlichen. Jeder soll sich selbst frei bestimmen, und sich darin durch nichts beschränken lassen, als durch die Rechte der Menschen neben ihm, dann aber in sich selbst zur höchsten Vollkommenheit streben, und hierin auch sein Recht achten; was nicht rechtlich sey, könne nimmermehr sittlich seyn. Daher sollen die Gesetze, welche sich ein Volk selbst giebt, auch seine Sitte bestimmen. Weil solche Gesetze jeder als seine eignen frei und gerne befolge, so sichern sie auch Allen die Gewissensfreiheit. So erhalte denn auch die christliche Religion, die Beschützerin der Freiheit, ihre Rechte, um den Menschen äußerlich und innerlich endlich ganz frei zu machen. Das menschliche Verderben

sey zwar nicht zu läugnen, aber woher komme es denn anders als von dem unfreien Zustande? Nur die Sclaverei macht tückisch, boshaft, falsch; eine tyrannische Behandlung macht das Kind widerspenstig; das Böse kommt nur von außen in den Menschen, und es kann in denjenigen nicht einziehen, der ganz sich selbst gegeben ist; in der Emancipation des menschlichen Geschlechts besteht seine Erlösung. Die Tugend ist die Freiheit in Person. Zwar müssen wir der menschlichen Natur ihre Schwäche zugestehen, und darum sie für unfähig halten, den gewünschten Rechtsstand mit einem Schlage, gleich einem Freiheitsbaume ohne Wurzel aufzurichten, denn das hieße einen Tummelplatz den Leidenschaften ebnen: wir dürfen also das Bestehende nicht gewaltsam durchbrechen, aber wir müssen die Gesetze lebendig erwachsen lassen, während die alten Schranken vermodern. Dahin führt denn hauptsächlich die Erziehung der Jugend, und darum müssen die Volksschulen ein freies Volk bilden. So erwächst aus dem Recht die Pflicht, aus der Pflicht die Religion, in dem rechtlichen Leben das wahrhaft sittliche.

Die Reihe kam nun an unsern Philosophen. Er sprach sich nur mit wenigen Worten aus, indem er auf das Verhältniß des Glaubens zum Wissen und der innern Freiheit zur äußeren hinwies. Er wiederholte die Anpreißung eines Wissens, das in der höchsten Idee begründet sey; und so wie er die Meinung der Naturforscher tadelte, die nach ihrem großen Vorgänger ausrufen: „ins Innere der Natur dringt kein erschaffener Geist!" als wodurch sie sich selbst zu einem wunderlichen Mysticismus bekenneten, da doch vielmehr durch den wahren Begriff der Natur ihr Wesen begriffen würde, so verwarf er auch den gepriesenen Lessingschen Gedanken*), daß die reine Wahrheit nur für Gott

*) Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit, und in seiner Linken den einzigen immer regen Trieb nach Wahrheit, obschon mit dem Zusatze, mich immer und ewig zu irren, verschlossen hielte, und spräche

allein sey, als einen verderblichen Irrwahn. Denn der Geist soll das Licht suchen, und der es sucht, wird mit den Adlersflügeln eines Johannes zum Lichte getragen; der Weg zum Guten ist die Wahrheit.

Nun versuchte der Vorsitzer die drei Ansichten zusammenzustellen, und hierdurch die Aufgabe ihrer Lösung näher zu bringen.

„Ihr habt, meine jungen Freunde, in diesen Tagen mancherlei Menschen gesehen, die wir doch wohl unter die gebildeten rechnen, Ihr habt da Eure Bemerkungen zum Lobe und Tadel gemacht, Ihr habt aber doch wohl über die Verschiedenheit der Menschen gerechter urtheilen gelernt, als so Manche, die in ihr eigenes Gebilde sich vertiefen, ohne das Innere anderer Menschen eines unbefangenen Blickes zu würdigen. Oft ist mir schon in jüngern Jahren der weise Spruch eingefallen: „einem jeden dünkt sein Weg der rechte zu seyn, aber Gott macht die Herzen gewiß."*) Das hat mich bei jeder Bekanntschaft gelehrt, die Menschen von der besseren Seite zu sehen, ohne sie grade für besser zu halten als sie sind. Beurtheilt sie doch nicht, liebe Herren, nach ihrer politischen oder religiösen Farbe, oder nach den Grundsätzen, die aus ihrem Munde gehen, sondern seht auf ihr ganzes Seyn in ihren Verhältnissen und auf das, was jeder in seiner Lage seyn kann und seyn will. Wollt Ihr gerecht seyn, so laßt auch Anderen ihr Recht wiederfahren, und verlanget von ihnen nicht immer das, was gerade Euch gut dünkt. Trauet auch dem, der nicht gerade fromme Redensarten führt, darum

---

zu mir: Wähle! Ich fiele ihm mit Demuth in seine Linke und sagte: Vater gieb! Die reine Wahrheit ist ja doch nur für dich allein." Lessing.

*) Was halten nicht die Menschen für Recht nach der Sitte ihres Volkes oder nach ihrem eigenen Urtheile! So hatten es dort die Athener kein Hehl den armen Meliern zu sagen, die Macht gäbe ihnen das Recht; und so müssen wir unter den muhammedanischen Völkern manchmal eine Gerechtigkeit bewundern, die mit dem Rechte der Macht ganz eigen verwebt ist; und was soll man nun gar zu den Rechten christlicher Völker über die Sclaven sagen?

dennoch Frömmigkeit zu, sowie Ihr dem, der bei der bestehenden Ordnung hält, in der Regel mehr Freisinn zutrauen könnt, als dem, der sich gegen sie erklärt; ja ich würde eher umgekehrt die Meinung anrathen, daß diejenigen, welche etwas gerne im Munde führen, es vielleicht weniger im Herzen haben, wenn ich Euch irgend Mißtrauen als den Weg zur Menschenkenntniß rathen könnte. Hat doch jeder Mensch sein Eigenes, und fehlt doch keinem das Streben nach dem, wohin das Gewissen hinweiset. So rathe ich Euch, meine jungen Freunde, vielmehr Euern Ansichten zu mißtrauen, und sie erst durch die erweiterte Welt- und Menschenkenntniß zu berichtigen, ohne jedoch Euch selbst untreu zu werden. Benutzet die Gelegenheit Bekanntschaften zu machen, in höheren und niedern Ständen; kein Vorurtheil laufe Euern Blicken vor. Ihr werdet vielleicht allzeit finden, daß man sich in den Menschen geirrt hat, wo man sie darnach beurtheilt, wie man sie gerade aus seinem eignen Standpuncte ansah, daß man dagegen oft im Stillen es ihnen abbitten möchte, wenn man sich in den ihrigen versetzt hat, und sie nun gerecht würdigt. Es ist nicht bloß, um unserm Nächsten die gebührende Achtung zu beweisen, sondern auch um das sittliche Leben selbst nach der Wahrheit zu erkennen.

Darin stimmet auch Ihr zusammen, daß die Weisheit das Ziel unsers Strebens seyn solle, und nennt der Theologe den Glauben als das Princip, der Philosoph die Erkenntniß, der Politiker die Freiheit, so zeigt sich unserm tieferen Forschen der gemeinsame Grund in dem, was wir das Gewissen nennen, und das als ein Trieb nach dem ewig Wahren und Guten in freier Selbstbestimmung hinaufzieht. Er treibt zum ernsten Denken hin, um den Ewigen, der uns in dem Gewissen zuruft, zu erkennen, und in ihm den Urgrund alles Guten zu finden; und so werden wir innerlich frei. Die äußerliche Freiheit macht ohne diese innere den Menschen zum Sclaven seiner Leidenschaften, und diese ver-

schlingen sich dann zu einem Netz von Fesseln, welches ein Volk über sich selbst hinwirft. Das System ist ein Gespinnst von Begriffen, wenn es nicht aus jenem Lichtgrunde hervorgegangen; daher konnte da kein Philosoph helfen, wo kein Gottesmann half. Auch ist die heilige Religion selbst ein todter Buchstabe, wenn der Geist fehlt, der des Menschen Herz zur Anbetung Gottes erhebt; die frommen Sentenzen machen es nicht. Wenn der Lebenshauch, der den ganzen innern Menschen durchdringen soll, nicht von Oben kommt und nach Oben geht, so ist auch die Andacht erheuchelt; noch nie hat die Form einen wahren Glaubensjünger geschaffen.

Wollt Ihr die Menschen kennen lernen, so lernt Euch selbst kennen; ich sage nicht: Euch selbst vorerst, denn das geht nicht, weil der Blick erst nach außen geht, ehe er in das Innere einkehrt, und die Kenntniß unserer selbst mit der Kenntniß Anderer gegenseitig bedingt ist; und je mehr Ihr Euch selbst kennen lernt, desto tiefer durchschaut Ihr Andere. Wer sich selbst nicht kennt, kennt auch seinen Nächsten nicht. Wer Mißfallen an einem Andern hat, frage vorerst bei sich nach, ob er mit sich zufrieden sey, und dann wird er den rechten Grund in dem Andern auffinden können. Nur durch die Selbstverläugnung geht der Weg zur Menschenfreundschaft. Je reichere Schätze Ihr in Euch selbst besitzt, desto neidloser laßt Ihr sie auch Anderen zufließen; ist Eure Seele gereinigt, so wird sie ein Spiegel, worin Ihr das Gute aller der Seelen erblicket, welche in Eure Nähe kommen.

Seht, liebe Jünglinge, das sind so Regeln in Euer Wanderbüchlein für Euer Eintreten in die menschliche Gesellschaft. Fast wäre ich versucht, Euch noch eine ganze Reihe hinein zu schreiben, aber hiermit genug, denn wir wollen von unserm Hauptpunct nicht abkommen. Also Eure verschiedenen Ansichten über das Sittliche, und doch das Ge-

meinsame darin? das war es ja, worüber ich Euch noch meine Meinung sagen sollte.

Jeder hat seinen Standpunct. Auf seinem Standpuncte hat aber jedermann recht, doch ob er auf dem rechten stehe, das ist die Frage. Widerstreiten sich nun die Behauptungen, so ist nicht anders eine Ausgleichung zu hoffen, als bis man sich auf einem gemeinschaftlichen Standpuncte zusammen gefunden. Wie ist aber das möglich? Grade in dem Urtheile über das Sittliche ist es am ersten möglich; denn grade in dem Sittlichen sollen ja alle Menschen zusammentreffen, gerade darin ist der Centralpunct, von welchem die Kraft ausgeht, welche alle freie Wesen verbindet, und nur von diesem aus läßt sich eine Uebereinstimmung in der Erkenntniß des Wahren und Guten erwarten. Gehe nun jeder von Euch in sich, um diesen Punct zu entdecken: Ihr werdet nicht lange suchen; es ist das unmittelbare Bewußtseyn, das jedermann das Gewissen nennt. Das schweigt in keinem, das trauen wir jedem zu, der nur menschliches Antlitz trägt, auf das Gewissen berufen wir uns für uns und für Andere. Oder weiß einer etwas zu nennen, das ihm heiliger ist als diese innere Stimme? Und nennt man sie nicht immer Gottes Stimme? Das ist sie auch. Das Gewissen ist unser Selbstbewußtseyn vor Gott; es erinnert uns mahnend, drohend, beruhigend, an den Richter, der über uns ist, aber sich in uns verkündet; es ist die Gottesoffenbarung, welche die Gewißheit selbst ist und uns in Allem gewiß macht. Denn es wird unmittelbar Glaube an Gott, indem sich nur das Bewußtseyn in ihm durch freies Selbstbestimmen verstärkt; der Gewissenhafte glaubt an Gott. Es führt aber auch unmittelbar zur Erkenntniß der Wahrheit, denn nur darin werden wir überzeugt, was wir zusammenstimmend mit der absoluten Wahrheit erkennen, und diese offenbart sich in der gewissenhaften Richtung der Denkthätigkeit auf diese Wahrheit, mit dem Bewußtwerden unserer Selbverläugnung; nur der Gewissenhafte denkt wahr. Und

nur er ist der Freie. Wo ist Freiheit, wenn nicht in dem Gewissen? Nehmet an, sie wäre nicht da, so wäre die Sonne des Geistes unserem Geschlechte auf immer erloschen, das heißt, das Menschengeschlecht wäre in ein Thiergeschlecht hinab verwandelt. Auch giebt es für bürgerliche Freiheit und Gesetzgebung keine Gewährleistung, als das Gewissen, und wer da wähnt, als könne sie sich selbst machen, denkt etwas so Ungereimtes, als der, welcher meint, der Mensch könne sich selbst nach Belieben den Kopf abnehmen und aufsetzen, oder er täuscht sich in dem Worte, indem er die Gewissenhaftigkeit schon hineingelegt hat.

Freiheit, Erkenntniß, Glaube — das sind Eure drei Standpuncte; keiner von Euch vermag seinen Gegner oder Freund auf den seinigen herüberzuziehen, und er darf es auch nicht einmal wollen, wenn er seinen Freund achtet, weil er ihm dann Festigkeit seiner Ueberzeugung zutraut. Keine Macht, weder die zwingende der Gründe, noch die ziehende der Freundschaft, darf das bewirken, was erst im innersten Heiligthum, in welchem doch jeder feststehen soll, entschieden werden muß; nur da wird ihm die Wahrheit entschieden. Wollte man statt dessen verlangen, daß einer seinen Standpunct verlassen sollte auf die Aufforderung jener Mächte hin, so würde man nur seine Pietät verletzen. Etwas ganz anderes ist das Eingehen in seine Ansicht, um ihn mit sich selbst zu verständigen, und ihn allenfalls den Widerspruch, worin er mit sich selbst steht, auch selbst finden zu lassen. Nun sagt Euch aber eben jene Ueberzeugung, daß Ihr auf einen gemeinsamen Standpunct, zu welchem diese nun die Stufen sind, hinaufsteiget: versuche das jeder, dann werdet ihr, jeder seinen bisherigen und den seines Freundes würdigen, und dann erst Euch gegenseitig verstehen. Der höchste Standpunct aber ist nicht in einem abstracten Worte gegeben, wie etwa das Wort Vernunft so hingesprochen wird, sondern in Euerm Lebenspuncte, in dem Gewissen. Wäre das nicht, so gäbe es nirgends Vereinigung in

der Wahrheit. Diese aber giebt es, meine Lieben, so gewiß wir hier zusammen sind.

Unsere Studirenden freueten sich mit jedem Tage mehr dieser schönen Ferienzeit, und erfuhren den Einfluß, den auch die verschiedenen gesellschaftlichen Kreise und Bekanntschaften auf ihre Ansichten hatten. Denn unvermerkt kamen sie von dieser und jener Einseitigkeit zurück.

II.

Die alten Freunde.

Es war ein schöner Morgen. Am Abend vorher hatte der Philosoph nach einem Gewitter Klopstocks Frühlingsfeier vorgelesen; jetzt erglänzte das Thal, in welchem sie lustwandelten, in dem wohlthuenden Sonnenlichte. Der Oheim sah eben auf den neubelaubten Hügel hinauf, als er einen Mann gewahrte, der mit starken Schritten auf dem Waldpfade sich näherte. Die lange Gestalt hatte ihm etwas Bekanntes — ja, „er ist es!" rief er aus, dem Fremden entgegen eilend, und sein Freund aus England lag in seinen Armen. Nach einer Trennung von mehreren Jahren hatten beide nichts von einander gehört; welches Wiedersehen an diesem schönen Frühlingsmorgen der alten Freunde!

Sir James R. war eben von seinen großen Reisen zurückgekehrt und hatte seinen deutschen Freund, mit dem er einst seinen Plan zu Paris besprochen, jetzt auf seiner Durchreise aufgesucht, indem er auf der nächsten Station seinen Wanderstab ergriffen, um ihn hier zu überraschen. Erwünschter konnte es nicht seyn; auch für die früheren Gäste. Wer viele Länder und Menschen gesehen und sich selbst als Menschenfreund bewahrt hat, bringt einen geübteren Blick mit, der die Edleren bald erkennt, denen er nicht lange ein Fremder bleibt. So war dieser Gast schon an dem ersten

Tage in diesem Kreise einheimisch und durch seine freigebige Unterhaltung wohlthätig.

Seine Erzählungen legten gleichsam eine Weltkarte der Völkersitten vor. Afrika hatte er von mehreren Seiten her besucht, war hierauf durch die Länder der Türkei, die südlichen des Asiatisch-Russischen Reiches nach Hochasien, Persien und Indien gewandert, hatte mehrere Höhen des Himalaya bestiegen, die Trümmer der ehemaligen Herrlichkeit betrachtet, und es war ihm geglückt bis selbst unter den Chinesen bekannt zu werden. Von jenem östlichsten Ende des Continents hatte er sich nach dem großen Ocean eingeschifft und auf manchen Inseln umgesehen, bis er an der Küste von Peru wieder seinen Wanderstab in die Hand nahm, um von Südamerika aus auch nach Norden zu reisen, und ohne die Gefahren zu scheuen, sich mitten unter die rothfarbigen Völkerschaften zu begeben. Zuletzt kam er aus den Vereinigten Staaten unmittelbar nach Deutschland, wo er nun die Schätze seiner Völkerkenntniß Menschenfreunden mittheilte und auf seiner reichen Insel zu heilsamen Vorschlägen verarbeiten wollte.

Sir James R. war nicht karg in seinen Beschreibungen, und beantwortete gerne die Fragen, die sich oft drängten. Er hatte unter allen den Völkern, die er besucht, das Charakteristische mit geübtem Blicke herauszufinden gewußt, und deßhalb sein Augenmerk besonders auf den tiefern Grund des Religiösen und Sittlichen gerichtet. Weil er den Grundsatz, sich nach den Sitten der Bewohner, zu welchen seine Reisen ihn führten, zu verhalten, verständig und wohlwollend befolgt hatte, war ihm auch diese Erforschung ziemlich gelungen. Da hatte er denn Vieles unter den Aegyptern, Syrern, Arabern gefunden, das in der Verschiedenheit der muhammedanischen, christlichen, heidnischen Secten das Alte und Nationale durchblicken ließ, aber auch hier und da mißgestaltet, und das Edle theils erhoben, theils niedergedrückt; nirgends aber war dieses erloschen.

Das Gräuelhafte in dem Götzendienste der übrigens so

milden, friedfertigen Hindus, die dortigen Menschenopfer von Witwen, Kindern, u. s. w., die Schreckensscenen von Raubmördern, die aber ihren Göttern und Priestern gewissenhaft den Antheil zollen, furchtbarer als die im Dickicht lauernden Tiger, und dagegen die Lamaisten mit ihrem Aberglauben und ihren Wohlthätigkeitsanstalten, oder die streng geordneten Chinesen in ihrem Reichthum, Unglauben, Elend rc. alles dieses Bejammernswerthe der aus der ältesten Cultur so tief herabgesunkenen Menschheit hatte seinen Blick in das noch in den Seelen schimmernde Licht zwar getrübt aber nicht verschlossen. Als er von dem Fanatismus unter jenen Völkern redete, der z. B. unter den Seiks am Indus bis zum Wahnsinn steigt, so konnte der junge Theologe eine gewisse Aengstlichkeit nicht unterdrücken. Der Englische Reisende bemerkte sie, und sagte freundlich: seyen sie versichert, daß jener Epikureische Ausruf des alten Römischen Dichters:*) **tantum religio potuit suadere malorum**, mir oft in den Sinn kam, aber jedesmal vor dem Gedanken an das Wesen der Religion verschwand, und mir das Heil des Christenthums in desto höherem Lichte zeigte. Erst wenn man tiefer in das Verderben der Völker sieht, geht uns dieses Licht recht auf; und ich versichere Sie, meine Herren, der Glaube an die dem unglücklichen Geschlechte erschienene Gnade ist mir da nur fester gewurzelt. Er leuchtet dem Wanderer auch noch in den furchtbarsten Wildnissen des Menschengewühls. Die edlen Verkündiger des Evangeliums in diesen Wüsten verdienen unsere Segenswünsche; ich sahe manche herrliche Saaten dort schon reifen. Aber! — mehrere dieser Missionarien haben sich mancher Verkehrtheit schuldig gemacht, und darum ist es nicht überall so schön geworden, wie z. B. in dem freundlichen Otaheiti, und wie es wohl hätte werden können. Da hätte ich wohl den Blick manchmal wegwenden mögen, nicht von den armen Wilden, sondern von den fal-

*) Lucretius, I. 101. „Solches Unheil konnte die Religion rathen."

schen Christen. Sie sind die Verderber geworden im Westen und Osten, mit Abscheulichkeiten fiengen sie an in dem entdeckten neuen Welttheile, und sie setzen sie fort noch immer in vielen Weltgegenden. Wie können die begünstigten Europäer diesen Undank gegen den Vater der Menschenkinder verantworten! Dort auf jenen Inseln, wo das von unchristlichen Händen hingepflanzte Kreuz bei den Einwohnern von den Europäern selbst entweiht worden, da es so leicht jene zum Himmel hätte erheben können — und dann die Kriege unter den Abkömmlingen der Spanier, die Sclavengräuel in Amerika, ja die Grausamkeiten der Bürgerkriege in dem Mutterlande selbst — — o nennt euch doch nicht Christen! — Ich klage Euch um die Lüge an. Hat der Islam bis zum Ganges und weiter so viel Eingang gefunden, wie viel müßte das Evangelium finden, wenn seine Bekenner das Licht leuchten ließen! Doch auch diese Zeit wird kommen, denn die Perioden dieses Sonnenlaufes messen sich nicht nach unsern kurzen Erdenjahren ab. Alles was ich sah, hat mich von den Zweifeln nach und nach geheilt; denn die Spuren einer alten Offenbarung sind unverkennbar, und das Christenthum wird den Rathschluß der Erlösung vollenden. Mit Freudigkeit bekenne ich Ihnen, das Schiff, auf welchem der Pilger ausfuhr, schwankte zwischen Klippen herum, aber Gott half, und mit dem festen Stabe des Glaubens ist er zurückgekehrt."

Der edle Wanderer erzählte weiter von seinen Reisen nach den Quellen des Indus hin, in dem höchsten Gebirge der Erde, und von diesem, dem Himalaya, durch die Länder der uralten Cultur. — Der Philosoph horchte freudig auf,*) und Sir James unterhielt ihn mit den Beschreibungen jener Denkmale vom Indus nach Cabul, Balkh und Bokhara, deren Alterthum noch nicht erforscht ist, die aber auf eine Cultur hindeuten, welche vor der uns bekannten Ge-

---

*) Im Gedanken an die Horazische Bezeichnung jener Länder: „quas fabulosus lambit Hydaspes,"

schichte liegt. „Ein Land, sagte er, worin das Menschengeschlecht, vielleicht der Urstamm, in einer Bildungsstufe lebte, die noch Spuren ihrer Höhe hinterlassen, auch Manches durch ihre Abkömmlinge in andere Länder übergeführt hat, aber doch nur Trümmer und diese kaum noch erkennbar aufzeigt, und welches, wie besonders die alten Reiche Asiens, an die Vergänglichkeit und die Umwandlung der menschlichen Dinge bei jedem Schritte erinnert. Wer da nicht aus anderen Gründen ein Fortschreiten des Menschengeschlechts hofft, verliert bald allen Glauben daran, und wird auch von dieser geographisch-historischen Seite allzuleicht zur Verachtung des ganzen Menschengeschlechts niedergeworfen. Aber auch in diesem Puncte ist meine Ueberzeugung fest geblieben, und wie ehedem so noch mehr jetzt fand ich das Wort eines großen Regenten unwürdig: „**La maudite race à laquelle nous appartenons.**“ Ein Fluch liegt auf unserm Geschlecht, aber es selbst ist nicht verflucht, und kein Volk ist von Gott ganz verlassen. Es ist übertrieben von einem unserer Dichter ausgedrückt: „daß die Bekanntschaft mit der Welt uns entweder zu Teufeln oder zu Engeln mache;“ das Wahre ist, daß die dämonische Regung durch die höhere Stimme in uns zernichtet werden soll. So liegt die Weltkarte vor uns. In der Brust des Karaiben wie des Chinesen, des Neuseeländers wie des Hottentotten, und wie jedes Europäers, auch eines jeden von uns regt sich der Keim des Bösen, und oft schlägt er auch unter ganzen Völkerschaften in gräuliche Zerrüttung aus: aber in jeder Brust läßt sich auch eine Stimme vernehmen, bald leise bald laut, welche zum Besseren ruft. An uns Europäer ergeht dieser Ruf laut genug, um ihn auch in andern Welttheilen vernehmbarer zu machen.

Die jungen Leute hörten dem großen Reisenden mit steigendem Interesse zu, aber keiner fand sich befriedigt. Dem Theologen sagte er nicht genug Gutes aus den christlichen und nicht genug Schlimmes aus den nichtchristlichen Ländern, dem Philanthropen pries er keinen Freistaat an, und

dem Philosophen stieß er manches vorgefaßte Urtheil über alte und neue Zeit um; desto willkommener waren dem Oheim seine Mittheilungen für seine studirenden Gäste: Auch sein britischer Freund hörte ihre freien Aeußerungen gerne, und erwiederte ihnen nur hier und da etwas, worüber sie nachdenken mochten. Die beiden Alten erinnerten sich dabei an ihre Jugend, und hörten von diesen Anfängern eben nichts Neues, nur fanden sie einen Unterschied, wie jetzt die jungen Leute schon frühe mehr gelernt, aber sich auch ein frühes Aburtheilen angewöhnt haben. Indessen flößte der edle Trieb nach Bildung, um für das Wohl der Menschheit thätig zu seyn, welcher sich in jedem dieser drei Jünglinge auszeichnete, auch diesem hochstehenden Fremden eine liebevolle Achtung gegen sie ein, und er war darum auch gefällig gegen sie in seinem Gespräche. Sie sahen mit Trauer auf den nahen Ablauf ihrer Ferienzeit, aber der gütige Oheim tröstete sie mit einer Verlängerung derselben, wozu er bereits Fürsorge getroffen, ohne daß ihre akademischen Studien dadurch leiden sollten.

Mittlerweile wurde noch ein Freund der beiden Alten erwartet, den der Geheimerath im Stillen eingeladen hatte, um nun auch seinen ehrenwerthen Gast selbst zu überraschen. Es war ein Freund aus Frankreich, der mehrere Jahre her von dem Landsitze seines Deutschen Freundes nicht sehr entfernt wohnte, der schon einst in jener Stadt der politischen Bewegungen mit beiden zusammengelebt, und älter als sie in gewisser Weise ihr Lehrer geworden war. Er war so glücklich gewesen, durch alle die Revolutionen hindurch sich in seiner Freiheit zu erhalten, aber oft war er in Trauer über seine Nation versunken, denn nicht nur die schrecklichen Ausbrüche der Leidenschaften, sondern auch die verfehlten Richtungen, welche die Edleren einschlagen wollten, hatten ihn immer wieder mit dem Gedanken niedergeschlagen, daß doch selbst bei einem der civilisirtesten Völker der Erde — mit andern Franzosen es schlechthin das civilisirteste zu nennen, hätte er sich nie erlaubt — dem Verderben so wenig

Einhalt geschehen konnte, und so gar kein Heil abzusehen war. Aber er las in ungestörter Abendstille die classischen Schriften alter und neuer Zeit, lebte in den Geschichtbüchern, und als wohlhabender Abbé in Handlungen verständiger Wohlthätigkeit; Fenelons Geist hatte ihm seine Frömmigkeit unter allen Anfechtungen des Zeitgeistes, wie auch seine Zuversicht für ein Besserwerden der Menschheit fest erhalten. Dem geistlosen Bigotismus war er eben so gram, als den Bestrebungen, durch den Jesuitismus und dergleichen unvernünftige Maaßregeln die entschwundene Religion wieder herbeizurufen. Sein Rath fand indessen in den neuern Zeiten mehr zugeneigte Herzen. So hatten ihn die beiden protestantischen Freunde schon in jener früheren Zeit als einen edelgesinnten, gelehrten Mann kennen gelernt, und im vertrauten Umgange mit ihm einen Bund der christlichen Herzen geschlossen.

An einem Nachmittage fährt ein Wagen an, und ein heiterer Greis mit Silberlocken steigt heraus. Er war es. Welch eine Ueberraschung für ihn und die beiden Andern! Die Jünglinge brachen in einen Freudenruf aus.

Die drei alten Freunde hatten sich gegenseitig viel über ihre bisherigen Schicksale mitzutheilen, ein reiches Leben war jedem geworden, und einer wie der andere sah mit Seelenwonne in das Leben seines Freundes, denn die Vergangenheit hatte ihn für die Gegenwart erhoben, und eine herrliche Zukunft jenseits verkündigten sich gegenseitig ihre Blicke. Die jungen Freunde, welche während dem ihre Unterhaltungen über jene Aufgabe mit neuer Anregung für sich fortsetzten, wurden nun, nachdem die alten dem Rechte ihrer vertrauteren Freundschaft genügt hatten, in die Gesellschaft gezogen, indem der Hausherr die bereitwillige Theilnahme nun auch des Französischen Freundes an dem Ferienstudium der Jünglinge gefunden hatte.

Da die Deutsche Sprache ihm wie dem Britischen Freunde vollkommen geläufig war, so konnten die Abendsitzungen in der bisherigen Weise recht gut fortgesetzt werden, aber der

Gegenstand wurde jetzt noch weiter umfaßt. Die beiden Gäste von dem Auslande hatten nämlich den Vorschlag gemacht, daß jeder die Ansichten vortragen wolle, die seiner Nation grade eigen, aber zugleich auf die Deutsche Bildung einflußreich geworden seyen, und der Deutsche Freund möge dann die seinige von seiner Nation hinzufügen. Unsere Studirenden nahmen diese Vorlesungen, wie sich versteht, dankbar an.

Einverstanden darüber, daß die Sitte und Bildung einer Nation mit dem Geiste ihrer Gesetze im engsten Zusammenhang stehe, sah man auch die Verbindung der Ethik mit der Politik für beide Wissenschaften als nothwendig an, wenn sie, wie doch ihr Name sagt, Belehrungen für das Leben seyn sollen; denn beides liegt tief in dem Grundcharakter der Nation, welcher sich geschichtlich entwickelt hat. Welche Gesetze ihr auch gegeben worden, so würden sie nur in so weit in das Leben eingehen, als sie diesem ihrem inneren Wesen entsprechen, wie ein Schriftsteller sententiös sagt:*) „Laßt mich die Balladen einer Nation machen, und macht Ihr die Gesetze." Um aber nicht zu weit auszuholen, wurde die Anerbietung des Abbé, einen Auszug aus dem berühmten Werke Montesquieus,**) dem Geiste der Gesetze, vor-

---

*) Let me make the ballads of a nation, and you may make their laws. In den Balladen spricht sich nämlich der volksthümliche Geist in ergreifenden Zügen aus.

**) Montesquieu, geb. bei Bordeaux 1689. fieng gegen sein 20stes Jahr sein Gesetzesstudium an, und 32 J. alt seine schriftstellerische Laufbahn, im J. 1721 durch seine Lettres persanes. Späterhin schrieb er jenes Hauptwerk: Analyse de l'esprit de lois. Er starb zu Paris i. J. 1755. Eine Englische Zeitung meldete damals seinen Tod mit den Worten: „Ein Freund des Menschengeschlechts behauptete er die unbezweifelten und unveräußerlichen Menschenrechte mit Freimuth, sogar in seinem eignen Vaterlande, dessen Vorurtheile in Betreff der Religion und Regierung er so lange beklagt hat. Seine Werke werden ihn so lange überleben, als gesunde Vernunft, sittliche Verpflichtung und der ächte Geist der Gesetze wird verstanden, geachtet und behauptet werden."

zutragen, als ein Weg zur Kenntniß nicht nur der Französischen, sondern überhaupt der jetzigen allgemeinen Denkart über das Sittliche des Nationallebens, von unserer Gesellschaft belobt. Der Britische Freund erinnerte an das günstige Urtheil auch seiner Landsleute über diesen Gesetzeslehrer.

Der Abbé ließ das Urtheil d'Alemberts vorausgehen, daß, wenn Montesquieu von der Erziehung rede, man nicht sowohl an diejenige denken müsse, die von den Eltern und Lehrern komme, als vielmehr an die, welche der Mensch durch die Welt, in welche er eintritt, erhalte, welche je nach der Verschiedenheit der Staatsverfassung verschieden sey, nämlich in despotischen Staaten den Menschen zum Sclaven erniedrige, in den (gesetzlich-) monarchischen ihn zur feineren, rücksichtsvollen Lebensart, und in republikanischen zu der edlen Gesinnung der das Selbst aufopfernden (?) Vaterlandsliebe gewöhne; wozu übrigens die eigentliche Erziehung mit ihrer ganzen Macht mitwirken müsse. — Die Gesetze dürften nie gewaltthätig in die Sitten eines Volkes eingreifen, sondern nur unmerklich auf sie hier zur Befestigung, dort zur Umänderung einfließen; so hätten die Spanier bei der Eroberung von Peru, statt jenes Volk selbst hinzuopfern, vielmehr die Unterlassung der Menschenopfer ausbedingen müssen. Selbst den Einfluß des Klimas könnte die Regierung zur Verbesserung der Lebensweise benutzen; man bedenke z. B. wie die Völker des Nordens im Allgemeinen immer größere und muthigere Kraft bewiesen, als die südlichen. Sieht man auf den Einfluß der Religion, so sey es nicht undenkbar, daß eine Gesellschaft vollkommener Christen sich zu einem dauerhaften Staate bildeten. — Nach diesen Vorbemerkungen, welche der Abbé von jenem Französischen Gewährsmanne entlehnte, gab er den Inhalt des Buches selbst in folgendem Umriß.

„Alles hat seine Gesetze. Der Mensch ist aber bei den seinigen der Unwissenheit und dem Irrthum unterworfen, und würde seines Schöpfers vergessen, wenn ihn Gott nicht durch die Gesetze der Religion zurückriefe. Die Philosophen,

halten ihm die Gesetze der Moral vor; um nun auch in der Gesellschaft zu leben, bedarf er der bürgerlichen Gesetze, welche ihm das vorschreiben, was er als Pflicht zu befolgen hat. Seine Freiheit ist das Recht, das zu thun, was die Gesetze erlauben. Das Naturgesetz des Menschen, welches zum Grunde liegt, ist, daß er in Gesellschaft lebe. Aus demselben entwickeln sich unmittelbar das Völkerrecht, das Staatsrecht und das bürgerliche Recht. Daß auch von den wildesten Nationen ein Völkerrecht anerkannt werde, läßt sich nicht in Abrede stellen.

Das Gesetz überhaupt ist die menschliche Vernunft. Sie verlangt aber, daß grade jedem Volke solche Gesetze gegeben werden, welche auf der einen Seite seiner Natur eignen, auf der andern Seite aus dem Princip der bestehenden Verfassung (Gouvernement) hervorgehen. Ihre Beziehung dabei auf die Verhältnisse des Lebens ist **der Geist der Gesetze (esprit des lois.)**

Es giebt der Natur nach drei Arten des Gouvernements: Republik, Monarchie, Despotie. Die letztere ist Alleinherrschaft der Willkühr, die Monarchie dagegen ist durch Gesetze gebunden. Die Natur einer jeden verlangt ihre eigenen Gesetze; aber zugleich hat auch jede Verfassung ihr Princip: denn dieses ist die bewegende Kraft, welche sie in dem, was sie nun einmal ist d.h. in ihrer Natur, leitet und einrichtet. So ist das Princip der Despotie die Macht des Herrschers, das der Monarchie die Macht der Gesetze, das der Republik die Macht der Tugend. Hört in der Republik die Tugend auf, wo dann der Ehrgeiz mit seinem Gefolge an ihre Stelle tritt, so geht auch die Republik unter. In der Monarchie stehen die Gesetze an der Stelle der Tugend, und die Ehre (l'honneur) ist die gewaltige Triebfeder. Sie strebt nach Auszeichnung, Rang, Adelsvorzug. Da verbindet sich dann der Ehrgeiz gerne mit müssigem Leben, mit innerer Niederträchtigkeit und äußerem Hochmuth, mit dem Streben reich zu werden ohne zu arbeiten, mit Abscheu vor der Wahrheit, mit Schmeichelei, Verrath, Treulosigkeit, Furcht

vor der Tugend und Hoffnung von den Schwächen des Regenten.[*]) — Nicht aber ist die Ehre die Triebfeder in despotischen Staaten, denn da hat keiner einen Vorzug, weil alle Sclaven sind. Die Triebfeder ist da die Furcht. Die Kadi behaupten daher ganz consequent, daß der Sultan nicht an Wort und Eid gebunden sey (?); denn damit wäre sein Ansehen beschränkt, und nur die Religion tritt da manchmal dem blinden Gehorsam in den Weg.

Auch die Erziehung richtet sich nach der Verfassung, weil jede einzelne Familie nach dem Plane der großen, welcher sie angehört, erzogen werden soll. Daher muß sie in der Monarchie den Tugenden, weil sie alle mehr für jeden selbst als für seinen Nächsten da sind, eine gewisse Vornehmheit (? **noblesse**), so wie den Sitten (**moeurs**) eine gewisse Freimüthigkeit (? **franchise**), und dem Betragen (**manières**) eine gewisse Feinheit (? **politesse**) geben. Denn die Handlungen gelten da nicht sowohl wenn sie gut, als wenn sie schön, nicht sowohl wenn sie gerecht, als wenn sie groß, nicht sowohl wenn sie vernünftig, als wenn sie außerordentlich sind. Man verlangt da jene Freimüthigkeit nicht als Wahrheitsliebe, sondern weil der Mann darin gefällt, daß er beherzt und frei erscheint, weßhalb man sie in dem gemeinen Manne nicht mag. Die Feinheit der Sitten (die Artigkeit) verlangt man, weil man die Leute für dazu geboren hält, daß sie sich in der Gesellschaft gefallen; sie entsteht aus der Begierde sich auszuzeichnen, und am Hofe wird sie naturalisirt. Auf diese Weise bildet die Erziehung den Mann von Ehre (**l'honnête homme**), dieser aber ist der, welcher alle die Tugenden und Eigenschaften besitzt, die in dem Sinne des Gouvernements liegen; weßhalb der Regent nur nichts Entehrendes verlangen darf. — In einem despotischen Staate ist der Ehrtrieb tödtlich, und schon das Wissen gefährlich; die Erziehung hat da nichts weiter zu

*) Shakespeare macht das noch vollkommener anschaulich in seinem Richard II. und Heinrich IV. als die Französischen Dramatiker.

thun als nur recht servil werden zu lassen, und um einen Sclaven aus dem Menschen zu machen, muß sie ihn zu einem schlechten Menschen machen. Da hat sie es nur mit Drohungen und Züchtigungen zu thun, sie führt alles auf die Furcht zurück, und sie sinkt am Ende auf Null.

Die Erziehung der meisten (?) alten Völker unterscheidet sich von der unsrigen darin, daß sie die Tugend zu ihrem Princip hatten (?), wir aber drei Erziehungen haben, die mit einander im Widerspruch stehen, die unserer Väter, die unserer Lehrer und die der Welt; und das kommt zum Theil von dem Widerspruch her, in den uns die Religion mit der Welt versetzt, den die Alten nicht kannten. Die Republik bedarf der ganzen Macht der Erziehung, um die politische Tugend d. i. die Liebe zu den Gesetzen und zu dem Vaterlande einzuflößen; diese kann aber nur von den Vätern auf die Kinder kommen. Was Lykurgus den Spartanern, das war William Pen den Nordamerikanern. Die Gesetze des ersteren, so wie die eines Minos und Platons setzen die gegenseitige Aufmerksamkeit aller und jeder Bürger voraus. Die Musik wurde in den alten Staaten als ein Mittel guter Sitten verlangt, ob sie gleich eines freien Mannes unwürdig gehalten wurde. Auch der Ackerbau galt bei den Spartanern und Andern als etwas Serviles, und der Kleinhandel bei den Griechen als etwas Unehrliches. Ihre Uebungen förderten nur Rohheit und selbst Grausamkeit (?).

Die Gesetzgebung soll für die Erziehung dieselbe seyn, wie für die Regierung, und so hat sie in der Republik besonders Gleichheit und Frugalität zu begünstigen. Da bedarf man denn auch der Censoren, welche selbst auch die schlechten Gesinnungen rügen; wie z. B. jener Areopagite bestraft wurde, weil er einen Sperling, der sich bei ihm vor einem Sperber retten wollte, getödtet hatte, und wie der Areopagus ein Kind tödten ließ, das seinem Vogel die Augen ausgestochen.

Verliert die Republik den Geist der richtigen Gleichheit, so geräth sie ins Verderben, das ist nämlich auch da der Fall, wo man sich nicht mit der Gleichheit des Bürgers

begnügt, sondern auch die des Richters, des Senators, des Vaters u. s. w. verlangt. Zu solchen Anmaßungen verleitet der Stolz, welcher leicht ein Volk verdirbt, wenn es etwas Großes ausgerichtet hat, wie z. B. der Sieg bei Salamis die Republik der Athener verdarb, und der Abfall der Athener die Republik Syrakus. Eine Republik muß daher immer etwas zu fürchten haben; stehende Wasser verderben. Eine große kann sich nicht lange halten, weil sich in den Bürgern zu große Kräfte und Privatinteressen finden. In der Aristokratie hält zwar die Vielheit der regierenden Familien, gleichsam eben so viele Monarchen, sich gegenseitig in Schranken, aber dafür versinkt die Regierung in Nachlässigkeit und Trägheit, besonders wenn sie erblich sind, oder schlagen in Willkühr aus. Eine Monarchie verdirbt, wenn der Regent im Befehlen seine Macht zeigen will, wenn er den Staat in seine Hauptstadt, diese in seinen Hof, und seinen Hof in seine Person versetzt, und wenn er die Liebe seines Volkes verbannt. Ist aber ein Staat verdorben, so werden auch die besten Gesetze zu schlechten, und wenden sich selbst gegen den Staat.

Auch auf die Sittenwürde der Frauen hat der Gesetzgeber zu sehen. In Monarchieen suchen sie durch einnehmendes Wesen und Luxus ihr Glück zu machen, in Despotien sind sie selbst ein Luxus, in Republiken aber muß dieser verbannt, und müssen die Frauen frei durch die Gesetze, aber gebunden durch die Sitten seyn.

Eine eigne Aufmerksamkeit verdient der Chinesische Staat. Dort sind die Principien der Furcht mit denen der Ehre und der Tugend, wie die Missionäre meinen, gemischt, aber was verstehen sie unter Ehre? Der Despotismus wird durch das Unglück dieses Volkes gedrückt. Bei der großen Fruchtbarkeit der dortigen Frauen, und unerachtet der Kinderaussetzung, wächst in China die Bevölkerung so stark, daß oft Hungersnoth entsteht. Die Regierung muß daher auf Arbeitsamkeit halten, und in dieser Hinsicht eine Art von häuslicher seyn, aber das Volk in strenger Unterwürfigkeit und

Ruhe erhalten. Die Gesetze mußten daher überall die Betriebsamkeit begünstigen, aber dabei auch die Liebe zum Gewinn; alle Gewaltthätigkeit mußten sie verbieten, aber den Betrug erlauben. — Uebrigens machen es die despotischen Regierungen nicht besser, als jene Wilden in Louisiana, die den Baum abhauen, um seine Früchte zu brechen.

Die Gesetze müssen zwar das Klimatische berücksichtigen, aber nicht die klimatischen Laster begünstigen. Im Orient steht die Schwäche der Organe (?) mit der Stärke der Eindrücke in keinem Verhältniß; und damit ist nicht nur eine gewisse Trägheit des Körpers, sondern auch des Geistes verbunden, wodurch denn alle Eindrücke, die einmal aufgenommen sind, mehr unverändert bleiben. Daher dort das Bleibende in der Religion und in den Sitten. Die Chinesischen Gesetzgeber waren darin verständig, daß sie zugleich durch Religion und Philosophie das Volk aus seiner physischen Ruhe zur Thätigkeit aufregten. Das Einschließen der Weiber bei den Orientalen hängt mit der Polygamie zusammen. Ueberhaupt wäre das Verhältniß des weiblichen Geschlechts bei ihnen eine Aufgabe der Gesetzgebung, so wie mehreres Andere.

Ferner ist die Religion zu berücksichtigen. Bayles Meinung, daß Atheismus (Unglaube) besser sey als Götzendienst (Aberglaube), gar keine Religion besser als eine falsche, ist ein Sophisma, indem nicht dabei bedacht wird, daß der Gedanke einer Unabhängigkeit nichts anders als eine Revolte sey, und daß man dann auch von den bürgerlichen Gesetzen sagen müsse, sie seyen unnütz, weil sie nicht immer ihre Kraft beweisen. Die christliche Religion beweiset aber wirklich den günstigsten Einfluß auf die Herzen, und ist eine stärkere Triebfeder als die Ehre in den Monarchieen, als die Tugend in den Republiken, und als die sclavische Furcht in den Despotieen. Mit dieser letzteren stimmt die Muhammedanische Religion am besten zusammen, mit den gemäßigten Regierungen die christliche, und zwar (so meint Montesquieu, die Erfahrung ist ihm aber nicht ganz zur Seite) die katholische am besten mit der Monarchie, die protestantische mit der

Republik. Die Gesetze sollen Vorschriften und nicht Rath geben, die Religion soll mehr Rath als Vorschriften geben, denn sie redet zum Herzen. Wollte sie sich auf das Gesetzegeben einlassen, so müßte das ins Unendliche gehen, um immer wieder eins für die Befolgung des andern zu geben, weßhalb z. B. der Cölibat besser ein bloßes consilium geblieben wäre. Aber die Gesetze der Moral müssen eben darum mit denen der Religion übereinstimmen, weil die Religion die beste Gewähr für die Rechtschaffenheit leistet. Gut ist die Vorschrift in den Religionsbüchern der alten Perser, daß man seine Kinder in den guten Handlungen unterrichten solle, weil diese dann den Eltern zugerechnet würden. Auch empfehlen sie das frühe Heirathen, weil diejenigen, welche kinderlos sterben, nicht über die Brücke in jenes Leben kommen.

Je weniger die Religion die Menschen im Zaum hält, desto mehr müssen es die bürgerlichen Gesetze thun; lehrt sie z. B. einen Fatalismus, wie die Muhammedanische Religion, wodurch dann die Trägheit der Seele, sein eigentlicher Grund, nur noch bestärkt wird, so müssen die Gesetze um so strenger und die Polizeianstalten um so wachsamer seyn, welches dagegen bei einer Religion, die Freiheit der Handlungen lehrt, nicht so nöthig seyn würde. Verdammt die Religion Dinge, welche die bürgerlichen Gesetze erlauben könnten, so wäre es doch gefährlich, wenn diese sie erlauben würden, weil das von dem einen auf das andere nachtheilig wirken müßte. Bisweilen zwar können sie das Schlimme einer falschen Religion, so wie die Gesetze der Religion Manches im Staate verbessern, wo die bürgerlichen kraftlos wären, z. B. zur Versöhnlichkeit im Kriege, und auch wo sie mangelhaft sind. Auf das Dogma an sich kommt es weniger an, als auf den Gebrauch oder Misbrauch, den man davon macht. Es kommt viel darauf an, wie eine Religion mit der Art zu denken und zu fühlen eines Volkes übereinstimmt; und auch in anderer Hinsicht hat es seine Inconvenienzen, wenn eine Religion in ein fremdes Land verpflanzt wird, wie z. B. das Verbot des Schweinefleisches für Arabien,

Aegypten, Palästina der Gesundheit dient. Eine Religion, welche ihren Bekennern einen Vorzug zusichert, den ihnen Gott über andere gegeben, zieht sehr an, und darum behaupten die Muhammedaner so eifrig die Einheit Gottes. Auch der äußere Glanz einer Religion zieht an, weshalb sich Völker selbst das Elend haben gefallen lassen, in welches sie durch den Reichthum ihrer Geistlichkeit gekommen. Indessen muß dieser beschränkt werden, denn die Geistlichkeit ist als eine Familie zu betrachten, die weder untergehen noch sich vermehren darf. — Ueberhaupt aber müssen hinsichtlich der Religionen im Staate die bürgerlichen Gesetze den Grundsatz der Toleranz befolgen, und sie auch sich unter einander selbst nicht beunruhigen lassen.

Noch manches Andere haben die Gesetzgeber zu beachten — Krankheiten, Selbstmord, Laster der Trunkenheit u. dergl. und sich, um die Nation zu verbessern, nach der Natur derselben zu richten; auch dabei zu bedenken, daß nicht alle politische Laster auch moralische und nicht alle moralische auch grade politische seyen. Sitten (moeurs) lassen sich nur durch Sitten, Betragen (manières) läßt sich nur durch Betragen ändern; wollte man es durch Gesetze versuchen, so würden diese allzu tyrannisch erscheinen. Ist eine Nation träge, so hat sie auch eine gewisse Gravität, denn die nicht arbeiten, betrachten sich als die Herren derer, welche arbeiten. Die Eitelkeit einer Nation ist für die Regierung eine nützliche, der Stolz eine gefährliche Triebfeder. Die Lebhaftigkeit der Französischen findet ihre Verbesserung in der Artigkeit (politesse), indem sie den Geschmack an Gesellschaft, insbesondere am Umgange mit Frauen gewährt. Ueberhaupt sollen die Gesetze nur da eingreifen, wo Gesetze zu verbessern sind, nicht aber das Betragen beengen (gêner), um nicht auch die Tugenden zu beengen. Ist nur im Allgemeinen der Charakter gut, was liegt an einigen Fehlern, die sich dabei finden? Das politische wie das moralische Gute befindet sich immer zwischen zwei Extremen, daher muß sich der Gesetzgeber von dem Geiste der Mäßigung leiten lassen.

Montesquieu geht nun vorerst auf die Römische Gesetzgebung, dann auf die der Französischen Nation ausführlich ein, und daher auch auf die Feudalgesetze der Franken. Er rügt dabei Manches, was der Verbesserung bedarf, z. B. die Art, wie die Sehnsucht der Töchter zum frühen Heirathen erweckt wird, um nur zu den Freuden der Freiheit zu gelangen, ohne daß sie doch gebildet sind, statt daß man die jungen Mannspersonen zum Ehestand ermuntern sollte."

Der Abbé beschloß hiermit seine Uebersicht, denn was sonst noch über das Politische, Finanzielle u. dergl. vorkommt, konnte nicht weiter ein Gegenstand für die Unterhaltung dieser Gesellschaft seyn. Sie wünschte ja nur das Moralische, welches die Gesetzgebung mit zu ihrer Aufgabe haben müsse, in seiner Verflechtung mit dem Ganzen zu vernehmen. Insbesondere war dabei ihre Aufmerksamkeit auf das Nationale gerichtet. Der Abbé bemerkte, daß zwar das Meiste in diesem Buche auf dasselbe zu beziehen sey, auch Vieles aus demselben sich erkläre, indessen doch die Hauptideen aus der menschlichen Natur und Gesellschaft geschöpft worden. Allerdings sey da Manches noch mangelhaft, auch wohl unrichtig; namentlich müsse man in seiner Völkerkunde Vieles durch die bei weitem bessere Bekanntschaft aus den neueren Zeiten berichtigen. Ganz besonders seyen seine Gedanken über das Verhältniß des Staats zur Religion ganz zu übersehen, weil er zu wenig das Wesen der Religion überhaupt, wie auch des Christenthums und seiner Formen gekannt habe,*) welches man seiner Zeit und Individualität zu gut halten müsse. Auch sey Montesquieu nicht tief genug in das Erwachsen der Gesetze aus den Sitten, und in die Bil-

*) Wenn Montesquieu z. B. zu dem, daß er von Luther sagt, er habe den Fürsten bischöfliche Gewalt gegeben, und von Calvin, er habe in den Freistaaten leicht die geistlichen Würden abgeschafft, noch weiter hinzufügt, daß jede dieser protestantischen Religionen sich für die vollkommenste hielt, die Calvinistische, weil sie bei dem, was Jesus Christus gesagt, die Lutherische, weil sie bei dem, was die Apostel gelehrt, stünde: so bedarf das allerdings mancher Berichtigung.

dung der Sitten aus den Gesetzen eingegangen, worauf doch so viel ankomme, dieses aber habe vielmehr die Philosophie seiner Zeit und überhaupt seiner Nation durch ihren Mangel an Tiefe verschuldet. Auf ihre Schuld komme noch manches Oberflächliche und Unbestimmte, worin der jetzige Geist jenem Geiste der Gesetze nicht genüge. Indessen sey dieses Werk doch in der Geschichte der Gesetzgebung ein wichtiges Moment geworden, insbesondere für Frankreich, auch werde das Studium desselben mit manchen trefflichen Urtheilen der Menschenkenntniß belohnt, und behalte seinen classischen Werth.

Man besprach nun dieses und jenes, so wie jeder etwas zu erinnern gefunden hatte. Die jungen Zuhörer machten Einwendungen, an welche gerade die alten nicht dachten, diese aber entwickelten Ideen, welche jenen Manches aufschlossen. Es hatte sich für unsere Studirenden hiermit wieder ein neues Studium eröffnet. Daher war es auch ihnen höchst erwünscht, daß nun auch der Britte aus einem und dem andern seiner Nationalwerke eine Uebersicht ähnlichen Inhalts mittheilen wollte.

In der nächsten Abendsitzung hielt also Sir James seinen Vortrag. „Die Englischen Moralisten, fing er an, gehen von einem natürlichen Wohlwollen aus, oder bestimmter von einem ursprünglichen Gefühle der Menschlichkeit; hierauf stützen sie nicht nur alle Tugenden und Pflichten, sondern auch alle Rechte. Zunächst wollen wir das aus Fergusons Grundsätzen der Moral und Politik*) entnehmen, weil dieses Werk nicht bloß auf seinem heimischen Boden in Schottland, sondern auch in England mit allge-

*) Institutions of moral philosophie. 1769, 8. weitere Ausgabe Principles of moral and political science, und zuletzt in 4. 1792.

meinem Beifall anerkannt ist, ohne grade andere des Inhalts, die ebenfalls Classicität erhalten haben, auszuschließen, und weil es unerachtet seines kleinen Umfanges doch das Wesentliche ausspricht. Und das finden wir schon, so weit es für den Zweck unserer dermaligen Unterhaltung dient, in dem 5. Theile im 5. Capitel.

Hier steht an der Spitze: das größte Gut des Menschen ist seine Menschenliebe. Aus diesem Princip wird nun gefolgert: das Beste der menschlichen Gesellschaft und unsers ganzen Geschlechts ist zugleich das Beste jedes einzelnen Menschen; es verhält sich damit ganz so, wie überall mit den Werken Gottes, wo mit dem Wohl des Ganzen das Wohl jedes einzelnen Theiles vollkommen vereint ist, und eins durch das andere besteht. Jenes Wohlwollen äußert sich also darin am besten, wenn es Uneigennützigkeit und gegenseitige Zuneigung befördert.

Glückseligkeit und Elend, diese entgegengesetzten Zustände der Seele, geben die Begriffe von gut und bös, und den Unterschied von recht und unrecht. Ein immerwährendes Vergnügen ist das beste Besitzthum der Seele, und es besteht darin, daß sie sich die besten Neigungen ungestört erhält. Das ist das Gesetz der Moralität. Es verlangt Wohlwollen; die Gesinnungen sollen wohlwollend seyn, sie sollen sich aber in Handlungen beweisen.

Indessen sind die Meinungen, welche Handlungen die wohlwollenden seyen, oft sehr verschieden, indem sogar, je nach verschiedenen Fällen, ganz entgegengesetzte Handlungen für sittlich gehalten werden, z. B. man solle den Menschen tödten, man dürfe den Menschen nicht tödten. Unter den Esquimaux verlangt der alte Vater, daß ihm seine Kinder den Tod geben: andere Völker erkennen die Pflicht, daß ihn seine Kinder ernähren. In Europa wünscht die Witwe, daß ihr Mann ihr einen Witwengehalt hinterlasse: in Indien läßt sie sich mit seinem Leichnam verbrennen. Der gemeine Mann versteht nur die Sitten seines Landes und Standes,

die fremden gewöhnlich nicht. Daher hat auch jede Sprache ihre eignen Ausdrücke für Verbrechen, Laster, Tugenden. So wie man die Sprache eines Landes reden muß, so soll man sich auch nach den Sitten eines Landes richten in gleichgültigen Dingen, in wichtigen soll man überall nur das wählen, was zum Besten des Menschen dient, wäre es auch wider die herrschende Gewohnheit und Meinung. Das Verpflichtende des Gesetzes liegt immer in dem Gut oder Uebel, welches mit der Befolgung oder Uebertretung verbunden ist. Das Grundgesetz verpflichtet, inwiefern es zur Glückseligkeit dient oder Elend verhütet; und die einzelne Handlung ist Pflicht, wenn sie den Menschen glückselig macht, im entgegengesetzten Falle ist sie verwerflich.

Der einzelne Mensch wird entweder durch Zwangsgesetze oder Gewissenspflichten verbunden; die Rechtswissenschaft entwickelt jene, diese die Sittenlehre. Die Gewissenspflicht verlangt freie Wahl, sie macht aber den, der sie erfüllt, zu einem verdienstvollen, und den, der ihr entgegen handelt, zu einem nichtswürdigen Menschen; sie verbietet, irgend jemand Unrecht —, sie gebietet, allen Gutes zu thun, d. h. alle Arten von Tugend zu üben. Ihre Sanction erhält sie 1) durch die Religion, 2) durch den öffentlichen Ruf, 3) durch das Gewissen, indem es Lust gewährt, wenn man recht, dagegen Schaam und Reue, wenn man unrecht handelt. Die Tugend ist ein Zustand der Seele, welcher in der Neigung besteht Gutes thun zu wollen, und die vier Haupttugenden in sich schließt: Gerechtigkeit, Klugheit, Mäßigung, Muth, die sich dann weiter in Unterarten von Tugenden und Pflichten vertheilen. In dem Grade, als die Handlungen tugendhaft sind, d. h. aus Wohlwollen gegen das menschliche Geschlecht erfolgen, haben sie Verdienst, und in dem Grade, daß sie aus Bosheit kommen und Unheil bewirken, und weniger Aufforderung hiezu vorausgegangen ist, haben sie Schuld.

Der Staat besteht in den gemeinschaftlichen Kräften und Gesetzen einer Nation; ein Freistaat ist er, wenn seine Bürger durch Zuneigung zum gemeinen Wesen mit einander

verbunden sind, eine Monarchie, wenn die Begierde nach Ehren und Würden sie verbindet, eine Despotie, wenn der Zwang der Gewalt sie zusammenhält. Die Rechtschaffenheit wird am meisten in Republiken, weniger in Monarchieen, am wenigsten in Despotien verlangt. Handeltreibende Nationen setzen den Werth des Menschen in seine Arbeitsamkeit und Industrie, und halten auf die Fortschritte in den Gewinnst bringenden Künsten. Der Reichthum einer Nation besteht in den Mitteln des Unterhalts, der Bequemlichkeit und der Auszierung (des Luxus), im Verhältniß zu der Lage des Landes, zu dem Gewerbfleiße der Einwohner und zu dem Gewinne des Handels. Hiernach hat sich die Besteuerung zu richten. Das natürlichste Staatsgesetz ist die Anwendung des Moralgesetzes auf das, was mittelst der Verfassung dem menschlichen Geschlecht nützlich ist; es soll die Sicherheit und Glückseligkeit der Bürger bewirken, dem Charakter des Volkes angemessen seyn, und die Aemter verfassungsmäßig anordnen. Die Glückseligkeit des Volkes ist darin zu suchen, daß es sein Land liebt, und daß die Würden nach Fähigkeit und Verdienst ertheilt werden; sein Charakter besteht in dem Grade der Tugend oder der moralischen Triebfeder, durch welche der Staat von der Beobachtung der Gesellschaftspflichten versichert ist. Hiernach ist die Verfassung als das Wichtigste zu bestimmen, welche jedoch mancherlei voraussetzt. —

So weit wollen wir, fügte Sir James hinzu, diesen Moralisten hier hören. Was er von der Englischen Verfassung, und sonst noch Specielleres sagt, übergehe ich, und brauche wohl weiter nicht ausdrücklich zu erinnern, wie Ferguson in manchen Punkten, auch in fehlerhaften, mit Montesquieu zusammentrifft, namentlich in der Angabe und Beurtheilung der drei Staatsformen, wie er in wenigerem von ihm abweicht, und wie auch er über die Begründung des Sittlichen Vieles zu wünschen übrig läßt. Leid ist es mir, daß er, wie auch andere wichtige Stimmen meiner Landsleute, in dem Nationalreichthum grade den reichsten Schatz,

die Geistes- und Herzensbildung, so wenig beachten, da doch die Menschen erst durch diesen innersten Reichthum zum wahren Reichthum in allen innern und äußern Gütern gelangen, und dann gleichsam alles, was sie berühren, in Gold verwandeln; und noch mehr, da doch eine Nation in ihrer Erhebung zu der höchsten Stufe der Menschheit ihren Schatz aller Schätze erkennen soll. Indessen fehlt es nur an der Hervorhebung dieses wichtigen Punctes; im Gefühl wird er vorausgesetzt. So muß ich überhaupt die Moralisten meiner Nation, deren Trefflichkeit auch übrigens, und besonders für die Charakter- und Lebensschilderungen auch bei Euch allgemein anerkannt ist, selbst bei jenem Tadel wegen der nicht genügenden Begründung der Sittlichkeit zugleich wegen ihrer großen Achtung der Menschheit loben, welche sie darin beweisen, daß sie ein sittliches und zwar wohlwollendes Gefühl als Grundanlage der menschlichen Natur annehmen. Wenn auf der andern Seite einige unserer größten Dichter, wie auch einige Dogmen unserer beiden Kirchen, ebenfalls ein tiefes Bewüßtseyn aussprechen,*) das in dem Ernste unserer Nation liegt, womit das menschliche Herz sein Verderben fühlt, so giebt jene Anerkennung des Guten in der menschlichen Natur und natürlich guter (good natured) Menschen ein praktisches Gegengewicht. Lassen Sie, m. Fr., mich indessen noch aus dem classischen Werke von Adam Smith über den Nationalreichthum**) Ihnen etwas mittheilen, das von einer andern Seite Ihrem Zwecke zu dienen scheint. Dieses findet sich im 3. B. Art. 2, wo der Verfasser von dem Aufwand für die Erziehung redet. Dieser Gegenstand liegt nicht außer dem Kreise unserer Betrachtun-

---

*) Milton, Shakespeare, Young; welcher letztere in seinen Thoughts of night (C. 3.) es so gar hart ausdrückt: Gott habe allen andern Wesen außer sich den scheußlichen Anblick eines nackten Menschenherzens ersparen wollen. Man vergl. auch Byron in s. Kain.

**) Ad. Smith, Inquiry into the nature and causes of the wealth of nations. 1776.

gen, wir wollen also die Äußerungen dieses Schriftstellers darüber vernehmen.

Die fixirten Gehalte (endowments) der Lehrer an den Collegien und Universitäten haben mehr oder weniger ihre Tüchtigkeit geschwächt; besser ist es da, wo sie Honorarien beziehen. Wenn sie nun vollends, wie zu Oxford, zu einer Corporation verbunden sind, so sehen sie sich gegenseitig ihre Nachlässigkeit nach, ja eben auf dieser Universität geben sogar manche ihre Lehrgeschäft ganz auf. Gut ist es noch, wenn sie unter einer Aufsicht, z. B. unter einem Bischof stehen, indessen ihre Leistungen hängen doch lediglich von ihrem Fleiße ab; dieser aber wird wahrscheinlich größer oder geringer seyn, je nach den Motiven, die sie dazu antreiben. Der Willkühr und Discretion des Aufsehers ist übrigens auch viel überlassen, wie es die Französische Universität auffallend zeigt. Sind die Studenten an ein College gebannt, so wird nicht auf das Verdienst des Lehrers gesehen, und wird dieser von dem Vorsteher gewählt, so erlischt ganz die Aemulation der Lehrer. Gesetzt auch, sie würden von den Studenten noch so gut bezahlt, so werden sie doch am Ende eben so nachlässig wie die, welche nicht bezahlt werden. Die Disciplin hat auch mehr das Interesse der Lehrer als das Wohl der Studenten im Auge.

Weniger schlimm steht es hierin mit den öffentlichen Schulen in England. Sie haben keine ausschließlichen Privilegien; die Lehrer sind meist nur auf das verwiesen, was jeder Schüler nach der Taxe zu zahlen hat oder auch etwa als Honorar zulegt; bei einer Prüfung eines Schülers fragt man auch gar nicht, wo er gelernt hat.

Weil die gegenwärtigen Universitäten in Europa meist ursprünglich Corporationen der Kirche sind, so ist die Theologie die Hauptsache bei ihnen geblieben (?); sie zogen jedoch allmählig auch Nichttheologen in ihre Bildungsanstalt, besonders aus der ansehnlicheren Classe. Indessen haben sich die Universitäten in England in solchen Miscredit gesetzt, daß unsere junge Leute ihre Bildung im Auslande suchen,

Es wird täglich mehr Sitte bei uns, daß man sie alsobald nach ihren Schuljahren, und somit allzufrühe, auf Reisen schickt, wo sie denn freilich fremde Sprachen lernen, auch sonst öfters wohlunterrichtet zurückkommen, aber dagegen auch gemeiniglich an ein Leben der Zerstreuung gewöhnt werden, welches sie für ernstere Studien unfähig macht.

Für das weibliche Geschlecht ist keine öffentliche Erziehung nöthig. Der Staat soll überhaupt dafür Sorge tragen, daß diejenigen Individuen durch Anstalten Erziehung erhalten, welchen sonst keine zu Theil würde. Die Regierung muß nämlich der Entartung und dem Verderben der großen Masse des Volkes zuvorkommen, welche unwissend und stupid bleibt, da jeder nur sein einfaches Gewerbe lernt. Man sieht das ja an den verschiedenen Völkern. Eben diese Volksclasse bedarf in einem civilisirten Staate vorzüglich solcher Aufmerksamkeit, und der Staat bedarf auch dazu keiner großen Mittel. In jeder Pfarrei ließe sich eine Schule anlegen, wie es in Schottland ist, wo die Kinder lesen, die meisten auch rechnen und schreiben lernen, und wie in England durch wohlthätige Stiftungen manche bestehen, wo indessen der Unterricht zweckmäßiger seyn sollte. Es bedürfte nur eines kleinen Schulgeldes für jedes Kind, denn eine Besoldung der Lehrer von dem Gemeinwesen ist nicht anzurathen, weil sie sonst nachlässig würden. Das Gemeinwesen setze übrigens kleine Prämien für die Errichtung solcher Anstalten aus, und zum Besuchen derselben muntere es dadurch auf, daß keinem Manne der Eintritt in irgend eine Corporation gestattet werde, der nicht eine Prüfung bestanden. Ein unterrichtetes und verständiges Volk ist immer sittlicher (decent) und ordentlicher als ein unwissendes und stupides.

Das Verhältniß der Religion kommt bei den Bildungsanstalten allerdings in Betracht. Der Religionsunterricht des Volks beabsichtigt zwar nicht sowohl eine Bildung zu guten Bürgern für diese Welt (?), als für die künftige, indessen ist doch im Ganzen darauf Rücksicht zu nehmen, daß die verschiedenen Religionsparteien sich nicht befeinden, und

insbesondere die ungesellige Strenge der Moral in manchen kleinen Secten verbessert werde, jedoch ohne Gewaltthätigkeit. Hierzu giebt es zwei Mittel: das eine ist das Studium der Philosophie und der Wissenschaften, das andere fröhliche Volksunterhaltungen. Wie die Kirchen, die Römische und die Protestantische hierin ihren Einfluß beweisen, zeigt sich in der Geschichte mehrerer Länder. Wenn die Geistlichkeit nur mäßige Güter hat, so ist das für die wissenschaftliche Bildung nützlicher als Reichthümer, denn man sucht alsdann mehr den Lehrstuhl auf der Universität als in der Kirche, und jener ist mehr Auswahl der Lehrer vergönnt. Nach einer Bemerkung von Voltaire finden sich selten eminente Gelehrte auf katholischen Universitäten, außer in der Jurisprudenz und Physik; und wirklich verhält es sich auf den protestantischen Universitäten ganz anders; denn bei weitem der größte Theil der Gelehrten in Genf, Deutschland, Holland, Schottland, Schweden und Dänemark waren Professoren und sie wurden gewöhnlich aus der Kirche gezogen.

Auch hier muß ich es beklagen und zugleich durch unser ganzes Nationalleben entschuldigen, erinnerte Sir James am Schlusse dieses Auszuges, daß der tiefere Schatz im Nationalreichthume, der sittliche Trieb zum Lehren wie zum Lernen, nicht hervorgehoben ist, und daß man ihn sogar durch den Geldtrieb ersetzen will. Hierdurch erscheint unsere Redensart: was ist der Mann werth? statt: wie viel Geld besitzt er? als der schlimme Zug, den man uns vorwirft; aber man darf doch auf der anderen Seite nicht übersehen, daß ein großer Theil der Reichen und Gebildeten von jenem edlen Triebe beseelt ist, und viel Geld für Bildungszwecke verwendet. Weil England aber keinen allgemeinen Gelehrtenstand hat, so wie Deutschland, und die Kirche nur einen Theil desselben ausmacht, so müssen wir auf Mittel denken, wie nur erst Lehrer gewonnen werden durch unsern großen nervus rerum, das Geld. Ich hätte übrigens noch Manches in jenem Capitel dieses classischen Werkes zu erinnern; lassen Sie mich indessen zu einem neueren kommen, aus

welchem ich Mehreres für unseren Gegenstand mittheilen kann. Es sind die Grundsätze der Politik von John Craig.

Im 7. Cap. des 2. B. wird von den öffentlichen Anstalten zur Bildung der Jugend geredet, und der Regierung sogar die Pflicht abgesprochen, öffentliche Anstalten für die moralische und intellectuelle Bildung des Volks zu errichten, obgleich eben diese Bildung als das bei weitem wohlthätigste Resultat der gesellschaftlichen Einrichtung, und als ein Theil des Nationalvermögens erklärt wird. Der Verf. hält es für unmöglich, das Volk nach einem allgemeinen und sich gleich bleibenden Plane zu erziehen, weil die Beschäftigungen und äußeren Verhältnisse wie auch die Talente zu verschieden seyen, und Gleichheit erzwingen wollen vielmehr die Fortschritte hemmen heiße. Wollte man auch für jede Volksclasse einen eignen Plan machen, so würde man in der ärmeren den Genius unterdrücken, auch bei der unendlichen Verschiedenheit unendlich viele Plane machen müssen; oder wollte man es dem Gutdünken der Regierung überlassen, wie sie für diese oder jene Classe es anordnete, so würde das zu einem argen Despotismus führen. Auch müßten sich die verschiednen Unterrichtszweige beständig ändern, um mit den fortschreitenden Bedürfnissen gleichen Schritt zu halten, solcher Wechsel aber wäre eine beständige Störung. Dafür möge man vielmehr die Erziehung der Jugend ihren Angehörigen überlassen, denn auch die unterste Volksclasse hat Interesse genug dafür zu sorgen. Die Regierung darf sich gar nicht in die Erziehung einmischen; jedes Zwangsgesetz hierin wäre Tyrannei.

Indessen findet eine mittelbare Einwirkung statt. Auch soll man der niedern Volksclasse nicht den Unterricht misgönnen; die Furcht, daß er sie unzufrieden mache, ist ungegründet, wie Schottland beweist, und es ist zu wünschen, daß Alle ohne Unterschied lesen, schreiben und rechnen, aber auch nur dieses Alle lernen. Da nun die eigennützigen Neigungen der Eltern es nicht leicht dazu kommen lassen, so sind einige Anordnungen nöthig, um den Kindern diese Wohl-

that zu verschaffen, welches auch unter einer freien Regierung durch die öffentlichen Berathungen leicht bewirkt werden kann. Die Bell-Lancastersche Methode ist hierzu grade willkommen. Kinder, welche auf öffentliche Kosten unterhalten werden, lasse man sorgfältig unterrichten, das wird dann die andern aneifern. Auch kann der Wetteifer durch öffentliche Prüfungen erregt werden, wie auch durch öffentliche Belohnung der fleißigen Kinder, und durch öffentlichen Tadel der nachlässigen Eltern; das wäre dann ein Urtheil des Volks über Pflichtvergessenheit. Wo sich aber die Eltern dieser wirklich schuldig machen, da muß die Regierung Maaßregeln zum Besten der Kinder und des Staates ergreifen, jedoch allen unmittelbaren Zwang der Eltern vermeiden. Sie darf nur verordnen, daß kein Lehrjunge aufgenommen werde, der nicht lesen kann, und daß jeder aufgenommene noch einen Elementarunterricht in den Abendstunden erhalte, wobei dann eine genaue Beaufsichtigung der Lehrer nöthig wäre, so daß die Nachlässigkeit derselben mit Geld bestraft würde.

An Lehrern wird es dann auch nicht fehlen, weil sie diesen Erwerb doch dem beschwerlicheren eines Handwerks vorziehen würden, und es wäre dann so wenig eine Unterstützung von Seiten des Staates für sie nöthig, als sie für Schuster und Schneider verlangt wird. Nur in wenig bevölkerten Gegenden würde ein Zuschuß nöthig seyn. Wünschenswerth ist es, daß sich in jeder Gemeinde eine Schule befinde. Der fixe Gehalt des Lehrers sey gering, damit das Schulgeld das Uebrige thue, und die Bewerbung stehe frei; untüchtige Lehrer müssen da zurückbleiben, weil es auf eine gute Methode ankommt.

Auch die höhere Jugendbildung bedarf nur wenig Unterstützung von Seiten der Regierung, und weil mit dem Fortschreiten der Cultur das Verlangen nach Unterricht unzertrennlich ist, so wird es auch nicht an Lehrern fehlen. Unsere öffentlichen Anstalten tragen nur noch zu sehr die Spuren einer roheren Zeit. Der Vortheil der Universitäten, daß sie einen höheren Unterricht in allen Gegenständen an

einem und demselben Orte darbieten, und mehrseitige Anregung gewähren, wird dadurch gehindert, daß sie Sinecuren der Professoren unterhalten, weßhalb dieselben lieber keine Besoldungen und nur Honorarien beziehen sollten, um zur Thätigkeit angehalten zu werden. Aus demselben Grunde sollten auch keine Privilegien der Professoren die Privatdocenten, wie sie sich zu Edinburg finden, zurückdrängen, und die Studirenden sollten nicht zum Besuche der Vorlesungen bestimmter Lehrer gezwungen seyn. Für gute akademische Lehrer wären Prämien zu wünschen. Man denke übrigens nicht, daß grade der Gelehrte auch ein guter Lehrer sey, denn er vertieft sich gewöhnlich mehr in seine Wissenschaft und mag sich nicht gerne zu dem Lernenden herablassen; das Lehren ist noch etwas ganz Anders als das Wissen.

Sie werden, m. Fr., fuhr der Referent fort, bei einigen Stellen schon an meinem Tone bemerkt haben, daß ich sie eben nicht mit Zustimmung vortrug. Daß man die Lehrer, seyen es die in höhern Anstalten oder in Elementarschulen, zu ihrer Pflichtthätigkeit erst mit Geldpreisen antreiben will, ist nicht viel verkehrter, als wenn jene Römer von den Klageweibern mehrere Trauerthränen durch mehr Geld erkaufen wollten; es ist eine Entehrung der Natur, eine tiefe Herabsetzung eines der edelsten Triebe. Wir erkennen auch wohl diesen Trieb an, welcher den, der einen inneren Beruf zum Lehrer hat, von selbst dazu antreibt, und dann nur eine gerechte Würdigung und Belohnung sucht, aber wir können noch zur Zeit nicht in England darauf rechnen, sondern müssen vor der Hand nur erst durch Geld aufmuntern, damit sich Lehrer einfinden, damit sie ihr Geschäft gut betreiben, und damit sich mit der Zeit ein Lehrstand bilde, wie Ihr Euch dessen in Deutschland erfreut. Die Verhältnisse unserer Verfassung sind überall so an bestehende Gesetze gebunden, und unsere Nation hält alles was Gesetz ist so heilig, welches auch gewiß Eure Achtung verdient, daß uns für die Volkserziehung bei weitem nicht die Mittel so wie Euch Deutschen zu Gebote stehen. Daher bemerken wir auch die Verlegenheit

der Männer, welche darüber reden, und wie sie dann leicht in Widerspruch gerathen, oder doch nicht aus einem tieferen Princip entscheiden können.

So redet der Schriftsteller, dessen Ansichten ich so eben vorgetragen habe, von einer Pflicht der Eltern, ihre Kinder zu erziehen, und verlangt auch eine gewisse Aufsicht des Staates auf die Befolgung dieser Pflicht. Ja, er sagt in einem vorhergehenden Abschnitt ausdrücklich, daß diese Pflicht der Eltern bis auf einen gewissen Grad eine strenge Rechtspflicht sey, von welcher er noch manche Rechte der Kinder hinsichtlich ihrer äußeren Lage ableitet. Ganz richtig. Aber warum wird denn nicht das Recht des Kindes, erzogen zu werden, als eins der heiligsten Rechte vorangestellt? warum wird da nur von seiner äußeren Lage und nicht von dem Bedingenden und Wichtigeren, von der inneren Bildung des Vernunftwesens gesprochen? Und wenn eine Pflichtvergessenheit der Eltern gerügt werden soll, so ist ja das schon eine Art von Zwang, ein psychologischer. Wo sind denn nun die Gränzen des Zwanges? und wo hört er auf ein mittelbarer zu seyn? Findet aber irgend ein Zwang gegen die Eltern statt, ihre Kinder erziehen zu lassen, warum nicht auch und noch stärker gegen die Kinder, daß sie die Schule besuchen? Wie schwankend stehen also diese Grundsätze da! Wo Pflichten sind, da sind auch gegenüber Rechte, das Kind hat das Recht erzogen zu werden, und die Obrigkeit ist dazu da, um die Rechte eines jeden im Lande zu schützen. Wenn nun die Eltern ihre heilige Pflicht, die ihnen zunächst von der Natur und von Gott übertragen ist, vernachlässigen, so ist es die strenge Pflicht und somit das unzweifelbare Recht der Regierung, als geheiligter Vormünderin, den Kindern jenes Recht zu schützen, so gut sie ihr Leib und Leben schützt. Wie würde sie z. B. ein Aussetzen oder eine tödtende Mishandlung des Kindes den Eltern zugestehen dürfen! Eben so wenig darf sie eine geistige Ertödtung desselben hingehen lassen. Dieses ist das entscheidende Princip, und es beruht noch auf dem tieferen, auf der Selbsterhaltung des Staates, welcher

immer in der jungen Generation seine Fortdauer hat, und auf dem tiefsten Grunde, auf der Bestimmung der Menschheit.

Unsere Nation fühlt den großen Mangel, daß es an einer Volksbildung durch Schulen fehlt, und schon seit einigen Jahren hat dieser Gegenstand das Parlament beschäftigt. Staatsmänner wie Peel und Brougham sind mit Wärme und Einsicht für diese Angelegenheit aufgetreten, auch werden die Opponenten, welche von dem Unterricht des Volks sogar eine Zunahme böser Sitten erwarten, nichts ausrichten, aber es steht sonst so Vieles im Wege, daß wir nur im Einzelnen hierin zum Besseren fortschreiten können, und so werden wir auch fortschreiten.

Ich komme nun noch einmal auf die Frage zurück, worüber unsere Unterhaltung geführt wird: wie wir den Begriff des Sittlichen tief und vollständig erfassen. Daß die Sitte, die Gesetzgebung, die öffentliche Erziehung, die nationale Denkart dabei in Betracht komme, versteht sich von selbst, und darum diente das, was wir Ausländer hier mitgetheilt haben, zum gemeinsamen Zweck, und unsere lieben Deutschen werden darum nun weder die Art, wie der Französische, noch die Art, wie der Englische Moralist die Sittenlehre begründet, grade verwerflich finden, weil Eure Moralisten von anderen Principien ausgehen, denn auch hierin spricht sich die Verschiedenheit des Nationalen aus. (Unser Abbé nickte beifällig, aber unsere jungen Zuhörer waren nahe daran die Köpfe zu schütteln.) Ihr habt recht, daß Ihr ein tieferes Princip sucht, und wir gestehen Euch gerne den Vorzug zu, den für Euch Euer großer Philosoph Kant geltend gemacht und — in sich selbst bewiesen hat,*) das Genie schlage bei den Deutschen mehr in die Wurzel; und so geht auch der Begriff sammt dem Gefühle des Sittlichen bei Euch auf den tiefsten Grund im Gemüthe herab. Ihr seyd aber auch be-

*) Kant Anthropol. S. 163. „Es schlägt bei den Deutschen mehr in die Wurzel, bei den Italienern in die Krone, bei den Franzosen in die Blüte und bei den Engländern in die Frucht.“

bescheiden genug, das Sittliche unserer Nationen nicht darum geringer anzusehen, weil wir es mehr unmittelbar im Leben auffassen. Es ist wahr, das natürliche Wohlwollen begründet keine Nothwendigkeit der Pflicht als Princip der Wissenschaft, aber es ist doch als Grund im Leben, der über das Selbstische (selfishness) vielleicht mehr erhebt, als die Achtung für den Imperativ des Autonomen, welche noch dazu weniger das religiöse Princip in sich trägt, als jene Sympathie, diese von Gott ausfließende und Alles verbindende Liebe. Unsere Religionsformen sind allerdings den öffentlichen Anstalten einer allgemeinen Volksbildung im Wege, es wird bei uns allerdings alles zu sehr mit klingenden Pfunden aufgewogen, und um ein Gentlemen zu werden, muß man wohl erst für Geld sorgen: indessen ist dieses alles so sehr in unser Nationalleben verflochten, daß es tödtlich seyn würde, dieses Nervengeflechte zu zerreißen; zunächst müßte dadurch die Gesetzesliebe, die Rechtlichkeit, die großartige Wohlthätigkeit, welche in dieser Nation lebt, zerstört werden. Die Britten verwerfen daher rasche Reformen, sie gehen aber ihren sichern Schritt, der auch vielleicht bald zu einer besseren Volksbildung führen wird; und wo schon von längerer Zeit her Volksschulen bestehen, wie in Schottland, sieht man auch inneren Verbesserungen entgegen."

Die Unterhaltung wurde noch in lebhaftem Gespräche fortgesetzt, und unsere jungen Leute äußerten ihre Urtheile schon mit weniger Befangenheit und mehr Bescheidenheit. Sie freueten sich um so mehr, daß der Oheim den folgenden Abend seine Grundsätze als Deutscher über den Gegenstand vortragen wollte.

„Ihr wisset — so begann der Oheim — daß der Deutsche gerne vor allen Nationen lernt, und so danke ich in meinem und dieser meiner jungen Freunde Namen Euch,

meine lieben alten Freunde, daß Ihr uns über die Grundsätze, die unter Euern Nationen gelten, in der Weise belehrt habt, wie wir den Begriff des Sittlichen nicht mehr so einseitig zu fassen haben. Ihr wisset auch, wie sehr grade dieser Begriff unser Denken beschäftigt, und gesteht uns einen Kosmopolitismus zu, in welchem das sittliche Leben seine Vollendung sucht. Und so werdet Ihr uns auch zutrauen, daß wir uns unbefangen der sittlichen Bildung aller Nationen erfreuen, aber eben darum den Geist ihrer Bildung gerne bis auf ihren Grund kennen lernen.

Unsere drei Nationen, welche man allgemein die cultivirtesten nennt, und zu welchen wir auch noch andere hinzudenken dürfen, stimmen in der Ueberzeugung, daß das Heil einer jeden im sittlichen Leben bestehe, auf das vollkommenste überein. Daher haben auch unsere Gesetzgebungen dieses nicht außer Augen gelassen, und jede sucht dieses Heil nach der Eigenthümlichkeit ihres Volkes, und so wie sich die Geschichte desselben entwickelt hat, möglichst zu bezwecken. Daß hierin Verschiedenheiten vorkommen, darf uns nicht verleiten, diesen Zweck zu läugnen. Wenn z. B. in den Gesetzen für Frankreich das eheliche und elterliche Verhältniß so behandelt wird, daß wir Deutsche es heiliger behandelt sehen möchten, und wenn wir in den Gesetzen von England mehr für die Bildung der Jugend angeordnet wünschten, so dürfen wir nicht verkennen, daß von den Gesetzgebern dieser beiden aufgeklärten Nationen grade das verfügt ist, und fortwährend verfügt wird, was an der Zeit ist, und was der Genius des Volks in dieser Zeitentwicklung verlangt, um die Versittlichung zu fördern. Wir Deutschen sind mehr an ein abstractes Denken gewöhnt, und befestigen daher unsere Urtheile gerne an allgemeine Formen, und Ihr werdet auch hierin eine Richtung des sittlichen Lebens anerkennen. Wir sehen aber auch auf diesem ruhigen Denkwege immer nach einiger Zeit ein, daß wir einer Brücke bedürfen, die von der Ideologie, wie sie uns Eure Landsleute vorzuwerfen geneigt sind, in die Lebensweisheit hinüberführt, und wir wissen uns dann

auch diesen Uebergang richtig und fest zu erbauen. Euer savoir faire — und Euer common sense hilft uns dabei auf dem Wege fort, indem wir das Eigenthümliche in unserm deutschen Nationalcharakter dabei so wenig aufgeben, als wir jene Worte genau verdeutschen können.

Unsere wissenschaftliche — wenn Ihr wollt doctrinäre — Richtung treibt unsere kosmopolitische Gesinnung gerne dahin, daß wir das Sittliche in jeder Nation durch unsere allgemeinen Begriffe desselben aufsuchen, in der Sitte sowohl als in der Gesetzgebung, aber eben darum auch in beiden das um so unwilliger ansehen, was den Forderungen der Sittlichkeit widerspricht oder zu widersprechen scheint. Auch wollen wir uns von dergleichen nicht freisprechen. Wir wissen wohl, daß alle Völker an dem menschlichen Verderben zu leiden haben, keins ist ganz gesund, so wenig wie es irgend ein einzelner Mensch ist; und so müssen wir denn gegenseitig Nachsicht haben. Aber es steht doch das Ziel der Menschheit jedem Volke vor, und das eben nennen wir ein aufgeklärtes Volk, in welchem dasselbe zum Bewußtseyn gekommen ist; wir müssen es ein edles nennen, wenn zugleich das Streben in ihm rege ist, sich zur vollkommneren Gesittung durchzukämpfen. Das kann auch keiner unserer drei Nationen abgesprochen werden, aber auch nicht einigen andern benachbarten Völkern und auch nicht den Nordamerikanern, denen wir in diesem Sinne Europäische Bildung beilegen.

Lassen Sie uns aber auf das Sittliche zurückkommen, wie es sich grade in unsern Nationen aussprechen soll und will, und ich dächte, das wäre einem unbefangenen Blicke leicht zu bemerken. Die feste Naturart des Britten hält auch an dem Bestehenden fest, und ist daher dem Conservatismus zugethan; die lebhafte Naturart des Franzosen liebt auch einen Wechsel in den Lebensreizen und sucht in der Bewegung ihr Heil; die ruhige Naturart des Deutschen vereinigt lebenvolle Empfänglichkeit mit tiefem Ernst, sie wird leicht aufgeregt, aber ihr Eifer wird erst durch ein Bedenken zum

Handeln gebracht, und ihr Gedeihen ist ein gemüthliches Leben.

Was würden wir nun als das Sittliche in diesen drei Nationalcharakteren loben oder wünschen? Denn daß in einem wie in dem andern Sittliches seyn könne, und auch wirklich vorhanden sey, wird niemand in Abrede stellen. Es läßt sich wohl kurz angeben: der Britte halte fest an einer Gesetzlichkeit, welche tiefer den höchsten Willen zu erkennen und als Geist und Buchstaben im Leben auszusprechen strebt; der Franzose halte seiner Bewegungskraft das höchste Ziel der menschlichen Vollkommenheit vor, und lasse sich von der richtigen Mitte auf diesem Lebenswege weder zur Rechten noch zur Linken ableiten; der Deutsche sey rührig in seiner Bildsamkeit, um dem Idealen der menschlichen Vollkommenheit mit stetigem Gange sein Leben anzunähern. Der Deutsche prüft, der Franzose macht, der Engländer hält gerne das Gesetz, und jeder wird dazu — denn wir gehen auf die sittliche Triebfeder zurück — von jener innern Stimme aufgerufen, welche von dem heiligen Willen kommt. Nun so höre denn jeder ganz auf diese heilige Stimme, so wird er prüfen und verbessern um zu halten, und er wird halten das, was er als den Willen Gottes für die menschlichen Verhältnisse erkannt hat, um die Pflicht einer fortschreitenden Erforschung und Anwendung fortwährend zu erfüllen.

Diese Hinzeichnung der Grundzüge, m. Fr., in dem sittlichen Charakter unserer drei Nationen ist gewagt, ich gestehe das gerne, aber ich glaube doch, daß sich das Gemeinsame und Verschiedene in allem ihren Sittlichen auf diese einfachen Züge zurückführen läßt. Wir werden sie uns gegenseitig zugestehen, und werden uns auch gegenseitig die sittliche Bildung wünschen, welche sich doch überall nur aus dem sittlichen Grunde entwickelt und wozu unsere Nationen gewiß auch fortschreiten werden. Auf diesem Wege wird auch eine von der andern das bereitwillig lernen, was ihr zu jener Ergänzung dient, und die freundlichen Verhältnisse zwischen denselben, welche gewiß eine schöne Entwicklung in

der Geschichte der Menschheit sind, leisten uns Bürgschaft für den zunehmenden günstigen Einfluß jeder auf die andere zu einer höheren Bildung. Dabei dürfen wir aber nicht übersehen, daß immer der gegenwärtige Standpunct das Urtheil der einen über die andere einseitig macht. Die Deutschen können sich von solcher Einseitigkeit in dem Urtheile über das sittliche Wesen Eurer Völker nicht frei sprechen, aber sie können dagegen auch Eure Urtheile über sie berichtigen. Wirft uns der Franzose z. B. Schwerfälligkeit vor, so bedenke er, ob sie nicht vielmehr Ueberlegsamkeit sei, welche erst nach tieferer Prüfung das Rechte findet, dann mit Ruhe es desto besser ausführt, und doch weiter kommt. Darum schadet uns jenes tadelnde Lob von ihm auch nicht, wenn er sagt: „Ihr Deutschen liebt doch gar zu sehr die abstracten Theorien, um Eure Tiefe möchten wir Euch beneiden, bewegt Ihr Euch einmal aus derselben ins Leben, dann ersteigt Ihr Euern Höhenpunct." Wenn der Engländer uns z. B. den Vorwurf macht, „daß wir zu viele und zu frühe schriftstellerische Beweglichkeit hätten, und dadurch leicht die jüngere Generation irre führten, namentlich in Glaubenssachen, statt daß kein Schriftsteller vor seinem 60sten Jahre mit dergleichen auftreten sollte": so bedenke er, daß diese rege Geistesbewegung unserm Nationalleben nothwendig, und daß sie unserer Bildungsthätigkeit wesentlich sey; auch haben wir ja grade durch sie uns Eure Achtung und Liebe erworben. Ist die Beweglichkeit, womit wir unsere Ideen mittheilen, eine schnelle, so ist auch die Entwicklung derselben rasch, und so schwindet auch, was sich nicht halten kann, schneller vorüber; was etwa anfangs geblendet hat, ist in einigen Jahren vergessen, dafür bleibt aber ein reiner Gewinn für die geistige Kraft zurück, und das Licht siegt desto erfreulicher über den Nebel. Ihr sehet das aus der Geschichte der Theologie, der Philosophie und der Religion in Deutschland. Tadelt übrigens nicht unsere Sorgfalt einer Censur vielleicht als eine Inconsequenz; denn der sittliche Charakter der Deutschen bedarf von dieser Seite in dem, was unterhalb des Wissen-

schaftlichen liegt, als worin er sich in der Freiheit von selbst gut zu bewähren versteht, einer gewissen Bewachung gegen Verderbniß, welche Ihr wohl weniger nöthig habt. Kurz, m. Freunde: Jedem das Seinige!"

Die Unterhaltung der Vorträge war hiermit geschlossen. Den drei alten Freunden war es dabei wärmer ums Herz geworden, sie schlugen die Hände in einander, sie umarmten sich. Die drei jungen Freunde traten ehrerbietig hinzu, auch Alwin konnte der Rührung nicht widerstehen, Hugo hatte Thränen in den Augen, und der Philosoph verbeugte sich: sie baten alle Drei um den Segen dieser Männer mit einem dankbaren Händedruck. Es war ein Moment, in dem das Leben der alten und der jungen Freunde hoch in seiner Blüte stand.

Das aber war eben diese Blüte, daß jeder sich freier fühlte, daß sich Gedanken aus Gedanken erschlossen, und daß sie jeder auch frei mittheilte. Das Gespräch wurde hierdurch noch angenehmer belebt, und die Alten bekannten gerne, daß sie auch den jungen Denkern Dank schuldig seyen. Noch wenige Tage waren diesem glücklichen Vereine vergönnt, und nur zu schnell eilten sie unter diesen Unterhaltungen dahin. „Wie wäre es, unterbrach auf einmal der Abbé das Gespräch, als sie unter dem Freundschaftsbaume an einem schönen Abend saßen, wie wäre es, wenn wir diesen Moment, welcher für die Ewigkeit gelebt ist, auch in der Zeit festhielten? Wir sind in solchen Jahren, und entfernen uns so weit über Land und See, daß wir auf eine solche Zusammenkunft wohl nicht mehr rechnen dürfen. Hier haben wir uns über eine so heilige Angelegenheit, über das sittliche Leben der Völker unterhalten: soll es denn bloß bei dem Denken bleiben? laßt uns auch etwas thun! Seht, da unser Deutscher Freund ist wohlthätig für seine Umgegend, und sie bedarf es. Er will

es noch mehr seyn, und dazu bedarf er vielleicht uns. Wir kennen die schöne Idee, die er im Herzen trägt, um eine ins Größere gehende Anstalt für die sittliche Verbesserung des Volkes zu errichten. Freund James, wir wollen ihn bitten, daß er uns Theil nehmen läßt. Gott hat mich reichlich gesegnet, ich kann etwas Bedeutendes dazu beitragen." — „Hier!" — sprang der Freund Engländer auf — „hier, einstweilen zum Angeld!" und nahm eilig eine Banknote von hundert Pfund aus seiner Brieftasche. Feierlich erhub sich der Geheimerath und sprach mit bewegter Stimme: „Ja Freunde, das nehme ich an, und Eure Berathung dazu. — Die Stunde sey gesegnet, eine Lebensstunde nicht bloß für uns!" — „Auch für uns! — und durch uns!" riefen die Jünglinge.

In diese Stunde waren viele Lebensjahre eingeflossen, und aus ihr erwuchs eine selige Erinnerung, in welcher die Trauer des Abschieds erlosch.

III.

Das sittliche Leben des Einzelnen in der Gesammtheit.

Nach der Abreise dieser Freunde behielt der Oheim seine lieben jungen Gäste noch einige Tage bei sich, damit sie sich, wie er sagte, von allen dem, was sie in diesen Ferienwochen erlebt hatten, erholen, und das, was sie eingesammelt hatten, noch einmal überschauen möchten, um es dann als einen Studienschatz auf die Universität mitzunehmen. Der Philosoph wurde beauftragt, eine Uebersicht über die ethischen und politischen Ideen der beiden Hauptlehrer unter den Griechen mitzutheilen. Da er die sämmtlichen Werke Platons und die zunächst dahin gehörigen des Aristoteles durchstudirt hatte, so lösete er seine Aufgabe zur allgemeinen Befriedigung. Nun aber bat er zugleich im Namen seiner Freunde, daß der Oheim selbst das zusammenstellen möchte, was bisher besprochen worden, um dabei seine Idee über das sittliche Leben ihnen vorzutragen. Es war ihm erwünscht, und er bestimmte dazu einige Sitzungen.

„Ihr habt wohl gesehen, begann er in der ersten, wie das sittliche Leben weit mehr umfaßt, als man unter diesem Begriffe zu denken gewohnt ist. Eine Sittenlehre, welche nicht dasselbe in allen seinen Beziehungen begreift, ist nicht viel werth. Von allen Seiten her werden wir daran erin-

nert, daß sich das Sittliche durch das Gesammtleben der Menschheit hindurch bewegen, und jedes Individuum gestaltend, Alle zu einem Ganzen vereinigen müsse, wenn es mehr seyn soll, als die Willkühr einer engsinnigen Hausmoral, oder die Selbstsucht der Neigungen, oder die Schwärmerei überfliegender Ideologieen. Das Sittliche ist die Vegetationskraft des geistigen Lebens auf der Erde, wie sie uns im Gewächsreich, das unsern Wohnort schön überkleidet, als im sinnvollen Abbilde vorsteht.

Der Mensch steht da, aber nicht als Einsiedler; andere stehen neben ihm, aber es ist kein bloßes Nebeneinanderstehen. Denn es lebt jeder Mensch durch andere, und es besteht keiner losgerissen von seines Gleichen, sondern es durchströmt die Gesammtheit ein gemeinsames Leben. Nicht einmal ein Robinson auf einer von allen Menschen außer ihm abgeschiedenen Insel wäre ganz aus diesem Gemeinleben herausgerissen; und wo nur irgend ein Kind erwächst, da ist es auch organisch mit demselben verbunden. Wie dürfte also eine Sittenlehre dem einzelnen Menschen als einem Vereinzelten Vorschriften geben?

Es giebt keine Sittlichkeit, worin irgend ein Mensch sich so erkennen oder fühlen dürfte, als sey er bloß für sich da; und in jedem Puncte, in jeder Pflicht, worin er sich selbst zum Gegenstande haben soll, muß er sich selbst zugleich als der Gesammtheit angehörig betrachten und bestimmen. Dieses ist Gemeingeist in höherem Sinne; ein public spirit, der über alle selfishness erhebt. Er läßt überhaupt keine selbstischen Grundsätze, seyen sie auch aus den Schulen der Aristippe und der Helvets noch so fein gedacht, in den heiligen Kreis des sittlichen Lebens herein. Man preiset öfters die alten Griechen und Römer, daß sie das Privatleben so zu sagen im öffentlichen aufgehen ließen; und so konnte ein Perikles es den Athenern zu Gemüth führen, mit dem Bewußtseyn Anklang zu finden:*) „Jeder meint, sein gleich-

*) Thukyd. v. peloponn. Kriege 1, 141. nach der Uebers. von Osiander.

gültiges Betragen werde nicht viel schaden, und es werde schon ein anderer die Mühe übernehmen statt seiner etwas zu besorgen; weil daher jeder Einzelne die Einbildung für sich hegt, so leidet unvermerkt das Gesammtwohl Noth." Indessen überschätzt man ihren Gemeingeist, der sich nur in dem Selbstischen ihrer egoistischen Republiken gefiel, und am Ende doch auch solcher rügenden Erinnerungen bedurfte. Das Gesammtleben, in welchem sich das sittliche bewegt, ist nicht bloß das der Gesellschaft, welcher man angehört, sondern auch das entferntere der Gegenwart und der Zukunft, und es entfaltet sich in dem ganzen Werden der Menschheit, in dem Völkerverkehr, und das bis in die unabsehbaren Zeiten hinaus; auch in der Lebensbahn eines jeden Einzelnen.

Aus diesem feststehenden Grunde verwirft die Sittenlehre allen Pedantismus, oder wie der ältere Name war, der jedoch nur eine bestimmtere Form bezeichnete, allen Pharisäismus. Es ist in allen Formen desselben jene Mückenfängerei immer nur das Selbstische. Dahin gehört aber mehr, als Ihr jungen Leute vielleicht denkt. Ihr meint schon mit ihm fertig zu seyn, wenn Ihr diese oder jene Carricatur eines Geldmenschen, oder eines dünkelhaften Gelehrten, oder auch eines zierlichen Gecken u. dgl. verworfen habt, aber denkt nur auch an Euch selbst, ob Ihr Euch nicht auf solchem Wege ertappt. Wer z. B. an einer Pflicht für seine Gesundheit festhält, und sich damit einer dringenden Amts-, Eltern-, Kindespflicht rc. überhoben glaubt, entbehrt noch viel von dem, wozu der Geist des sittlichen Lebens antreibt und stärkt. Daher sind die Menschen bei den Vernachlässigungen bisweilen sogar der heiligsten Pflichten mit einer Entschuldigung, wo nicht gar Rechtfertigung bei der Hand. Aber noch an etwas anders muß man besonders die liebe Jugend erinnern, an das absprechende Urtheilen. Dieses ist jederzeit eine Einseitigkeit, und alles Einseitige ist unrichtig und im praktischen pedantisch, so paradox auch der Ausdruck hier klingt. Denn um das richtige Urtheil im Sittlichen zu fällen, muß man den Menschen in allen seinen Lebensverhält-

nissen betrachten, in Allem, worin seine Thätigkeit gefordert wird, nach seiner Natur- und Gemüthsart u. s. w., weil das sittliche Denken und Handeln das Individuum mit der Gesellschaft vereint. Wie aber will man darüber urtheilen, wenn man nicht alle diese Beziehungen kennt? und wie will der junge Mensch sie schon kennen, da an ihnen der Mann noch immer zu lernen hat? Darum ziemt ihm vor Allem Bescheidenheit. Wenn wir z. B. das Duell als etwas Unerlaubtes verwerfen, und das mit Recht, so werden wir doch über manches nicht sohin aburtheilen, wo wir andere Gesetze und Sitten mit in Anschlag bringen müssen, von jenen Zweikämpfen der Homerischen Helden an bis auf die der neuesten Zeit unter Staatsmännern, ob wir gleich überall diese Handlung als an sich unrecht erkennen. Und wer will eine Arria verdammen, weil sie ihrem Gatten das Leben durch eine Unwahrheit erhielt, oder so manchen, der unter fremden Völkern und Religionen auch ihre Sitten annimmt, um durchzukommen? u. s. w. Wenn aber gar über Staatssachen die unreifen Urtheile gehört werden, so möchte man nur vorerst zur Ordnung rufen, bis der Urtheilende sich für völlig sachkundig halten darf. Und so sind am wenigsten competent die Urtheile über Aufstellung einzelner Rechte, bevor nicht alle die andern, welche dadurch etwa leiden würden, mit allseitiger und durchdringender Umsicht erwogen sind. Das ist das Unheil des sogenannten Radicalismus, der vielmehr den Rechtsstand entwurzeln würde, das ist das tolle Beginnen der Freiheitsschwärmerei, so wie jeder andern, das ist der Haß der Begeisterten in ihrem Rausche gegen die Besonnenen und gegen die Besonnenheit selbst, das ist aber auch die Erklärung, warum man so oft gesehen hat, wie grade die exaltirtesten Jünglinge, wenn sie als Männer zur Besinnung kommen, in das Entgegengesetzte umschlagen. — Durch solche Einseitigkeit ist das sittliche Leben aller Volksclassen noch gar sehr verkümmert.

Jeder soll etwas in sich selbst seyn, etwas Vortreffliches; allerdings, das verlangt auch die Gesellschaft, denn ohne das

würde auch ihr etwas mangeln. Die häusliche und die bürgerliche Gesellschaft leidet durch das, was ihrem Gliede fehlt, wie ein lebensvoller Körper schon den kleinsten Ritz auf der Haut empfindet. Eben so leidet schon das Kind, wenn ihm an der Erziehung etwas abgeht, und jedermann leidet in dem Grade, als er der weisen Umgebung und eines vernünftigen Umganges entbehrt. So ist denn auch das Kind nur in solcher Verbindung in das sittliche Leben einzuführen, damit der Jüngling und die Jungfrau besser eingelebt sey, als es durch ein Moralisiren geschehen kann. Das geht so durch die Altersstufen in den beiden Geschlechtern hindurch, und so entfaltet sich das Sittliche im Leben selbst, ähnlich der Ordnung draußen in der Natur, deren Blüten und Früchte man im Kalender auf jeden Tag aufzeichnen kann; so blühet es fort und fort und immer in schönerer Fülle.

Hierzu aber sind die Einrichtungen der menschlichen Gesellschaft und die Belehrungen über die sittlichen Grundsätze allerdings nothwendig; wir müssen die Rechte und Pflichten erkennen und heilig halten. Da nun entsteht die Frage: woher erkennen wir sie? Die Antwort ist augenblicklich da: aus der Vernunft. Wir fragen weiter: wo finden wir die Vernunft? und sagen uns: jeder findet sie in sich selbst. Wohl! Wenn nur in den Einzelnen Einstimmung wäre! Aber welche Verschiedenheit der Meinungen, welche harte Widersprüche, nicht selten bis aufs Blut! Soll denn nun die Vernunft als die Gesetzgeberin und Regentin allgemein gelten, so müßte sie irgendwo in ihrer Reinheit in Person erscheinen; und so lange jeder meint, das sey die seinige, ist jeder mit jedem in Widerspruch, weil keiner die allgemein geltende hat. Denn wer sich da der Vernunft des Andern hingeben sollte, müßte die seinige aufgeben, und damit bekennen, daß er nicht die rechte habe, er müßte sich also widersprechen. Ferner: Wer seine Vernunft zur Gesetzgeberin für den Andern erklärt, müßte diesen als einen Unvernünftigen und Unfreien behandeln, sich also zu dem Grundsatze der Tyrannei bekennen, und hiermit ebenfalls im Widerspruch

mit sich selbst stehen. So müßte denn jener Grundsatz, daß die Vernunft des einzelnen Menschen die Gesetze geben soll, damit sie alle in ihrer Freiheit leben, grade in das Entgegengesetzte umschlagen. Stimmenmehrheit kann sich nur annähern jener Allgemeinheit, und doch würden dann die nicht Einstimmenden sich jener Freiheit beraubt fühlen; also auch hier ein baarer Widerspruch: damit Alle frei werden, sollen nicht Alle frei werden. Besser ist es doch da, wo die Gesetze aus dem Volke, also historisch erwachsen, denn da gehen sie aus der Sitte, aus dem Gemeinsinne hervor, und dieser lebt mehr oder weniger in der Vernunft eines Jeden; das Ansehen der Gesetze wird also ziemlich allgemein. Vollkommen aber kann es nur da werden, wo Alle in denselben die Aussprüche der höchsten Vernunft erkennen.

Im Stillen kommt uns indessen leicht der Gedanke, daß doch der Vernünftigste die Gesetze geben möge, weßhalb auch die Gesetzgeber der alten Völker immer als die Weisen galten. Aber wo ist dieser Weise? Mislang doch selbst der Versuch eines Platon in Sicilien, als ihn Dion dahin berief, um dem Staate eine Verfassung zu geben. Und dieser Fürst der Philosophen war eben nicht ein solcher speculativer Denker, der etwa das wirkliche Leben nicht kannte, auch hatte sein Geist sich viel mit der Politik beschäftigt; wie man denn überhaupt nicht den Griechischen Philosophen den Vorwurf wie denen der neuen Zeit machen kann, daß ihnen in ihrem Ideenleben die Nervenfäden für das Leben in der Welt hingeschwunden. Auch muß uns ihre Bescheidenheit, ja ich möchte sagen Demuth, rühren, womit sie in Göttersprüchen ein heiliges Ansehen der Gesetzgebungen suchten, oder zu dem Sternenhimmel hinaufwiesen, um dort in der ewigen Weltordnung das leuchtende Vorbild für die Staaten zu schauen:*)

Wenn aber auch die Gesetze für das gesellschaftliche

---

*) S. Darstellungen aus dem Gebiete der Pädagogik B. I. S. 63. wo diese Idee der Alten aus Cicero vorgetragen ist.

Leben die vollkommensten wären, so bestimmen sie doch nur die äußeren Rechtsverhältnisse, und damit ist noch lange nicht alles gethan. Denn sie verlangen Achtung, Achtung aber ist eine Gesinnung, und die Gesinnung kommt von innen heraus. Darum hört man oft im gemeinen Leben gleichsam zum Scherze sagen: es fehlt nur noch das eine Gesetz, das, daß die andern gehalten werden. Auf diese Heilighaltung muß aber die Regierung rechnen können, wenn sie nicht jeden Augenblick der Störung Preiß gegeben seyn soll. Dort entbrennt jemand im Zorn, er schlägt zu, wer steht für das Unheil? Wie wollen die Gesetze den friedlichen Einwohner gegen die Zügellosigkeit andrer sichern? Dort reizt einer einen andern, die Sitte verlangt ein Duell, und vielleicht gar, wie man Beispiele aus den Vereinigten Staaten in Nordamerika vernimmt, wird es alsobald an der Table d'Hote vollzogen, und gar einem unschuldigen Dritten die Kugel durch den Kopf gejagt. Jener betrügt in seinem Gewerbe, jener überlistet in seinem Handel, jener versteckt seinen Wucher oder seine Bestechung, jener bereichert sich durch sein Falliment, u. s. w. und die Gesetze müssen es geschehen lassen!

Oder meint man, die äußere Freiheit könne besser gesichert seyn, durch neue Gesetze? Wohl denn, die Männer treten zusammen, vielleicht die einsichtigsten, vielleicht auch nicht; immer aber sind auch sie beschränkt in ihrer Erkenntniß, befangen in ihren Zwecken. Sind es ihrer viele, so giebt es Factionen und Fractionen, und oft bemeistert sich ein phraseologischer Redner der Gewalt über die Gemüther, und das Beste bleibt ungesprochen. Doch angenommen, die Berathung gehe gut, sie verbessere wirklich manche alte Gesetze, und werde nicht durch eine sogenannte öffentliche Meinung geblendet: dennoch können es diese Gesetzgeber bei weitem nicht Allen recht machen. Bald giebt es Reclamationen der inländischen Fabriken, bald wird Handelsfreiheit verlangt rc. rc. und die wenigen Männer, deren Einsicht den ganzen Zusammenhang durchschaut, können oft nicht durch-

bringen, werden wohl gar nicht gehört. Immer wird das Volk klagen, immer wird eine Partei über die Eingriffe in die Freiheit schreien. Denn es sind doch auch Einschreitungen der Polizei nöthig. Oder soll man den Gewaltthätigkeiten, Schelmereien u. s. w. freien Lauf lassen, d. h. um der Freiheit willen den freien Bewohner mit Leib und Gut dem Bösewicht Preiß geben?

Nun verlangt man aber auch Garantieen für die Verfassung und Verwaltung, und ist verlegen, wie man sie aufstellen will. Meinte man das durch ein eignes Gesetz zu bewirken, so bedarf doch das auch wieder der Garantie, und es ist ganz dasselbe, was im gemeinen Leben heißt: ein Gesetz, daß die Gesetze gehalten werden. Das geht also völlig in sich selbst zurück. Da weiß sich denn der schlaue Richter, der Ortsvorgesetzte, oder wer irgend für die Anwendung der Gesetze zu sorgen hat, hinter die Gesetze selbst zu verstecken, wenn er sich Schlechtigkeiten in seinem Amte erlaubt, zu welchen er manchmal verleitet wird, ohne sie zu erkennen, z. B. wie Ihr neulich hörtet, daß das erwählte Oberhaupt einer Dorfgemeinde eine Witwe, welche auf Unterhalt gerechten Anspruch machte, schmachten ließ, weil seine Frau mit neidischen Augen auf die reinliche Kleidung, die der Armen zum Geschenke gemacht worden, hingesehen hatte. Wie im Kleinen, so im Großen.

Das Wort Volks-Souverainetät dient als Zauber, aber wohin führt dieser? Das Volk wählt z. B. die Richter: da hat es dann noch willigere als ein Pilatus war. Ueberhaupt ist es ein günstiges Geschick, wenn in dergleichen Wahlen ein vernünftiger Mann an das Ruder kommt; und doch wird er alsbald von einem andern weggestoßen, wenn er das Schiff nicht mehr nach dem augenblicklichen Sinne des Schiffsvolkes lenkt; er kommt immer in die Noth eines Columbus. Oder wollt Ihr eine Garantie in der öffentlichen Meinung suchen, weßhalb man so laut um Preßfreiheit geschrieen? Was ist diese Meinung? wer hat sie? von wem kommt sie? Seht nur die Geschichte nach: das Beste und der Beste wurde

immer von eben dem Dinge verfolgt, das in der neuesten Zeit die öffentliche Meinung heißt; denn was der große Haufen will, ist in der Regel nicht das Beste, und die, welche sich zu Herrschern aufwerfen, bemächtigen sich der Presse und der Volksgunst, und was sie sagen, heißt dann die öffentliche Meinung. Noch weniger giebt jene gepriesene Gleichheit die Gewährleistung: Denn die Erfahrung hat nun genugsam das Wort eines großen Staatsmannes bestätigt, daß sie nichts anders sey, als der „Haß gegen die Höhergestellten in der Gesellschaft, und daß sie das Volk verleite, nur seine Schmeichler als Herren zu erkennen, jedem Intriguanten aber und jedem Ehrgeizigen ein freies Feld zu eröffnen."

Welche Verfassung es auch sey, es giebt keine andere Garantie für die Heilighaltung derselben und aller ihrer Gesetze, als die innere. Wohl giebt es Mittel, welche das Thier in dem Menschen äußerlich bändigen, aber es giebt keinen Orpheus, der die Leidenschaften vermag der Vernunft zu unterwerfen, und ohne solche Vernunftherrschaft ist auch für die äußere Ordnung keine Gewährleistung möglich. Sie erfordert eine innere Macht. Die Politiker mühen sich ab, um Garantieen zu — erfinden: es ist Unverstand, ein unbegreiflicher Mangel an Menschenkenntniß.

Und was ist es, meine lieben Freunde, worauf wir uns einzig und allein verlassen müssen, wenn anders noch irgend ein Verlaß auf die Menschen ist? Einzig und allein das Gewissen. Nennen wir es denn auch Vernunft, nun, es ist die Vernunft, welche sich als die Stimme der höchsten offenbart. Auf dieses Erste kommen wir also hiermit zurück. Dabei laßt uns für heute stehen bleiben."

Am folgenden Tage gab es eine jedoch bald vorübergehende Unterbrechung. Der schöngeisterische Geistliche machte einen Besuch, und der Wirth war freundlich genug ihn viel sprechen zu lassen. Die jungen Leute benahmen sich grade nicht so nachsichtig, indessen mußten sie sich doch diese Unterhaltung gefallen lassen; denn in der That fühlten sie gegen die bisherigen einen zu großen Abstand, und ihr Geschmack

hatte durch die ernsteren Gedanken mehr gewonnen, als sie selbst wußten. Der Oheim wußte das, was sie bisher beschäftigt hatte, in Zusammenhang mit der neueren Literatur zu bringen, zum Interesse für beide Theile. Jener Lobredner der neuesten Richtung fand sich freilich nicht durch die Bemerkungen geschmeichelt, welche der Geheimerath aus dem mittheilte, was er mit durchlebt hatte, von Wielands Agathon und dessen frivoleren Dichtungen und Nachbildungen an, bis auf die neueste französische Schule, und von der Art, wie die sittliche Strenge in einem Hauptpuncte seit einem Ardinghello von Heinse, bis auf die Wahlverwandtschaften von Göthe entkräftet worden, und nunmehr in dem dämonischen Bunde des Geistes mit dem Fleische der Sittlichkeit noch größeres Unheil droht. Tief begründet ist der lobenswerthe Sprachgebrauch, welcher das keusche Leben vorzugsweise ein sittliches nennt. „Wie wenig, fuhr der Geheimerath fort, kennen doch jene mit schönen Talenten begabten Schriftsteller das menschliche Herz und Leben! Nur das treue Gemüth, welches nach oben gerichtet ist, wird von dem Schönen zum Wahren und Guten geführt, jedes andere sinkt vielmehr in seinem Schwelgen zu immer tieferer Lust herab." Er verwies auf das Beispiel, das uns in den Griechen, die doch das Schönheitsvolk waren, gegeben ist, und bei welchen der hohe Gipfel ihrer Kunstbildung so wie die Lehre eines Platon auf jenen Weg vollkommener als irgendwo sonst führte, und die doch so schnell und so tief in das sittliche und politische Verderben stürzte; Athen schon zur Zeit seines Phidias, und Sparta wurde nicht von seinen schönen Gestalten gegen die Rohheit und den Rost ihres Eisens geschützt.

Späterhin half auch das Hervorrufen ihrer abgeschiedenen Geister nichts zur Verbesserung: was wurde z. B. in dem Alexandrinismus aus dem Geschmack? der Schatten Homers entfloh zürnend. Das christliche Mittelalter verschönerte die Kirchen und selbst den Himmel: und die Christen sanken in Rohheit; die reichste Phantasie wie die eines

Dante, Gregorianische Kirchenmusik, Raphaelische Madonnen — nun, wir wollen ihr Herrliches nicht verkennen, aber haben sie bewiesen, daß der Weg vom Schönen sicher zum Guten führt? Alles dagegen beweiset dafür, daß, wo das Gute in der Seele herrscht, die Schönheit in ihrer himmlischen Gestalt erscheint. Weder die Kanzeln sind durch die Schönrednerei heilsamer geworden, noch die Tagesblätter durch das, oft unerträgliche, Kunstgeschwätz, noch auch die Sittenlehren durch ihre modische Blumen. War das gelehrte Wesen ehedem in einen Pedantismus gerathen, so ist jetzt das belletristische Wesen auf demselben Wege, und hier möchte wohl die Einseitigkeit noch schlimmer seyn. Warum doch immer das Eine losreißen von dem Andern und Ganzen? Das Schöne, das Wahre, das Gute — sie sind ewig verwandt, sie sind Eins in der Wurzel, und da, wo sie in Einheit hervorwachsen, da erblühet das sittliche Leben. Das Tiefste aber ist das Gute, und in der Blumenkrone erscheint es in der Fülle seiner Kraft."

Der Gegenstand wurde von den jungen Freunden nachmals noch mit lebhafterem Interesse besprochen. Mittlerweile hatten sie einige andere Bekanntschaften gemacht, welche ihnen noch Stoff der Art, wie er sie die Wochen über beschäftigt hatte, auch von andrer Seite her zuführten. Sie hatten einen Landmann kennen gelernt, der an seinem Pfluge sein Liedchen pfiff, auch wohl nach der Heimkehr Abends mit den Seinigen ein Kirchenlied sang. Das gewöhnliche verdrußvolle Aussehen und Klagen der Bauern war ihnen bei diesem Manne, der doch eben nicht zu den wohlhabendsten gehörte, die ganze Zeit über nicht vorgekommen.

Noch achtungswerther wurde er unserm Philosophen, der sich gerne in Gespräche mit ihm einließ. Denn dieser Bauer sprach so gesunde Gedanken aus, wahrhaft weise Lehren, daß der Philologe sie hätte an die Hauslehren eines Hesiodus anreihen mögen; und was noch hinzu kam, sein Gottvertrauen war unerschütterlich, nicht nur in den häuslichen Sorgen, die er mit seinem kränklichen, aber frommen

Weibe bei dem Häuflein der Kinder zu bekämpfen hatte, sondern auch gegen die Zweifel, die ihm manchmal durch Andersdenkende erregt wurden. Er las manche Schriften, am liebsten die Missionsblätter. Je mehr der Philosoph diesen Mann und sein ganzes Hauswesen kennen lernte, um so anziehender trat das Bild eines häuslichen Lebens auch im gedrückten Stande vor seine Augen. Er zeigte es auch seinen Freunden. Der eine wollte es in einer Idylle, der andere durch Geldunterstützung verschönern. Das erste wurde von dem Oheim gebilligt, das zweite rieth er noch im Sinne zu behalten, bis zur rechten Zeit, wenn für die Erziehung der Kinder etwas zu thun sey; denn er besorgte sonst dieses wohlgeordnete Leben und seine guten Erzeugnisse zu stören, bei einem Falle der Noth solle übrigens die Hülfe nicht fehlen. Er sprach den Grundsatz aus, daß auch die Wohlthätigkeit im Gesammtleben der Menschen schonend verfahren müsse, um nicht als eine Art Gewaltthätigkeit in die Seelen einzugreifen oder ihrer Edelthätigkeit vorzugreifen.

Dagegen hatten sie eine andere Bekanntschaft gemacht, von welcher sie mißgestimmt zurückkamen, und dem Oheim mit einer Art von Unruhe berichteten. Ein junger Mann, welcher bisher auf einer Universität in einigen Zweigen der practischen Philosophie zu dociren versucht hatte, hielt sich in der Gegend bei einem Pfarrer auf, und beschäftigte sich mit statistischen Uebersichten. Diese hatten ihn in seinen Ansichten von einem Mechanismus im gesammten Menschenleben bestärkt. Freiheit sey ein leeres Wort, meinte er, mit welchem wir uns nur gerne täuschten, ein bloßer Schein, denn wie in den Geburts- und Sterbelisten die Naturgesetze ihre Festigkeit wie in der Ausgleichung des Weltalls bewiesen, ebenso zeigte sich auch in dem, was wir freie Handlungen nennen, eine Gleichförmigkeit, welche nur durch die Nothwendigkeit des Naturlaufs erklärbar wäre. Man sey darin so sicher, daß man Lebensversicherungen, Schiffsassecuranzen u. dgl. berechnen könne, und auch der ängstliche Geldmann seine Capitalien hiernach mit Zuversicht anlege. Nicht nur

dergleichen Dinge, sondern auch andere, die wir bisher wenigstens dunkel nur dem Zufall zugeschrieben, zeigten sich nach längeren Beobachtungen nicht mehr so zufällig.*) Bemerkt man nun genauer die Erscheinungen in dem sogenannten moralischen Gebiete, das Verhältniß der unehelichen Kinder in Verbindung mit physischen und gesellschaftlichen Umständen, ebenso die Art der Verbrechen, die Zu- oder Abnahme derselben, u. dgl. so sehen wir in allem diesem eine Nothwendigkeit walten, welche noch fester hält und klärer vorliegt, als einst dem Stoiker sein Fatalismus. Erweitern wir nun unsern Gesichtskreis in die Geschichte des Menschengeschlechts hinaus, so sehen wir ja ein Auf- und Absteigen, worin die Blüte der Cultur in Moder und Rohheit zurücksinkt, eine Ebbe und Fluth, am Ende vielleicht, wie diese für die Seeküsten, berechenbar für den künftigen Gang der Dinge, und vielleicht zur Erfindung mathematischer Formeln führend, wie die Wellenbewegungen des Schalles, des Lichtes und der Wärme. Was wollt Ihr also, erwiderte er auf ihr Befremden, mit Euern großen Ideen von einem Fortschreiten des Menschengeschlechts? Gehen jetzt die Wogen hoch hinauf, so eröffnet sich bald ein tieferer Abgrund; habt Ihr das Fortschreiten der Vernunft zu einer bewunderten Höhe geführt, so ist das der Stein des Sisyphus, der bis auf den Gipfel hinaufgearbeitet alsbald jenseits hurtig hinabrollt. Europa wird so gut zur Wüste werden, wie die schönen Länder Asiens es geworden sind, und das Meer wird seine Ungeheuer einst da spielen lassen, wo jetzt glückliche Menschen Brod und Wein bauen, etwa dagegen sein verschlungenes Altland wieder herausgeben für ein neues Geschlecht. Alles was Ihr mit Euern Gesetzen und Belehrungen thun könnt, ist nur auf Zeitfrist,

*) Die statistischen Nachrichten liefern in den neuesten Forschungen darin Vieles, z. B. schon Casper Beitr. zur medicin. Statistik, bes. den Selbstmord betreffend, aber seitdem haben sich die Beobachtungen nach allen Seiten hin vermehrt, wie aus dem reichhaltigen Werke; Sur l'homme et développement de se facultés, ou Essai de physique sociale par A. Zuetelet. Paris 1835. II. tomes. zu ersehen ist.

um noch immer wieder eine Stundung von dem Verhängniß zu erbitten, aber auch diese selbst ist verhängt, so wie unser Erbitten und alles unser Thun und Treiben, sammt unserm Wahn, als seyen wir frei. — —

Länger hatten die drei jungen Leute das nicht ertragen; einer wie der andere rief wie mit Einer Stimme und aus Einem Herzen: „und wir **sind** frei! — und das ist Wahrheit!" — Damit verließen sie ihren Begleiter und eilten zum Oheim. Er wurde ernster wie gewöhnlich bei diesem Berichte, denn der ungebetene Fatalist hatte seinem Plane vorgegriffen. Indessen fand er doch bald auch hierin eine Fügung höherer Art, als alle jene fatalistische, und dachte die Zweifelsgedanken grade in den Stoff der nächsten Abendsitzung aufzunehmen. Darauf vertröstete er seine jungen Freunde.

„Meine lieben Söhne, hub er in dieser an, ich habe noch viel auf dem Herzen, doch denke ich Euern Herzen noch das mitzugeben, was Euch zu Euern Lebensstudien dienen mag. Euer Wille steht fest. Er will sein Sittliches entwickeln; Ihr wollt wohlthätig wirken, Ihr wollt auch Großes wirken, in weiteren Kreisen.*) Darum wurdet Ihr durch jene harte Rede so gewaltig erschüttert. Da wurdet Ihr eben recht Eurer Freiheit inne; Eure Erschütterung war nichts anderes als dieses Innewerden. Wo sich der Kraftstrahl am starren Felsen bricht, da strömt er nur mächtiger in sich selbst zurück.

Die Freiheit kommt uns ganz anders woher, als von den Sonnensystemen und tellurischen Mächten: diese gehen ihren bestimmten Gang, den zu erforschen der menschliche Verstand angewiesen ist; da sind die Gesetze allenfalls mit Laplace zu nennen ein mécanisme celeste, obgleich das noch viel zu äußerlich ausgedrückt ist, da der Welt-Organis-

---

*) Auch unser Dichter fühlte das, und jeder fühlt es mit ihm in dem Herzenswort:

„Wirke Gutes, du nährst der Menschheit **göttliche** Pflanze;
Bilde Schönes, du streust Keime der göttlichen aus."

wie das der alte griechische Dichter in zwei Worten aussprach:

„Wir sind göttlichen Geschlechts (*καὶ γὰρ ἐκ Διός ἐσμεν*)."



mus noch etwas Tieferes enthält. Indessen es sey. Ob nun die verkettete Natur bloß zum Theil von uns erkannt, oder völlig durchschaut werde, welches letztere freilich nie eintreten wird, so tief man auch seit der alten Astrologie und Horoskopie in ihren Lauf eingedrungen ist, das ändert in der Sache nichts, die Sache aber ist hier, daß das Menschengeschlecht auch den Naturgesetzen unterworfen ist und bleibt. Das Beste ist aber und das Wahre, daß sie unsere Freiheit frei lassen müssen. Sie nämlich stammt aus einem höhern Himmel, sie kommt uns unmittelbar aus dem Willen, der die Natur schuf, und sie in ihren Gesetzen festhält, aber der Geisterwelt die Vernunft einhauchte, und ihr das Freiheitsgesetz gab, und so sind wir uns ihrer unmittelbar bewußt, so gut wie Gottes, so gut wie in uns seines heiligen Gesetzes, so gut wie unserer selbst. Es ist Thorheit, uns erst durch Beweise von derselben überzeugen zu wollen, es ist Narrheit, sie aus Beweisen, die außerhalb hergenommen sind, zu verwerfen.

Der Wille ist sich ein unvertilgbarer Selbstbeweis. Er ist ein Moment, das in der ganzen weiten Verstandesregion gar nicht vorkommt, wie nicht in der mathematischen ebenso wenig in der physischen und gesammten naturphilosophischen Sphäre. Denn da ist alles Ursache und Wirkung, und wir kommen aus der großen Verkettung gar nicht heraus, vielmehr immer nur tiefer herein. „Aber ein heiliger Wille lebt;" und hätte die Natur Augen, so würde sie zu ihm hinaufschauen, und in ihrem Nichts erbeben. Ja gebrauchte der Fatalist seine Geistesaugen, so würde er sich selbst sagen: in dem Willen ist eine Macht, welche zwar die Naturmacht nicht in ihrer Gewalt hat, aber auch von ihr nicht überwältigt wird, sondern in ihrem eigenen Reiche unabhängig von dieser besteht, um in sie jedoch, und hierzu an ihre Gesetze gebunden, einzuwirken. Der Herr der Naturwelt ist auch der Herr der Geisterwelt; durch seinen Willen sind da und bestehen die beiden Welten; beide sollen ungefährdet bestehen, keine die andere auflösen, in jeder das Gesetz Gottes herr-

schen, in jenem Reiche das der unfreien, in diesem Reiche das der freien Wesen, und eben diesen kündigt es sich an in ihrem Selbstbewußtseyn. So gewiß wie jeder Mensch ein Gewissen hat, so gewiß hat er auch seine Unabhängigkeit von dem Naturgesetze, und in der ernsten Einkehr in sich selbst weiß er das und sagt sich: ich habe Freiheit so wahr ich lebe und so wahr Gott lebt. Aber das menschliche Verderben hat der Naturmacht eine Uebermacht und an diese jeden Menschen mehr oder weniger hingegeben; darum kann man auf ihre Gesetze auch in den moralischen Verhältnissen so sicher rechnen. Denkt Euch eine völlige Erlösung von dem menschlichen Verderben, so ist es umgekehrt, so hat der Geist die Uebermacht über die Natur, und sie ist ihm unterthan, zwar nicht mit Aufgebung ihrer Gesetze, auch nicht so, daß sie ihn ganz aus ihrer Macht entließe, denn er lebt in ihr, aber so, daß er diese Gesetze erkennt und sie für die Zwecke der freien Wesen leitet, nämlich nach dem Willen, der ihm Gesetz ist. Dieser will, daß in solcher Weise die Natur dem Reiche der Freiheit unterworfen werde.

Hier sehen wir denn auch, daß das Gesetz der Sittlichkeit sogar eine solche Erkenntniß verlangt, wie sie uns in jenen Beobachtungen mehr und mehr eröffnet wird. Wir sollen die Verhältnisse des Menschenlebens durchaus erforschen, damit wir wissen, was uns darin zu thun der Wille Gottes aufgegeben hat, wie das z. B. in polizeilichen Anstalten zur Verhütung der Verbrechen u. dgl. ersichtlich ist. Weit entfernt also, daß uns die statistischen Tabellen zum Fatalismus führen, erweitern sie vielmehr das Gebiet der Freiheit. Denn allerdings sehn wir da das Einzelleben in dem Gesammtleben so verschwinden, daß es uns auffällt, und unser individuelles, persönliches Seyn und Wesen gänzlich darin aufzugehen scheint: wir sehen aber auch, daß es so nicht ist; denn so wie die Gesammtheit aus der Menge der Einzelnheiten besteht, so geht auch jedes Individuum aus derselben hervor, und erhält eben durch sie sein eigenthümliches Bestehen, dieses Bestehen des Menschen aber ist das eines Vernunftwesens

unter seines Gleichen. Er wird hiermit um so entschiedener angewiesen, in der Gesellschaft sich zu entwickeln, und zugleich für dieselbe zu leben. Er nimmt ihr Leben in das seinige auf, und indem er hierin das seinige nach allen Seiten hin entfaltet, so gewinnt er sein sittliches Leben.

Dieses nun hat die große Aufgabe, für die Menschheit so wirksam zu werden, daß überall die Sittlichkeit herrsche, und die künftigen Geschlechter immer mehr in das Reich der Freiheit und ihrer göttlichen Ordnung eingeführt werden. Hierzu ist denn erforderlich, daß jeder in sich selbst das werde, wozu er in diesem Reiche bestimmt ist, und daß jeder an seine rechte Stelle komme. Wenn Platon in seiner Republik idealisirt, und darin alles so will veranstaltet wissen, wie schon in dem Knaben der künftige Mann für den Staat und seine bestimmte Wirksamkeit in demselben, erkannt, erwählt, erzogen werden solle, ja wie schon bis auf die Wahl der Eltern für diesen Zweck zurückgegangen wird, wenn dieser poetisirende Philosoph seine Idee in dieser Weise von einem Gemeinwesen entwickelt, worin jeder Mensch an seiner rechten Stelle steht, um für das gemeine Beste zu leben: so ist für unsere praktischen Philosophen, für die Ethiker und Politiker die Aufgabe an der Zeit: aus den beobachteten Gesetzen des Menschenlebens die Maaßregeln zu entnehmen, durch welche jedes Individuum für sich und die Gesammtheit in das rechte Verhältniß und hiermit in sein wahres Leben gesetzt werde. Da kommen denn die statistischen Uebersichten ganz in ihren rechten Gebrauch. Die Geburts-, Sterblichkeits-, Krankheits-, Alters-Tabellen u. dgl., so auch die Ergebnisse über die Wohnung, Lebensweise, Naturveränderungen, Zeitenwechsel u. s. w. alles dieses kann nicht weit genug ausgeführt werden, um hierauf Plane für die Erziehung, für die Polizei — kurz für das ganze häusliche und bürgerliche Leben zu gründen. Nicht nur die Gesetzgebung wird hierdurch richtig geleitet, sondern auch jeder einzelne Mensch in der Wahl seines Berufes vernünftig bestimmt.

Zwar werden auch diese aufgefundnen Kenntnisse der

Selbstsucht dienen. Wenn sich z. B. ergiebt, daß die Sterblichkeit unter den Aerzten noch größer ist, als die unter den Officieren, den Krieg mitinbegriffen, so möchte Mancher seinen innern Beruf zum Studium der Medicin lieber der anziehenderen Uniform aufopfern, so wie z. B. ein Jüngling ihn gegen den Handelsstand aufgab, weil er da mehr Geldgewinn vor sich sah. Indessen würde es doch nicht an solchen fehlen, die sich freuten, früh genug ihre wahre Bestimmung klar erkannt zu haben, und die derselben ihre Kräfte bereitwillig weihen. Auch kann es zur gerechteren Vertheilung der öffentlichen Thätigkeiten und ihrer Belohnungen dienen, wenn man alle jene Verhältnisse näher kennt; z. B. wenn sich die statistische Beobachtung bestätigen sollte, daß die Sterblichkeit unter den jüngeren Geistlichen geringer, unter denen dagegen, die über 50 Jahre alt sind, größer sey, als unter denen gleichen Alters, die in andern Geschäften leben, so könnte die Ursache hiervon wohl aufgefunden und auf irgend eine Weise das Mißverhältniß gehoben werden. Und so giebt es gar viel zu bedenken.

Wer pedantischer Art ist, wird sich freilich auf diese Umsicht nicht einlassen; er bleibt dabei, wie er es nun einmal vorfindet, und wie er sein Gewissen hierin gewöhnt, sein Denken festgehalten hat. Ebenso wenig wird die gemeine Denkart von einer Sittlichkeit hören mögen, die über das Alltägliche und Hergebrachte hinausgeht. Da sorgt man nur zunächst für heute und für sich selbst, und hält denjenigen für verständig, der sich und die Seinigen auf Lebenszeit gut zu versorgen weiß: auf den, welcher Ideen für etwas Weiteres hat, sieht man mitleidig herab. „Halte Dich gesetzlich, thue recht, erweise Wohlthaten, sey ein guter Mitbürger, den Stein, den du nicht heben kannst, laß liegen, laß auch, wenn es nicht anders gehen will, fünf grade seyn, und um alles zu thun, mache es wie der große Franklin, der sich die Tugenden nach einander einübte, bis sie ihm alle zur Gewohnheit geworden. Was will man mehr? Das Wehklagen über die Noth auf Erden ist nur Selbstquälerei, denn

es ist Unvernunft, das ändern zu wollen, was man nicht ändern kann. In Deiner nächsten Umgebung kannst Du wohl manchem Uebel abhelfen, wohl denn, thue es; kannst Du in größeren Kreisen nützlich seyn, sey es auch, Du bist um so glücklicher. Was Du aber nicht kannst, das fordere auch nicht von Dir; wer sich mit solchen Forderungen quält, ist ein Thor." — Das sind so die gemeinen Weisheitsmaximen, die man bald in niedrigen, bald in höhern Ausdrücken vernimmt, und z. B. in Larochefoucault's Maximen recht schön gesagt findet. Könnt Ihr Euch mit solchen begnügen? Oder steht nicht ein höheres Ziel des Sittlichen in Euerm Geiste?

Nun, ich kenne ja Euer Ideenleben, meine jungen Freunde. Jeder von Euch will der Menschheit leben, und seine Kräfte dem Gemeinwohl widmen. Aber bewacht auch Eure Phantasie, auf daß sie nicht in lieblichen Gebilden Euch täusche. Solcher schönen Bilder giebt es viele, und in jeder edlen Seele lebt ein Poet. Dieser malt in mancher das Patriarchenleben so reizend, daß sie in schwärmerische Bewegung geräth, und den Frieden der ganzen Familie darüber zerstört; in einer andern malt er die Einsamkeit so vor, daß sie die Zeiten der Einsiedler und Mönche zurückwünscht; in einer dritten wird ein Bild von Zusammenleben, von Gütergemeinschaft ꝛc. entworfen, das zum religiösen oder politischen Separatismus verleitet; in einer vierten erhebt sich das Bild von einem Freiheitsleben im republikanischen Treiben, und geht in revolutionäre Bewegungen über, um eine ganz neue Zeit zu schaffen; in einer fünften tritt die gute alte Zeit hervor in den Farben des Mittelalters und ermahnt zur starrsinnigen Hemmung aller Fortschritte; in einer sechsten wieder ein anderes, und so fort immer andere, wie der freier gewordene und in unzähligen Individualitäten hervorstrebende Geist der jetzigen Zeit es erwarten läßt. Daher das Gewirre, worüber man jetzt klagt. Daher auch der Fanatismus in oft ganz entgegengesetzten Formen. Dort gab er einer Charlotte Corday den Dolch in die Hand, späterhin einem Freiheitsschwärmer, und wie Manche können

von Glück sagen, daß ihre Traumgebilde noch zeitig genug in der Prosa der Wirklichkeit erloschen sind. Um sich gegen alle jene Verblendungen zu sichern, muß man mit ruhigem Blick in das wirkliche Leben schauen, den Menschen kennen lernen, und die Zeit, in welcher man wirkt, begreifen.

Da ist es nun schon eine arge Einseitigkeit, wenn man den irgend gegenwärtigen Zeitpunkt als das Leben in seiner Blüte ansieht, und den Zustand desselben festhalten will, eben als ob nicht ein Fortfließen der Dinge Naturgesetz, und die Menschheit nicht ebenfalls zum fortsteigenden Wachsthume bestimmt wäre. Wir leben in der Geschichte; da giebt es ein Vorher und ein Nachher, und dieser Verlauf muß in den Bestrebungen bedacht werden, wenn man für die Gesammtheit wirken will. Daher kann kein Volk zum Besseren gedeihen, wenn es nicht auf seinem historischen Boden erwächst, und es wäre eine Art von Todtschlag einer Nation, wenn man sie frischweg umwandeln wollte. Ob dieses bei der Wiederherstellung der Griechen genugsam beachtet worden, können wir nicht beurtheilen, aber wir wünschen dieser so schönen Aufgabe eine glückliche Lösung.

Das Gesetz für jedes Volk wie für jedes Individuum in seinem Fortschreiten ist das der Stetigkeit. Der Ausbruch einer Naturgewalt konnte ein fruchtbares Land dort in ein todtes Meer versenken, hier mit einem Berggerülle überschütten, anderswo mit einem Feuerstrom übergießen, anderswo Städte umstürzen: wo nun Menschengewalt Völker erschüttert, Nationen durch einander wirft, die Länder verheert, die Einwohner unterjocht, oder das Bestehende umstürzt, um Neues aufzubauen, da hat der Mensch sich herabgesetzt zu einer Naturmacht, und ist aus seiner Vernunft herausgefallen; er bringt daher nichts Herrliches zu Stande, sondern hinterläßt nur Unheil. Mag denn auch die Idee eines Alexanders des Großen groß gewesen seyn: sie zertrümmerte doch nur und hat nichts Großes bewirkt. Und so hat auch jede Revolution eines Staates immer nur zurückgeworfen. Alles Werden ist nämlich an die stetige Entwicklung

in der Zeit gebunden, und wer den Beruf hat, zum Besten seiner Nation unmittelbar wirksam zu seyn, muß in dem Bestehenden die guten Keime und Blüten derselben auffinden, um sie zu schützen und zu fördern. Nur dann versittlicht eine Gesetzgebung das Volk, wenn sie diesen Gang befolgt, und sie ist dann selbst eine sittliche Lebensäußerung. Wo wir nur irgend Gutes wirken wollen, dürfen wir nichts wollen, das aus dem Zusammenhange des Gesammtlebens neben einander und nach einander herausgerissen sey.

Bei allem dem dürfen wir aber auch nicht vergessen, daß sich unser ganzes Geschlecht in einem krankhaften Zustande befinde. Was wir zu seinem Besten wollen können, ist Heilung. Sie ist in keinem Zeitpunct schon da, sie soll von einem zum andern eine fortschreitende Genesung seyn, wenn es gut geht. Unser Ideal der Vollkommenheit darf uns also weder zu voreiligen Hoffnungen noch zu voreiligen Eingriffen verleiten, wie denn das französische Sprichwort warnt: le mieux est l'ennemi du bien. Es ist mit der Nation auch hierin wie mit dem einzelnen Menschen; jeder edle strebt im Kampfe nach dem Ziele der Vollkommenheit, und weiß nur zu gut, daß er sie noch nicht erreicht hat. Die Strafgesetze haben daher einen gleichen Gang wie die Heilkunde zu beobachten, sie müssen sich nach der Stufe richten, auf welcher das Volk steht, nicht um es etwa in der Rohheit niederzuhalten, sondern vielmehr die höhern Triebfedern der Rechtlichkeit in ihm zu erwecken. Daß aber auch dieses nur in einem allmäligen Stufengange gelingen kann, ist natürlich. Wenn z. B. in einem Volke noch Mord und Raub vorkommt, so bedarf es auch wohl noch der Todesstrafen, damit die Heilighaltung des Menschenlebens in der blutigen Sühne dem Gefühle sich aufdringe, und nicht der friedliche Einwohner unsichrer sey als der Bösewicht. Wo die Strafen nicht scharf genug sind, um die Verbrechen seltner zu machen, da entsittlichen sie, da ist also diese sogenannte Philanthropie eine falsche und selbst etwas Unsittliches: wo sie aber vorerst durch Strenge soviel bewirken,

daß die Verbrechen abnehmen, da müssen sie in dem Grade gelinder werden, als diese Abnahme mehr bemerkt wird, damit sich das Volk an einen humaneren Sinn gewöhne. Es sind ganz die Gesetze zu beobachten, nach welchen man die Reizmittel anwendet, um nicht abzustumpfen, sondern das sittliche Gefühl zu verfeinern. Nur auf diesem Wege läßt sich ein rohes und auch das roheste Volk versittlichen, aber gewiß nicht durch ein auf Jahrhunderte festgestelltes Strafgesetzbuch. Denn ist irgend in Gesetzen von Zeit zu Zeit eine Aenderung nöthig, so wird sie für diese gefordert, die sich genau nach dem Culturstande und Gemeinsinn richten müssen. Darin scheint auch der Grund zu liegen, warum sich für die Strafgesetze noch immer kein festes System gefunden hat, und warum z. B. der Streit über die Abschaffung der Todesstrafen nicht so bald geschlichtet werden wird. Das Ideale ist leicht gedacht, aber zum Realisiren gehört die Kenntniß der Menschen, wie sie sind, und wie sie am sichersten verbessert werden.

Auch die Civilgesetzgebung hat den sittlichen Sinn zu stärken, und hierin den wahren Nationalreichthum zu fördern, wenn sie selbst eine sittliche seyn will. Die Fragen über Handelsfreiheit, Eisenbahnen, Expropriationen, über Industrie, über Ehre u. s. w. sind vor allem nach dem Grundsatze zu erwägen, der die Sittigung des Volks bezweckt.

Darin ist der Gesetzgebung der neuen Zeit ein unendlicher Vorzug vor der alten vergönnt. Die Alten hatten kein Ziel der Volksbildung vor Augen. Vielleicht stand Solon der Idee nahe, aber er hatte sie doch nur für sein Athen, und auch da nicht einmal mit der klaren Kenntniß von einem Ausgangspunct und einem Endziele erfaßt. Lykurgus hatte seine Spartaner besser verstanden, aber wahrlich nicht für die Menschheit gebildet; das Eisen verrostete, als das Kriegsschwerd ruhete. So lange dieses in seiner Schärfe galt, konnten die Gesandten der Korinthier ihnen sagen:*) „Ihr

*) Thukydides v. d. pelopon. Kriege I. Cap. 70. nach der angef. Uebers.

seyd stets nur bereit das Bestehende zu erhalten, ohne etwas Weiteres zu unternehmen; auch wisset Ihr nicht einmal das Nothwendige in der That durchzusetzen. Die Athener dagegen sind über ihre Kräfte thatlustig; sie wagen über Erwartung, und sind in Gefahren voll Hoffnung; sie sind rastlos thätig, Ihr aber langsam; sie reiselustig, Ihr die größten Heimathsfreunde." — Denke man sich für jede dieser reich begabten kleinen Nationen einen wahrhaft erziehenden Gesetzgeber, was hätte nicht aus ihnen werden können! So aber zerstörten sie sich selbst in jenem Kriege, und was ist aus beiden geworden?

Der einzige Gesetzgeber, der ein Volk bildete, war Moses. Sein Volk, aus einem edlen Stamme während seiner Vermehrung und Sclaverei in die tiefste Rohheit versunken, wurde aus dieser herausgeführt und wuchs, wenngleich unter großen Calamitäten, doch zu einer Nation heran, welche noch heute als das von der Welt bewunderte, fortwirkende Zeugniß für die Kraft seiner Gesetzgebung fortlebt. Noch immer ist auch hierin von Moses zu lernen; nur war es eine beklagenswerthe Beschränktheit bei manchen Theologen und Nichttheologen, daß sie den Buchstaben der Gesetze, die den Israeliten in ihrem rohen Zustande gegeben wurden, als die Gesetze für den höhern Zustand der sittlichen Cultur ansahen, da doch Christus ausdrücklich sagt, daß Moses auf die Herzenshärtigkeit habe Rücksicht nehmen müssen, und da er selbst in seiner Auslegung der Gesetze auf ihren Geist hinweiset.

Daß sich schon im Prophetenthume eine höhere Cultur entwickelt hatte, ist ein Beweis von dem richtig angelegten Gange dieser Volksbildung. Daß aber für die Menschheit das Größte daraus hervorgieng, das Heil der Erde, das Christenthum, darin erscheint nun völlig das Göttliche der Mosaischen Gesetzgebung. Dem Christenthum verdanken wir es nun, daß wir unsere Bestimmung und das Reich Gottes auf Erden erkennen. Der Mensch soll über die Erde herrschen, und durch ihn soll der Wille Gottes geschehen. Hiermit ist jedem Individuum und jedem Volke sein sittliches

Seyn und Werden angewiesen, worin zugleich das Gesammtleben der Menschenwelt erwächst. Jetzt erst kann der Gebildete wissen, was seiner Nation noth thut, und die gebildete Nation kann für das künftige Wohl aller Völker der Erde wirksam seyn.

„Sitte durch Sitte verbessern," ist einer der Grundsätze sowohl Montesquieus als Fergusons, die uns ihre Landsleute neulich vorgetragen, oder vielmehr ein ziemlich allgemein anerkannter, und in der That, er führt tiefer in das sittliche Leben ein. Das Hergebrachte ist allerdings nicht das Beste, „es schlug Christum an's Kreuz," sagt einer unserer geistvollesten Schriftsteller, es ist darin immer etwas abzustreifen, aber darum doch nicht abzuhauen, denn es bewegt sich darin das Leben des Volkes aus seinem innersten Triebe, und hiermit auch die Kraft, welche in die eingeimpfte Veredlung eingeht, und welche zerstört würde, wenn man das Bestehende mit einem Schlage ausrotten wollte.

Aus der Acht wollen wir auch in der Anwendung auf die Volksbildung unsern Grundsatz der Stetigkeit nicht lassen. Der heranwachsende Mensch wird nur hiernach richtig erzogen. Aber auch jedes Volk, ja die Gesammtheit aller Völker ist dem Gesetze der Entwicklung unterworfen, und so hat auch der Gesetzgeber und Volksbildner an das Werden der Nation zu denken; vorsehen soll er, aber nicht vorgreifen. Wo Ihr vorgreift, d. h. Neues einführt, bevor es in den sittlichen Gemeinsinn aufgenommen ist, greift Ihr in die Gewissen ein, und verletzt das sittliche Gefühl. Denn dieses lebt und nährt sich im Ganzen der Volkssitte, und steht in dieser Hinsicht höher als alle aufgedrungenen Pflichten, die doch höchstens nur einzelne Handlungen bestimmen, ohne noch Geist und Gemüth zu versittlichen. Daher kann dieses nur durch eine Bestimmung der Gesetze und Pflichten gehoben werden, welche in allen Puncten organisch in das Gesammtleben eingeht.

Nur in solchem umfassenden Blicke auf die ganze Entwicklung des Volkes wird sowohl das Urtheil über dessen

Charakter, — so auch einer Stadt, eines Dorfes —, als auch über dessen Geschichte gehörig begründet. Nicht darnach bloß läßt sich seine Sittlichkeit abschätzen, wie eben jetzt die Sitte erscheint, sondern darnach, wie jetzt das Gute oder Schlechte im Zunehmen oder Abnehmen begriffen ist, und der Geist sein Streben darlegt. So z. B. hat in einer Stadt der Selbstmord zugenommen, aber eine andere Sittenwidrigkeit abgenommen, und nun fragt sich, was ist aus dieser Wendung oder Metastase zu erwarten, und ist nicht unter gewissen Umständen auch eine Verminderung jenes Uebels zu hoffen? Wir machen die Erfahrung, daß grade in den cultivirtesten Ländern die Listen der Verbrecher mit jedem Jahre größer und die Gefängnisse gefüllter, die Kirchen dagegen leerer werden. Hierzu die Erfahrung, daß „auch das Ungeheure geschieht," so daß von manchen wilden Nationen wir culturstolzen Europäer beschämt werden. Und dennoch sind wir nicht berechtigt, auf einen fortgehenden Verfall der Sittlichkeit unter unsern Nationen zu schließen. Es könnte ja vielleicht nur eine Durchgangs-, eine Gährungs-Periode seyn, aus welcher in dem Ganzen des Volksgeistes ein besseres Streben hervorgehen wird, und wozu der Keim schon im Vordringen, aber durch den krankhaften Zustand der Masse noch gebunden ist, bis die edle Lebenskraft durchdringt. Da findet sich dann gewöhnlich der Mann der bessern Epoche, der das Siegeswort kraftvoll ausspricht.

Der Historiker aber bedarf dieser Blicke rückwärts und vorwärts, gegen den leidigen Pragmatismus, der doch immer trügerisch bleibt. Mit Recht bleibt er das. Er reißt die einzelne Handlung, und wenn es gut geht den Handelnden, aus dem unendlich verflochtenen Gewebe los, und will das, was nur aus der ganzen Umgebung sammt allem Vorhergehenden und Nachfolgenden erkannt werden kann, aus ein Paar, oft zufällig, zur Hand liegenden Ursachen durchschauen; und so verhält sich der pragmatisirende Historiker zu der Wahrheit der Geschichte, wie das Eins zur Unendlichkeit. Diese Wahrheit kann ihm nie anders zur Kunde

gelangen, als in dem Erfolge!*) So nur kann das Volk auch in dem Ganzen der Weltgeschichte erkannt werden.

Derjenige, welcher die Volksbildung zu seinem Studium erwählt, darf am allerwenigsten seinen Blick in die Entwicklung der Nationen verschließen. Jede hat hierin ihren eignen Gang, so wie ihre eigne Richtung, und jeder thut hierin eine Leitung zum Besseren noth, den christlichen sowohl als den muhammedanischen rc., allen auf hoher Stufe, wie auf niedriger. Und wie viel würde z. B. einem Staate, der mittelst parlamentarischer Verhandlungen regiert wird, an Hemmungen, Mißgriffen, Uebereilungen erspart werden, wenn die Berathenden den Genius ihrer Nation genau kenneten, aber auch eben so ernstlich das höchste Ziel der Menschheit vor Augen hätten! Welche Verfassung der Staat auch habe, die Männer, die sich ihm widmen, sollten sich von ganzem Herzen auf seine Bildung verstehen, und die Studien, wodurch sie sich zu diesem Zwecke vorbereiten, sind nicht gering, und wahrlich nicht mit einer speculativen Philosophie, noch weniger aber mit einem begeisterten verworrenen Urtheilen über Recht und Freiheit abgethan. Das Studium der Ge-

*) Warnend für alle Historiker ist die Anekdote, die man von dem Cardinal Retz und dem Marschall Turenne aufbewahrt hat, und die Prof. Lieber in seinen Inaug. Addr. 1835. eben in solcher Absicht mittheilt. Beide sahen eines Abends einen sonderbaren Zug im Dunkel daherziehen, und, ihn für eine Geistererscheinung haltend, scheuten sich beide, sich ihm zu nähern. Dabei erschien Turenne seinem Begleiter so ruhig und ernst, daß dieser ihn des andern Tages versicherte, er würde darauf geschworen haben, daß es Schrecken bei ihm gewesen. Dagegen erschien Retz dem Marschall T. so munter, daß dieser geschworen hätte, er habe nicht die mindeste Furcht gehabt. Aber beide bekannten gegenseitig Retz seine Furcht, die er aus Scham hinter eine angenommene Heiterkeit versteckt, Turenne seine Freude, weil er endlich einmal seinen Wunsch erfüllt geglaubt, Geister wirklich zu sehen. So hatten sich diese beiden Männer, so gut sie sich auch kannten, doch sehr an einander geirrt, und ganz entgegengesetzte Triebfedern beigelegt: Was trauen sich denn nun unsere Historiker zu, wenn sie meinen in das Innere der handelnden Personen geschaut zu haben!

schichte kann nicht tief genug von ihnen betrieben werden, aber auch das ist noch nicht hinreichend, und es ist ja auch für sich selbst nicht einmal das rechte, wenn nicht Kenntniß des Menschen d. h. des menschlichen Herzens hinzukommt, und diese ist nicht möglich ohne eindringende Selbsterkenntniß und Bewußtwerden unserer hohen Bestimmung. Mit einem Worte, eine tiefe Kenntniß des sittlichen Lebens ist für den Gesetzgeber und Volksbildner nothwendig, und jenes schwere und erhabene Studium, welches der künftige Staatsmann zu machen hat, wird hierdurch ein wahrhaft sittliches, wodurch er selbst seine Sittlichkeit gewinnt.

Hier, meine jungen Freunde, seht Ihr die Grundsätze, die einem erfahrnen Manne aus reifem Nachdenken über das Sittliche hervorgegangen sind, auf das Politische bezogen. Jener Rausch — und fremder Wein hatte ihn mit bewirkt — stellte freilich andere auf, aber haben sie die Bildung gefördert? Auf jede Ueberspannung erfolgt Erschlaffung, und so müssen alle Volksbewegungen schon nach diesem physischen Gesetze zurückwerfen, wie viel mehr, wenn sie von den Mächten des Abgrunds hervorgetrieben sind. Die Geistesbahn ist keine Eisenbahn, und das Geistesleben wird nicht durch Dämpfe getrieben.

Das Gesammtleben ist ein Leben in der Sitte und in dem Gemeinsinn, und es hat mehr für die Sittlichkeit des einzelnen Menschen auf sich, als die Lehren der Moral zu bedenken scheinen. Denn keiner, der sich als von dem Ganzen losgerissen für sich hinstellt, ist ein sittlicher (ethisirter) Mensch; und hätte er sich auch durch den kategorischen Imperativ aufs strengste moralisirt, er hat sich doch als ein selbstischer Mensch bestimmt. Wir athmen geistig wie leiblich in einer gemeinsamen Atmosphäre, aus welcher das Belebende Allen zuströmt. Selbst der Stoiker hatte seinen Gemeingeist in die Fessel der Selbstheit geschlagen, und so stieß sich ein Cato in Utika, für sich seyend, das Schwerd in die Brust, statt einem Julius Cäsar unter die Augen zu treten und etwas in das Gewissen zu sagen. Tiefer hatte Aristoteles

gesehen, da er in seiner Ethik und Politik*) zeigt, daß das kein sittliches Leben und die nicht die beste Verfassung sey, wo nicht die Tugend des Einzelnen mit dem möglichsten Wohl Aller verwebt sey, und daß die Natur den Menschen für das geordnete Gemeinleben bestimmt habe, weshalb der Staat zum Zwecke habe, allen Bürgern und Familien einen rechtlichen Wohlstand zu verschaffen, der aber nicht durch ein Ideal, sondern durch eine für das wirkliche Leben wohl berechnete Mitte bewirkt werde.

Aber damit soll die Selbstheit nicht aufgehoben, sondern vielmehr erhoben werden, und mit der Pflicht der Selbstverläugnung sollen alle jene Pflichten, welche die Moral vorschreibt, in ihrer Erhabenheit, alle Tugenden in ihrer Schönheit erwachsen. Das Leben eines jeden ist für sich ein Ganzes, indem es sich in dem Ganzen bewegt; und so hat Jeder seine eigenthümliche Persönlichkeit, so gut wie seine Physiognomie erhalten. „Der Styl des Menschen ist sein Gesicht; Gott hat jedem ein anderes gegeben." Hiermit bestimmt sich auch das Sittliche eines jeden zugleich als ein Individuelles. Es soll sich von seinem Eintritte in das Leben an zu seinem Urbilde hin entwickeln, von der erziehenden Fürsorge an bis zur Selbstbildung, so daß es in jedem Lebensmomente erscheine, und zwar für diesen Moment als das vollkommenste, um in dem folgenden noch vollkommener zu erscheinen. Denken wir dabei an den seelenkranken Zustand von der Geburt an, so ist das sittliche Leben eines Menschen nichts anders als ein Genesen zum Besseren von Stunde zu Stunde, welches sich in allen Gesinnungen und Handlungen darlegt. Das Sittliche des einen Menschen ist nicht dasselbe wie das des andern, außer jenem, das allen gemeinsam seyn soll, denn dem Schöpfer hat es nicht gefallen, das des einen genau nach dem des andern zu formen, oder eines in das andere zu verwandeln.

---

*) Eth. I, 7. — φύσει πολιτικὸν ἄνθρωπος. — Pol. 4, 7. 7, 5. „Wie das Leben des Einzelnen, so auch das Leben des Staats.

Daher ist es nicht nur eine unleidliche Affectation, wenn ein Mensch das Thun und Wesen des andern anzunehmen sucht, sondern auch eine tiefe Unwahrheit, und scharf zu unterscheiden von der sittlichen Nachbildung. Diese nämlich erfaßt das Allgemeine, um es in dem Individuellen zu gestalten, und zwar indem das Gleichartige sich anzieht, und das Gute dem Guten mit dem stärksten Zuge zustrebt. Das ist das sittliche Aufleben der jugendlichen Seele, und auf solche Weise wird es in das allgemeine so hereingezogen, daß sich sogar die Physiognomieen verähnlichen, obgleich das Eigenthümliche sich desto schöner herausbilden kann. Es ist hier eine noch nicht aufgehellte Tiefe des Physischen und Ethischen, woraus in dem Familienschlage, in der Nationalsitte, in der Religion die Verwandtschaft der Charaktere als Gemeinsinn hervorgeht, und doch jeder seinem wahren Selbst getreu bleiben kann. Denn wer sich von diesem losreißen wollte, würde sich entweder zugleich von dem Gemeinleben als der Wurzel losreißen, und hiermit im eigentlichen Sinne eine Rolle unter den Menschen spielen, oder er würde ganz in den Strom sich hingeben, und also nur ein äußeres Daseyn, kein sittliches Selbst in sich behaupten. Das sind die zwei Richtungen, welche von der Sittlichkeit entfernen; beide müssen wir zum Schluß noch genauer betrachten.

Die erstere Richtung ist entschiedene Selbstsucht, wenngleich manchmal so versteckt, daß sie sogar in der Maske der Sittenstrenge oder der frommen Weltüberwindung einhergeht. Sie ist z. B. da vorhanden, wo man die Religion und das Gewissen des Andern nicht will gelten lassen und ihm dafür seine Meinung aufdringen möchte, und so erzeugt sie den Fanatismus. Sie war auch in jenen Freiheitsaposteln dem Menschenkenner von Anfang augenfällig, welche ihre Gesetze, Formen, Republiken u. s. w. für die allein seligmachenden anpriesen; und so erzeugte sich die revolutionirende Bewegung. Diese Selbstsucht erscheint aber auch im Stande der Gelehrten und Philosophen, wenn einer sein neues System allgemein geltend machen und so seine Schule stiften möchte,

wo denn sein Ziel, wenn es ihm auch etwa nicht klar vorsteht, doch nichts anders ist als ein geistiges Monopol.

Zwar sprechen auch diejenigen, die in solcher Richtung begriffen sind, von Ueberzeugung, aber was ist es für ein Ding, das sie so zu nennen belieben? Mancher spricht die Worte eines geltenden Mannes aus, und behauptet sich damit einer andern Meinung gegenüber; ein Andrer setzt ohne Weiteres seine eigne Behauptung einer andern entgegen, und beredet sich selbst, das sey seine Ueberzeugung. Am Ende ist es aber nur die geheime Tendenz des Widerspruchs, um nur sich als geltend zu behaupten; wohl auch sonst eine unbewußte Lust oder eine bestehende Leidenschaft. Die Menschen nennen gar gerne das Gründe, und wohl ausdrücklich objective Gründe, was doch nichts anders ist, als ihre Subjectivität, und in der Unterlage das liebe Ich. So kann man es meist nicht ohne Lächeln anhören, wenn ein junger Mensch so ganz naiv hinzufügt: ich spreche meine Ueberzeugung aus. Vor etwa 50 Jahren hörte man so etwas nicht, und wer weiß, ob in der damaligen Bescheidenheit nicht mehr Ueberzeugung war, als in der jetzigen Anmaßung. Wer nämlich wahrhaft überzeugt ist, der ist es aus Grund seines Gewissens, aber eben dieses sagt ihm zu gleicher Zeit, daß darin jeder frei stehen soll und nicht vor Menschen, sondern vor Gott, daß also keiner sich zum Normativ für den Andern aufwerfen darf.

Nicht minder ist die entgegengesetzte Richtung eine selbstische; denn der Hingebung an Andere liegt entweder die Hoffnung zum Grunde, durch ihre Partei sein eigenes Bestehen zu gewinnen, oder es ist die Bequemlichkeit, welche unter einer Firma, an deren hohen Werth man glaubt, sich für das eigene Denken und Handeln gesichert hält. So ist es bei denen, die den Buchstaben der Pflicht oder des Rechts vorhalten, und auf das nicht aufhorchen, was grade ihnen ihr Gewissen sagen will. In diese Classe gehören alle Pedanten, alle die aus den philosophischen Schulen, nicht nur die auf die Worte des Meisters schwören, sondern auch die

mit dem Vorurtheile für das neue, neueste, allerneueste System die Sache ansehen; ferner jeder dünkelhafte Pietist so gut wie jeder verstandesstolze Rationalist; endlich auch jeder politische Parteimann, welche Farbe er auch trage. Unsere Journalistik hat solchen einseitigen Richtungen, in welchen hin sich die große Masse, auch der Gebildeteren, bewegt, lange genug Vorschub gethan, und eben hierdurch die wahre und sittliche Bildung ihrer Nationen zurückgeworfen. Es wäre Zeit, sich eines Besseren zu besinnen.

So erkennen wir denn, daß das Sittliche des Menschen weder in der einen noch in der andern dieser beiden Richtungen einseitig besteht, sondern vielmehr in einer Vereinigung des Einzelnen mit dem Gesammtleben, und zwar in einer solchen, in welcher jeder sein wahres Selbst gewinnt. Daher ist ebensowohl die Ueberzeugung, daß wir das Rechte erkannt haben, was als das Wahre zu denken, als das Gute zu thun ist, wie die Umsicht auf alle die Verhältnisse, worin wir stehen, eine nothwendige Bedingung für unser sittliches Leben. Jene ist die Gewissenhaftigkeit, diese die Klugheit; keine ohne die andere, denn die eine fordert die andere. Gewissenhaft ist unsere Prüfung aber nur in dem Grade, als wir uns von allem Selbstischen gereinigt und dem himmlischen Lichte der Wahrheit zugewendet haben; und klug ist jeder alsdann in dem Maaße, als er die einzelnen Beziehungen auf das Ganze seiner Lebensbestimmung hinzuleiten versteht, und also der Weisheit sich nähert. Jene beiden Bedingungen sind in keinem Lebensmomente der Jugend und des Alters, auch von dem Trefflichsten, ganz erfüllt, und jeder wird sich das selbst sagen müssen. Also wird auch die Bescheidenheit in allen Urtheilen des sittlichen Menschen hindurch sprechen, insbesondere da, wo der Gemeinsinn und die Sitte, wie auch da, wo achtungswerthe Urtheile entgegen stehen. Ein gewisses Mißtrauen in unsere Meinung, die wir gerne schon Ueberzeugung nennen, darf uns nicht eher ruhen lassen, bis wir unserer wohlerwogenen Sache gewiß sind. Darum war der Unwille, den man auf die Anmaßungen der Jugend und

die Unbescheidenheit so mancher Wortführer in der bewegten Zeit geworfen, nicht unbegründet.

Was schon Platon und Aristoteles über die Tugenden sagen, sollten wir uns noch immer sagen lassen. Die Grundtugenden, welche sie angeben, könnten uns zur Erläuterung unserer Begriffe dienen. Sie beide rechnen die Klugheit dahin, und so wie der erstere Tugenden, die zur Besonnenheit führen, mit denen, die er reinigende nennt,*) will verbunden wissen, so theilt der letztere die Tugend in die des Willens und die des Verstandes.**) Auch wissen wir wohl, daß der auf das Gute gerichtete Sinn die Denkkraft nicht nur auffordert, sondern auch schärft, und so kommen wir auf unsern Grundsatz zurück, welcher die Einseitigkeiten als etwas mehr oder weniger Unsittliches verwirft. Wenn wir dann auch die Pflichten durch alle jene Beziehungen müssen bestimmen lassen, so bleibt doch in dem, was wir Tugend nennen, alles sich immer, und man möchte fast sagen bei allen Völkern der Erde, gleich. Gerechtigkeit, Tapferkeit, Selbstbeherrschung, Klugheit (Weisheit), wie auch Frömmigkeit (Pietät), theilnehmendes Gefühl (Humanität), Großmuth, Dankbarkeit, ꝛc. werden stets als Tugenden gepriesen werden und als die Blüten des sittlichen Lebens gelten, die sich aus der Einfalt des Herzens in allen äußeren Verhältnissen entfalten. Wer sie besitzt, wird auch den Weg der Pflicht überall sicher betreten, indem er das Rechte bedenkt und auch fühlt. Sie sind das Innere des Sittlichen, worin sich das Gesammtleben mit dem Einzelleben einigt.

Und da nun, liebe Söhne, sind wir wieder auf den tiefsten Grund hingewiesen, auf das Gewissen. Wer auf diese Stimme Gottes hört, und immer schärfer auf sie horcht, um sie immer reiner zu vernehmen, der ist der sittliche Mensch.

---

*) ἀρεταὶ πολιτικαὶ κ. καθαρκτικαί.

**) Ob die ἀρετὴ διανοητική bei Aristot. ganz unsern Forderungen entspreche, wollen wir damit nicht bejahen. — Wir denken hierbei auch an das Wort des Römers: sapere aude.

Und der Trieb, der ihn dazu treibt? Es ist der von Gott kommt, und zu Gott hinaufzieht, und mit Gott vereinigt; es ist die Liebe. Sie führt alle Strahlen, die von ihm ausgehen, zu ihm zurück, und die ganze Geisterwelt lebt durch sie in der Einheit. Das ist das große, das in die Unendlichkeit sich entfaltende Gesammtleben, und dazu gehört denn auch die Menschenwelt. Sie macht den Einzelnen zum lieben Gliede der Familie, diese zu dem der Gemeinde, des Staates, der Menschheit, und lohnt dafür jeden mit seiner fort und fort vollkommner aufblühenden Persönlichkeit. Wohin Euch nun diese Gedanken weiter führen werden — ich will sie Euch nicht vorsagen, aber vor Eurem Abschied aus unserm jetzigen Gesammtleben, wünsche ich doch noch einige Worte darüber von Euch selbst zu hören."

Hiermit schloß der Oheim seine Vorträge. Es war in der That Vieles anders in den Ansichten der jungen Freunde geworden, als vor diesen Wochen, indessen hatten sie doch nichts an ihrer Eigenthümlichkeit verloren. Ja, der geheime Unwille war mitunter sichtbar, womit jeder nach seiner Art in seinen Meinungen erschüttert wurde, auch wohl sich gerne hätte widersetzen mögen, wenn die Festigkeit der Charaktere nicht durch etwas Besseres als die Selbstsucht wäre geleitet worden. Sie hatten vielmehr ihren Sinn für das Gute und Wahre verstärkt.

Der Philosoph äußerte sich am ersten, denn ihn hatten diese Gedanken am meisten angesprochen. Er fand seine Ansicht bestätigt, daß Manches, was Platon angedeutet, in der Philosophie der neuesten Zeit, welche im Begriff das Wesen erfasse, zur deutlichen Erkenntniß gelangt sey, unter anderem auch das, daß der Wille mehr Antheil an der Ueberzeugung habe, als man meine, und daß die Wissenschaft am Ende mehr noch ethischen Ursprungs sey, als dieser Phi-

losoph selbst es gedacht, da er das Wahre als die Quelle des Guten ansah. Die Reaction des selbstischen Princips hatte er zwar nicht übersehen, weßhalb er es nothwendig gefunden, daß die Erkenntniß des Wahren eine Selbstverläugnung, „die reinigende Tugend,“ voraussetze, hieraus aber entspringt erst die sittliche Denkthätigkeit, wodurch wir die Wahrheit rein erkennen. Sittlich ist sie nämlich nur durch die freie Unterwerfung unter das Gesetz der Vernunft. Das Denken an sich für etwas Sittliches halten, ist nicht anders, als wenn wir jede andere von selbst erfolgende Aeußerung des Naturtriebes, als wenn wir das Sehen, das Athmen u. s. w. für etwas Sittliches halten wollten. Auch kann in dem tiefen Denken an sich das Sittliche noch nicht bestehen, denn sonst wäre ein Archimedes über einen Sokrates, ein Spinoza über einen Apostel zu setzen, und nur die wenigen mit speculativer Denkkraft gebornen Köpfe wären die Auserwählten, nur den Philosophen stünde der Himmel offen. Vollends ist jenes Spiel mit Begriffen, die man trennt, verbindet, herauftreibt, herabläßt rc. so wenig sittlich als das Herumspringen des Knaben, oder noch weniger. Um etwas besser ist noch das Träumen, sey es im Schlafe oder im Wachen; immer aber eine Belustigung der Phantasie wie die Lustgelage der Jugend. Ganz anders der dichtende Geist, denn er lebt doch in einer Idee, welche er darstellt, und so auch der sich belehrende Geist, denn er lebt im Suchen der Wahrheit. Zwar giebt es nur Eine Wahrheit, und sie ist das Gemeingut der Geister, aber die Wege zu ihr werden sehr verschieden eingeschlagen. Der richtige ist nur der, welcher den Willen sie zu finden rein und fest und stark erhält. Gewöhnlich geht im Kopfe ein Durcheinander der Gedanken und Einfälle vor, am meisten in der Jugendzeit, und auch der strengste Philosoph ist nicht ganz von einem Hereinspielen der störenden oder zerstreuenden oder entkräftenden Gedankenspiele frei; der vernünftigere wird sich jedoch hierin beständig in Zucht nehmen. Alle Geistesthätigkeit bedarf einer Weihe der Kraft. So strengt sie

sich an im Denken, so wird das Gedächtniß ein dankbares, so werden die Gaukelbilder von der Seele entfernt, so wird der Geschmack gereinigt, das Gemüth erhoben, der Geist verklärt, der ganze innere Mensch versittlicht. Das alles ist wahr, und läßt sich begreifen, so äußerte sich schließlich der junge Philosoph — aber wie begreifen wir den ersten Grund, aus welchem sich diese Denkthätigkeit bestimmt, oder vielmehr aus welchem der Geist sich frei selbst dazu antreibt und darin erhält? Es ist doch immer ein Erfassenwollen des Wahren. Was nun bestimmt den Willen dazu?

Der Theologe fand das in dem Worte Gottes, das vorerst in dem Gewissen spricht, aber zu jener reineren Quelle alles Wahren und Gutzn hintreibt; er fand es in der Liebe zum Licht, welche dann das Licht von Oben empfängt; nur in der Wirkung des heiligen Geistes in dem ganzen inneren Leben des Menschen, so denn auch in seiner Denkthätigkeit fand er den Urgrund des wahrhaft Sittlichen.

Am wenigsten konnte sich noch der voreilige Politiker in diesen Gedankengang finden; er meinte, das mache sich alles von selbst, wenn man nur den Menschen in seine Freiheit setzte. Von dieser hatte er jedoch jetzt einen besseren Begriff; er war so ziemlich von jener äußeren auf die innere zurückgekommen, und hatte auch nunmehr das Unsittliche und Unvernünftige in jenem demagogischen Treiben eingesehen. Der Unterschied einer idealisirten Menschenwelt von der wirklichen lag ihm warnend vor, und die gelegenheitlichen Belehrungen des Oheims über den rechten Nutzen der Ideale, und wie die wahre Theorie sich ganz mit der Praxis vereinige, hatten ihn tiefer über das bürgerliche Leben nachdenken lassen, als daß er noch jenem Schwindelgeiste huldigen konnte.

Ueberhaupt waren die drei jungen Leute während dieser Unterhaltungen zu der Einsicht gelangt, wie die Sittlichkeit weit mehr sey, als das, was man so gewöhnlich Moralität nennt, und daß sie so wenig wie diese sich mit der bloßen Rechtlichkeit und Rechtschaffenheit begnüge, sondern auch in

jener Gesinnung bestehe, welche alles innere und äußere Seyn durchdringt, und als Tugendkraft sich fortwährend dem Urbilde anzunähern strebt, hierin aber das Leben des Einzelnen ganz in das Reich der Liebe erhebe. Sie hatten erkannt, wie es die Lebensaufgabe eines jeden Menschen seyn müsse, daß er seine besondere Bestimmung, die ihm Gott zugleich in dem Gesammtleben und in seiner Persönlichkeit angewiesen, erfülle, und hierin auf seiner Lebensbahn fortschreite. So hatten sie nunmehr einen deutlichen und umfassenden Begriff von dem sittlichen Leben gewonnen.

Damit war denn auch jedem von ihnen das klar geworden, was er von Kindheit auf im Herzen getragen; nunmehr hatten sie sich reiner von dem überzeugt, was ihnen die göttliche Stimme in ihrem Gewissen sagte, und was bisher noch zu sehr durch ihre selbstischen Meinungen theils verdunkelt, theils irre geleitet war. Darum entließ sie nun der Oheim zu ihrer Studienstadt mit erhöheter Hoffnung. Denn er sah schon die Knospen von jener höheren Lebensblüte, als die ist, die sie Anfangs dem Jünglingsalter als die höchste hatten zueignen wollen, sich in ihrem Geiste entfalten, der jetzt schon weiter in die christliche Erkenntniß eingeweiht war.

Der Abschiedstag war da. Der Oheim begleitete die lieben Gäste bis auf die Anhöhe, wo die Landschaft in den ersten Strahlen der Sonne offen vor ihnen lag. Ein herrlicher Morgen. Hier in der Nähe überschattete der frischbelaubte Wald, dort hinaus erweiterte sich das Thal bis in die Ferne, und auf den grünen Saatfeldern weilte gerne der Blick, dann wurde er von dem Fluß, der sich durchhinzog, bis nach der blauen Bergkette getragen, als wollte er noch jenseits schauen, aber da erhub er sich zum heitern Himmel, und kehrte dann wehmüthig zu den Freunden zurück.

„Hier scheiden wir, sagte der Oheim, aber wir trennen uns nicht. Es waren schöne Frühlingstage, die uns Gott

gewährte. Da seht Ihr, wie die Natur noch in ihrer Jugendfülle uns umgiebt; wenn Ihr wiederkommt, dann sind die Früchte der Felder geerndet, und dann bietet noch der Baum und Weinstock seine köstlichen Gaben dar, aber auch durch den Winter geht das Leben zum neuen Frühling hindurch. Lebt wohl, meine Söhne! Auf frohes Wiedersehen!"

Zweite Abtheilung.

Das christliche Leben.



Ein gedeihlicher Sommer hatte Früchte und auch noch Blumen in Fülle dem Herbste zugeführt, und der liebliche September forderte zu Reisen auf, wie sie der Freundschaft willkommen waren. Unser Geheimerath erwartete jetzt seine Frühlingsgäste wieder.

Die Neffen mit ihrem Freunde konnten ihre Herbstferien nicht erwünschter zubringen, als auf diesem Landsitze. Nun wurde derselbe auch wiederum zu einem Musensitze, wozu er in dem Anfange der schönen Jahreszeit geweihet worden; denn eine glückliche Fügung führte unerwartet auch die alten Freunde wieder hierher. Der Abbé hatte mit jenem Scheiden eine Sehnsucht nach einer Wallfahrt zu dieser ihm heilig gewordenen Stätte seines alten Freundes gefühlt; und nun mußte grade Sir James um diese Zeit auf den Continent in einem Geschäfte gerufen werden, das ihm erlaubte, einige Wochen bei seinem ihm noch theurer gewordenen deutschen Freunde zuzubringen. Wie er nun auch da den Freund aus Frankreich wiederfand, so war ihre Freude jugendlich laut. „Das hat uns Gott noch hienieden vergönnt!" sagte der Geheimerath, — „und, setzte der Abbé hinzu, wir waren nur auf eine Zeit lang verreist — so wird es uns dort seyn, wo man keinen Abschied mehr nimmt." „Jetzt aber, sagte der britische Freund, haben wir noch hienieden unsere Aufgabe zu lösen, und unsere Versammlung war ja blos vertagt; wir müssen unsere Unterhaltung von dem Mai her fortsetzen."

„Wohl denn, schloß der Vorsitzer, hier sind weder Tories noch Whigs, hier werden auch keine Reden der Eitelkeit gehalten, wir streiten auch nicht rechthaberisch und zankend, sondern einer für die Erkenntniß des andern, wir sind ja Christen, und unser Lebenswort ist: „Wahrheit in Liebe!"

Den jungen Freunden konnte nichts angenehmer seyn. Sie äußerten sich dankbar, jeder auf seine Art; der Philosoph mit der Freude darüber, daß sogleich das Wort Wahrheit in eben jenem tiefen Sinne an den Hauptgegenstand erinnert habe, der Politiker mit dem Wunsche, noch weiter die Anwendung jener ethischen Grundsätze auf die gesellschaftlichen Verhältnisse zu hören, und der Theologe mit der Bitte, die Betrachtung nun da fortzusetzen, wohin sie geführt, über das Heiligste der Menschheit, über die Blüte des Lebens im Christenthum.

„So sey es! erklärte der Hausherr, die Tage sind schön zum Spazierengehen, die Abende lange genug zur Unterhaltung bei der Lampe. An Erfrischungen aus meinem Garten soll es auch nicht fehlen; Obst, Trauben — alles selbst gepflanzt; und hier diese Pfirsiche, die Erstlinge einer köstlichen Art, bietet Euch der Besitzer zum orientalischen und ein Glas alten Rheinwein zum deutschen Willkommen dar. Unsere Geistesmittheilungen sind durch alte Freundschaft geweiht."

„Wohl denn, erwiederte der Abbé, dazu komme ich eben recht in meinem Frankreich gestimmt, denn da ist ein frommer Geist eben jetzt im Erwachen." — „Meint Ihr, fiel ihm Sir James in die Rede, daß ich es weniger sey, indem ich aus meinem England mit frohen Hoffnungen komme?" —

1.

Die Kirche.

So wurde denn der nächste Abend dem französischen Freunde überlassen. Nachdem man den folgenden Tag jene geheiligte Stätte besucht, und von dem Geheimenrath den Bericht über die bereits in ein erfreuliches Leben getretene Stiftung an derselben Stelle, wo sie beschlossen worden, vernommen hatte, nahm die Gesellschaft ihre Sitze an der Tafelrunde grade so, wie im Frühlinge ein. Der Abbé ließ seinem Vortrage die Bitte vorausgehen, ihn da unbedenklich zu unterbrechen, wo man etwas unmittelbar zu berichtigen fände, denn sein Herz sey voll, und er rede vielleicht zu lange von seinem Vaterlande.

„Denn, glaubt nur, Freunde, auch die Franzosen haben ein Gemüth für das Christenthum. Die Natur ihres Geistes, der gern im Witz glänzt, und die Weise ihrer Geselligkeit, die sich in einem scheinbaren Urtheilen gefällt, um nur den Kreis der Gebildeten d. i. der Leute von Welt, zu beleben, und daß ich noch weiter zurückgehe, jenes gepriesene goldne Zeitalter unserer Literatur hat allerdings schon seit mehreren Generationen die religiösen Gefühle niedergehalten, auch hat die Revolutionszeit sie vollends überwältigt, aber doch keineswegs ausgetilgt. Kein Voltaire hat vermocht, die Glaubenskraft ganz zu überwältigen, Fenelon und Pascal stärken sie noch fort-

während, und auch der gelehrte Bossuet wirkt durch die Festigkeit seiner Grundsätze selbst bei denen nach, die nicht so ganz seinen Kirchenglauben billigen; warum sonst fänden die romantisch-kirchlichen Darstellungen eines epischen Chateaubriant, trotz aller Kritik in den wechselnden Farben so allgemeinen Beifall, und noch allgemeineren die Herzensergießungen des frommen Lyrikers Lamartine's? Vergönnt es einem von seiner Religion und seinem Vaterlande erfüllten Franzosen, noch weiter bei seinen Freunden sein Herz reden zu lassen, um die bessere Seite seiner Nation nicht verdunkeln zu lassen von jenen Gräueln des religiösen Fanatismus, wie sie unsere Geschichte in der Bartholomäusnacht aufgezeichnet hat, oder des politischen, wie in der Septembrisirung, u. dgl. — erlaßt mir das; ich fühle mit bei weitem dem größten Theile meiner ehemaligen und jetzigen Landsleute das vielleicht noch schmerzlicher als das Ausland. Aber erinnern will ich doch daran, daß da, wo Fanatismus ausbricht, ein tieferes Gefühl zum Grunde liegt, das in solche Art von Wahnsinn, in solche contagiöse Krankheit ausschlug. Das religiöse Gefühl war immer in dieser lebhaften Nation in warmer Bewegung vorhanden. Das sehen wir auch in der Ritterzeit des Mittelalters, und so wird es auch in den Schilderungen der Kreuzzüge geprießen. Es zeigte sich schon bei der Einführung des Christenthums unter den Galliern und unter den Franken. Im zweiten Jahrhundert hatte Lugdunum einen Irenäus, und bald waren auch manche andere Städte, Massilia, Burdegala u. s. w. der Sitz christlicher Studien, während diese im Orient abnahmen. Dann fanden die Benedictiner, dieser damals so thätige Verein für die christliche Ländercultur, in unserm Lande von Tours und Metz, und noch weithin umher, den günstigsten Boden ihrer ersten Zeit.*) Endlich erreichten die theologischen Studien des Mittelalters zu Paris ihren

*) Ausführlich ist alles dieses in des Verf.: Geschichte der Erziehung, 2. B. S. 93 u. 109 ff. (2te Aufl.) zu finden.

Höhepunct, und diese Universität wurde die Mutter von jenen großartigen Bildungsanstalten, deren Ihr Deutsche Euch vorzugsweise erfreuen könnt; immer ist es Ehre für die Stammutter, daß sie in ihren Enkelinnen übertroffen worden. — Hat es sich also nicht durch alle Zeiten bewiesen, daß meiner Nation ein heiliger Fond christlicher Frömmigkeit angeboren ist? Tadelt mich nicht, Freunde, wenn ich mich zu viel in solches Lob ergieße: ach ich führe ja auch bittere Klage über die Abnahme und Verfälschung dieses herrlichen Gutes, welches überhaupt ein Volk besitzen kann! Dieses Unheil fühlen wir eben jetzt stärker, und wir sehen in diesem Bewußtwerden das neue Erwachen zum christlichen Leben.

Aber wie mag das Unheil gekommen seyn? Wie konnte die Frivolität todter Bücher solchen Einfluß in die Seelen gewinnen? Wie konnte sogar die Revolution sammt ihren Gräueln durch Schriftsteller herbei geführt werden? Wir wissen wohl, wie man sich Vieles auf diese Art zu erklären versucht, aber ich vermag es doch nicht so ganz, und diese Frage beschäftigt mich sehr seit einiger Zeit. Es muß noch etwas in der Nation selbst liegen, die christliche Religiosität kann einmal nirgends die Ursache von Unheil seyn: warum sie es aber nicht zu besiegen vermochte?" —

„Erlauben Sie mir, ehrwürdiger Herr, daß ich Sie eben hier unterbreche," fiel ihm Hugo in das Wort, „denn warum sollte nicht ein angehender evangelischer Theologe durch Offenheit einen solchen Christen in der Person eines katholischen Geistlichen ehren? Meine kirchengeschichtlichen Studien haben mit der Liebe zu Ihrer Nation, die mir schon im Frühjahr dieser ihr edler Repräsentant in unsern Unterhaltungen belebt, einen Gedanken in mir erzeugt, den ich hier ohne Rückhalt aussprechen darf: das Unheil für Frankreich liegt darin, daß es die Reformation nicht angenommen. Sie fand dort Eingang, nicht wenige Gemüther neigten sich ihr zu, auch mochte die Gallicanische Kirche doch nie dem Papste so ganz huldigen, sie näherte sich weit mehr im Kirchlichen ihren Nachbarn gegen Norden, als jenen auf der südlichen

Halbinsel; der Freiheitssinn der französischen Nation war nie geeignet um Geistesfesseln zu ertragen, und eben so wenig ihre Beweglichkeit, um sich lange bei dem Hergebrachten festhalten zu lassen. Da mußten denn wohl Zeiten kommen, wo ihre Lebhaftigkeit gewaltige Reactionen versuchte, ja in fanatische Flammen ausbrach. Das alles scheint mir klar vorzuliegen, und eben so klar, daß die Einführung der Kirchenfreiheit in der Reformation diesem Unheil zuvorgekommen wäre. Da konnte ein recht lebendiges Christenthum zu schöner Gestalt grade in dieser Nation erwachsen. Die französische Sprache drückt einige Tugendzüge in dem Nationalcharakter fast unübersetzbar aus, wenn mit diesen die Grundsätze der „**Réformés**“ sich vereinigt hätten, so konnte das nur zu einer hohen Vollkommenheit dienen. An der Stelle des Parteihasses hätte sich nur die Bruderliebe ernährt, und statt der Blutscenen hätte man einen nirgends getrübten Frohsinn gesehen.“

„Mein junger Freund, erwiederte hierauf der Abbé, ich gebe Ihnen nicht ganz unrecht, ich versichere Sie sogar, daß der Gedanke, den Sie da aussprachen, mancher frommen Seele im älteren wie im neueren Frankreich nicht so ganz unverträglich mit ihrem Katholicismus vorgekommen. In neuester Zeit ist er nur leider in unglückselige Bewegungen ausgeschlagen. Die Bigoterie sammt den sogenannten Missionären, so wie der St. Simonismus und die mancherlei Freiheitsapostel im Priestergewande sind traurige Zerrbilder einer verrückten Sehnsucht, welche schon längst eine Richtung zum evangelischen Christenthum bedurft hätte, das auch in der katholischen Kirche leben sollte. Aber ich kann Ihnen auch nicht ganz recht geben. Denn vorerst läßt es sich bezweifeln, ob im Anfange der Reformation wirklich ein beträchtlicher Theil der französischen Nation sich derselben zugeneigt hätte. Ihr beweglicher Charakter spricht sich ja gerne alsogleich und lebhaft aus; sie wäre gegen die Deutsche gewiß nicht zurückgeblieben, hätte ihr diese Umgestaltung der Kirche wirklich zugesagt. Es kommt aber auch weiter in Betracht, daß die

Lebensentwicklung der einen Nation von der jeder andern immer sehr verschieden ist, verschieden in der Zeit und verschieden in der Art. Da liegen höhere Gesetze zum Grunde, als daß uns der Blick auf irgend ein, wenn auch großes, einzelnes Moment zu einem richtigen Urtheile leiten könnte. So durchgreifend uns auch das einzelne Heilmittel erscheinen mag, so ist seine Wirksamkeit doch erst durch eine Menge anderer Einwirkungen bedingt. — Doch lassen Sie mich erst später Ihnen völlig antworten; vielleicht führt schon das, was ich eben im Begriffe bin, weiter vorzutragen, zu einer mehr genügenden Antwort."

Eine ehrerbietige Verbeugung des jungen Theologen enthielt die Bitte um diesen weiteren Vortrag; und so fuhr denn der Redner seiner Kirche fort:

„Unbezweifelt ist doch das größte Wort, welches die Geschichte auf unserer Erde gesprochen, seit sie mit dem Schöpfungswort angefangen, die christliche Religion; oder um besser in christlicher Bestimmtheit zu reden, die Menschwerdung des Sohnes Gottes. Denn niemand kann es läugnen, daß durch sie in der Welt alles anders geworden, völlig anders. In jedem Volke, welches diese Religion in sich aufgenommen, entstand eine neue Lebensansicht, eine mächtige Sittenveränderung, ein gründliches Besserwerden. Als Beweis fällt sogleich in die Augen, daß die Ehe, die Kindererziehung, die Achtung der Person erst recht durch das Christenthum eingetreten; aber tiefer betrachtet, finden wir auch, daß das häusliche und bürgerliche Leben in jeder Beziehung durch das kirchliche höher gestellt worden. Wir rühmen damit nicht zu viel von der christlichen Religion; keine kann das von sich rühmen, und außer ihr hat es kein Weiser, kein Gesetzgeber so weit gebracht. Dann aber würden wir zu viel rühmen, wenn wir das als vollendet angeben wollten, das nur erst durch sie eingeführt ist, denn der große Bau ist noch lange nicht weit genug vorgerückt.

Ich darf übrigens diese Freunde an das erinnern, was ich vorigen Frühling hier aus Montesquieu mittheilte.*)

Die Wirksamkeit einer Religion beschränkt sich aber nicht auf ein Individuum, sie verbindet vielmehr die Gemüther, treibt zur Mittheilung, und wird erst durch die Gemeinschaft vollkommen. Da verschmilzt denn Aeußeres und Inneres zusammen, und da gestaltet sich aus dem, was sich in ihren Bekennern bewegt, die Religionsgemeinschaft. So ist die Kirche von Anfang entstanden. Sie war schon in der Person des heiligen Stifters herniedergestiegen, an die Stelle der alten, das neue Jerusalem; von diesem Kreise aus erweiterte sie sich in seine Jünger, und von diesen immer weiter zu Hunderten, zu Tausenden, bis sie ganze Völker umfaßte und dermalen über den Erdball hin einige hundert Millionen, etwa den vierten Theil der jetzt Lebenden, als ihre Bekenner besitzt. So steht die christliche Religion als Kirche da, und so mußte sie von Anfang erbaut werden zu einem Tempel, der das Allerheiligste allen Menschen eröffnet.

Die Kirche ist ein herrliches Gebäude, aber nur wenn Christus in derselben wohnt, denn nur Er mit den Seinigen ist die Kirche, sie aber sind die Seinigen, wenn sie in ihm leben und er sein Leben in ihnen auf der Erde wie im Himmel als das Haupt fortsetzt. Ohne das wäre die Kirche kein Tempel; sie steht nur darum äußerlich da, weil das himmlische Leben sie durchwaltet. Dieses ist ihr Zweck. Ist nun die christliche Religion die Heilsanstalt für die Menschenwelt, wie sie es denn ist, so ist es auch die Kirche, weil sie nur in diesem Leibe als der Geist leben kann. Gleichwie aber jeder Mensch seinen eigenen Leib, und überhaupt seine individualisirte Natur hat, und gleichwie jedes Volk von dem andern durch seine Besonderheiten unterschieden ist, dabei jedoch Alle in dem Gemeinsamen der Gestalt und der Natur sich zusammen finden, als die Vernunftwesen auf der Erde: so ist auch eine Verschiedenheit der Religionen, nicht nur in

*) S. oben S. 50.

ihrem Cultus als Volkssitte, sondern auch in der Religiosität als Gesinnung nothwendig in der Natur begründet, ja so wie sich die Religion wirklich in die Gemüther eingelassen, so mußte sie sich auch in jedem individualisiren. Misverstehen Sie mich nicht. Ich sage nichts anderes, als was wir Alle wissen: die christliche Kirche ist die allgemeine und Eine, aber sie faßt eine Mannigfaltigkeit der Zungen in sich, wovon ich dort die Begebenheit am Pfingstfest als das Symbol ansehe, und sie spricht sich darum auch in mannigfaltigen Weisen aus, jede in ihrem eignen Hymnus. So sollten die Nationalkirchen neben einander stehen, friedlich, freundlich, auch vereinigt in dem Hymnus zum Preise Jesu Christi, ihres gemeinsamen Oberhirten und Herrn. Aber nach demselben Gesetze müssen auch die Formen in der Zeit sich verändern, vielleicht wie die Sprachen fortschreitend in ihrer Bildung, so daß wir Worte wie „altfränkisch, mittelalterlich," nicht eben zur Verachtung der vergangenen Gestaltungen gebrauchen sollten, sondern nur zur Unterscheidung der jetzt weiter entwickelten Formen, welche das bleibende Wesen in höherer Bildung der Humanität darstellen sollten."

„Aber wie, Herr Abbé? — unterbrach ihn hier der junge Philosoph — fast gehen Sie da weiter als wir Protestanten. Sie haben ganz nach unserer Idee, ja ganz aus unserm Herzen, von der Herrlichkeit der christlichen Kirche gesprochen, und soweit können den Preisgesang die Katholiken und die Protestanten allerdings gemeinsam anstimmen, aber wenn Sie alle die Formen neben einander, ja sogar die Veränderungen derselben nach einander gelten lassen, wo bleibt denn da, ich will nicht einmal sagen die „alleinseligmachende Kirche," sondern überhaupt eine Kirche? Damit wird ihr ja alles Stabile genommen, und sie wäre dann etwas so Mobiles, daß der unablässig fließende Strom, der bald stille dahin schleicht, bald reißend fortrauscht, wohl auch einmal über Felsen stürzt, aber keine Welle auch nur einen Moment festhält, noch nicht einmal ein genügendes Bild für dieses allaugenblickliche Anderswerden wäre; nur das aufge-

regte Spiel der Phantasie gäbe dann ein Bild für die Bewegung im geistigen Leben, wenn nichts Festhaltendes dasteht. So etwas wollen Sie doch gewiß nicht, darin begreife ich also noch nicht Ihre Idee. Ihre Hindeutungen auf das Leben der Menschheit, welches die christliche Kirche in den Völkern erhebt, lassen mich wohl etwas vermuthen, das die Sache zu unserer gemeinsamen Befriedigung erklärt. Denn Sie haben recht, und darin müssen Ihnen alle fromme Herzen und unparteiische Geschichtskundige zustimmen, daß die Familien und die Staaten erst durch die Kirche zu ihrem rechten Bewußtseyn gekommen, und in der Annäherung zu ihrer Idee begriffen sind. Auch die Wissenschaft hat in der christlichen Kirche ihre Adlersflügel erhalten; nicht nur die Geschichte der Philosophie, sondern auch der Naturkunde legt das vor Augen."

Da fiel ihm der junge Politiker in die Rede: „Aber Ihr nennt ja doch Euern Platon den Fürsten der Philosophen, wie könnt Ihr noch einen höhern Schwung zum Lichte in der Philosophie annehmen. Auch sagt Ihr ja selbst immer, wie die Denkmäler in Aegypten, in manchen Ländern Asiens, und ich weiß nicht wo alle sonst, von einer höheren Stufe der Wissenschaften Kunde gäben, als vielleicht die jetzige sey. Ueberdas ist das ein übereilter Schluß, wenn Ihr die Fortschritte, welche die Humanität in den Zeiten und unter den Völkern des Christenthums gewonnen hat, darum auch dieser Religion als ihre Wirkung zuschreibt. Höchstens folgt, daß sie Antheil daran hat, aber auch das noch nicht so entschieden, denn wer weiß, ob die Fortschritte nicht viel rascher erfolgt wären, ohne jenen Einfluß? Ja man könnte an Fesseln denken, welche durch die Kirche dem menschlichen Geist angelegt worden; wir erinnern uns in diesem Augenblick Alle an einen Galilei. Meine Meinung ist das nun grade nicht, vielmehr glaube auch ich an die Kraft, die in der christlichen Religion der Menschheit jenen Schwung gegeben hat, um sich so vorzüglich zu entwickeln, nur finde

ich das nicht so bewiesen, und vermisse auch die Blicke auf die Kunst" —

„Lieben Freunde, erinnerte der Vorsitzer, die Gegenstände verwickeln sich, und der Vortrag ist noch nicht beendigt; hören wir diesen erst vollständig. Erwünscht ruft er diesen Gedankendrang hervor, und um so aufmerksamer sind wir auf das, was mein ehrwürdiger Freund, der von der Einheit und Festigkeit der Kirche so überzeugt ist, über die verschiedenen Gestaltungen derselben weiter sagen wird."

„Eben davon war ich im Begriffe weiter zu sprechen, fuhr nun der Abbé fort, indessen kamen mir diese Zwischenreden nicht ungelegen; vielleicht begegne ich nun desto eher den Bedenklichkeiten unserer jungen Freunde. Vor allem bitte ich den Begriff der Gestaltung und Veränderung nicht weiter auszudehnen, als man ihn von dem Heranwachsen und Ausbilden eines Menschen gebraucht. Die Natur hat auch den Nationen, den Sprachen, den Sitten ihren Bildungsgang angewiesen, so daß man an keine Verwandlungen denken darf. Am wenigsten ist die Kirche ein Proteus. Sie hat zwar eine Umwandlung in die Menschheit gebracht, welche immer weiter gehen wird, aber diese ist vielmehr eine Zurückführung zu der ursprünglichen Menschheit, zu ihrer Gesundheit und wahren Lebenskraft. Das Heilmittel verwandelt nicht den Kranken, gießt ihm auch nicht eine neue Natur ein, und giebt ihm nicht eine andere Gestalt, gleichwohl verändert es ihn, bringt ihn aber ganz zu sich selbst, und läßt ihn kräftig aufblühen. So ist die Kirche die allgemeine Heilanstalt gegen das allgemeine menschliche Verderben, und sie strömt noch dazu die neue Kraft ein, wie durch eine innere Schöpfung, wodurch das Ebenbild Gottes, also der reine Mensch wiederhergestellt wird. Allerdings eine Umschaffung, wenn man die Erhebung der höheren Natur über die niedere, ihre Wiedereinsetzung in ihre ursprünglichen Rechte so nennen will; diese ist allerdings das Werk des Geistes in dem Christen. Aber damit hat denn auch die christliche Religion so wie die Kirche ihren festen

unwandelbaren Bestand. Dieses ihr Wesen darf sich nicht verändern, und — es wird sich auch nicht verändern. Hierin wird sie ewig bestehen, als die Eine und Wahre, als die evangelisch=apostolische, in ihrer Allgemeinheit als katholische und zugleich protestantische. Ihr denkt vielleicht: „ja das ist die Kirche in ihrer Idealität! aber wo ist diese in der Wirklichkeit zu finden? und in welcher Gestalt könnte sie je realisirt dastehen!" Hört mich, liebe Freunde, nur unbefangen weiter an, mit demselben Zutrauen sowohl zu meiner Vorliebe für meine als zur Bruderliebe für Eure Kirche."

Die Gesellschaft nickte ihm zu, mit gespannter Erwartung. Der Abbé fuhr fort:

„Daß allen Menschen solle geholfen werden, daß allen die Erkenntniß der Wahrheit offen stehen möge, das sagt der Ausspruch des göttlichen Wortes, und dahin muß die Kirche erwachsen. Sie ist der Tempel von Gott erbaut für alle Völker der Erde, so daß alle, die hineintreten, zugleich an der Vollendung dieses Baues arbeiten helfen. Auch diejenigen, die noch nicht eingetreten sind, schauen wenigstens auf diesen Tempel hin, und das nicht ohne eine stille Sehnsucht. Gewiß empfangen sie auch Manches zu ihrer vorläufigen Verbesserung aus diesem Heiligthume, denn schon Jahrhunderte hindurch wird der Erdball von dieser Sonne umstrahlt. Es ist Ein Welterlöser, es ist Ein Opfer für die Sünden der Welt, welches er in seiner Person dargebracht hat, und es ist Ein Geist der Heiligung, welcher in seiner Kirche fortwirkt, um die Menschen zu Kindern unsers himmlischen Vaters umzubilden. Das ist das Glaubensbekenntniß, in welchem Alle sich vereinigen, die sich mit vollem Rechte Christen nennen wollen, und mit wahrem Bekenntnisse der Kirche angehören. Wohl gestehe ich Euch zu, daß in der genaueren Bestimmung dieser Puncte von der Sündhaftigkeit und Versöhnung, von der Rechtfertigung und Heiligung unsere beiden Kirchen ihre verschiedenen Theorieen haben, die aber gewiß weniger in dem Leben selbst, worauf doch beide

halten, als in den dogmatischen Lehrbüchern, aus einander gehen.

Jesus Christus gestern und heute und derselbe in Ewigkeit — das ist eben jenes Bekenntniß kurz gefaßt, in welchem sich alle vereinigen, welche die Kirche Christi als die Ihrigen anerkennen muß. Dieser Glaube giebt auch der Kirche ihre Gestalt, welche sie von allen andern Religionsgesellschaften unterscheidet, und so wie das Vernunftwesen auf der Erde nur in der Menschengestalt erscheinen konnte, so giebt jenes Grundwesen der Kirche ihr auch die bleibende Grundform. Nur ist sie als ein Geistesleben in ihrem Werden und Wachsen begriffen, und nirgends ist ihre Gestaltung vollendet. Wir müssen uns gegenseitig zugestehen, daß jede unserer beiden Kirchen noch manche Mängel auszubessern, vielleicht gar hier und da ein Grundübel auszutilgen, und Hemmnisse aus dem Wege zu schaffen hat. Auch die Kirche in ihrer Wirklichkeit — Ihr sehet, Freunde, daß ich sie nicht blos in ihrer Idee nehme, — bekennt ächtchristlich: „nicht daß ich schon vollkommen wäre," und so sucht sie heranzuwachsen in der Vereinigung mit ihrem Oberhaupte zu der nur in ihm erscheinenden Herrlichkeit. Darum finde ich auch die protestantische Kirche nicht im Widerspruche mit der katholischen, wenn nur jene mit Ernst gegen alles Unchristliche protestirt, und diese ihren Eifer auf die Verbreitung der christlichen Gesinnungen verwendet, überhaupt wenn jede nur recht in dem Geiste des Christenthums lebt. Offen gestanden, ich halte nichts von der Proselytenmacherei, auch halte ich den Gewinn, den die katholische Kirche durch Vermehrung ihrer Bekenner zu ziehen meint, mehr für scheinbar. Nicht die Menge der Münzen, sondern ihr Gehalt bestimmt den Werth der Summe. Auch sehe ich in den Vorschlägen zur Vereinigung beider mehr einen gutmüthigen Wunsch, als einen ausführbaren Gedanken, wenn man anders nicht damit verlangt, daß eine Kirche in die andere übertreten solle. Nein, vielmehr in dem Fortbestehen dieser beiden Hauptformen neben einander sehe ich den besseren Weg zu dem großen Ziele: Eine Heerde un-

ter einem Hirten. Dieses Fortbestehen ist nämlich nach den vorgelegten Grundsätzen als Fortentwicklung zu betrachten, und wir verlangten als Bedingung, daß in jeder das christliche Lebensprincip herrsche, und das innere Wesen sich in ihr ausbilde. Hierzu eben ist jeder die Nachbarschaft der andern zuträglich, wie etwa zwei studirenden Freunden die gegenseitige Mittheilung und freundliche Nacheiferung. So nur nähern sie sich einander wesentlich an, und so liegt im entfernteren Ziele auch die äußere Einheit.

Die Nationalitäten und die Zeiten haben zwar eine Menge kleinerer Kirchenformen oder Secten hervorgebracht, indessen sind auch wieder manche früher oder später verschwunden. Wie wenn ein Baum voller Saft und Trieb nach allen Seiten hin Zweige ansetzt, aber die krankhaften Auswüchse nicht ernährt, so daß sie absterben und er sich am Ende doch in eine schöne Krone ausbildet; und so ist es, als ob auch die herrliche Himmelspflanze, unterworfen den Gesetzen unseres Erdenlebens, sich nach allen Seiten hin bei ihrem Erwachsen versuchen wollte. Diejenigen Einzelnheiten, die sich als bleibend gezeigt, beweisen, daß sie irgend etwas aus der Kernkraft entwickeln, nur aber in einseitigem Triebe. Das Wahre darin wird bleiben und der Kirche zu statten kommen, das Schlechte wird abdorren und der gesunde Zweig mit den Andern zur Einheit erwachsen. So denke ich mir die Geschichte der Kirche in der Zukunft, und ihre weitere Heranbildung. Die menschliche Natur bringt es nun einmal nicht anders mit sich; sie entstellt auch das Göttlichste, das sich in sie herabläßt, immer durch Auswüchse, indessen wird sie auf diesem Umwege doch zum Ziele geführt, und das Schlechte wird allmälig abgestreift. So erkläre ich mir das Widrige, welches die Kirche in aller Art hat erfahren müssen und noch erfahren muß: es dient zur allseitigen Entfaltung des Guten, und zum endlichen Siege, wie des Geistes über das Fleisch, so der Kirche in ihrer Reinheit und Wahrheit über alles äußere und innere Verderben. Denn wir wissen ja, daß überhaupt die Vorsehung in der Geschichte

waltet, und auch das Unheil so hinausführt, daß am Ende Alles zum Besten dienen muß; und so sehen wir in der Regierung der Kirche das Urbild der Weltregierung, und vertrauen darauf, daß selbst aus den Wirren, die uns widersinnig erscheinen, neue Siege der Kirche hervorgehen, und sie sich in allen diesen Kämpfen nur reinigen, am Ende auch verherrlichen muß. Unsere Sache ist es nur, daß jeder zu diesem Ziele seiner Kirche in ihrer gesetzlichen Form mitwirke. Der Herr der Welt selbst ist es, der mit seiner Weisheit in seiner Kirche regiert, und wenn die Menschen bald fördernd bald störend in sein Werk eingreifen, so treten dagegen diejenigen ganz in seine Wirksamkeit ein, welche in seinem Namen wirken, sich also nur durch seinen Willen und Geist leiten lassen.

Die Römische Kirche möge immer ihren Charakter des Festhaltens behaupten, aber sie halte nur an dem wahren Grunde und dem Lebensgeiste fest, und schließe sich nicht gegen Verbesserungen ab. Sie erklärt ja nicht eben die Pracht der Peterskirche zu Rom, oder die des Doms zu Mailand, oder die majestätischen Tempel, die man gothische nennt, in Deutschland, Spanien, Frankreich, England u. s. w. für ausschließliche Muster. Auch hat sie an der Geistes- und Gemüthsbildung, welche von der Wiederherstellung der Wissenschaften und des Evangeliums ausgegangen, einen Früchte tragenden Antheil genommen, ohne ihre Treue gegen sich selbst verletzt zu haben, und so kann und wird sie fortfahren, von der fortschreitenden Bildung in sich aufnehmen, um das christliche Leben in ihrem Innern und ihre Gestalt nach außen hin nur reiner auszubilden, indem sie doch in ihrem Grundbestand unerschütterlich bleibt. An ihrer wahren Festigkeit wird sie eben durch diese ihre Fortbildung gewinnen, und somit besonders dadurch, daß sie auch die Bewegung, welche von der protestantischen Kirche ausgeht, dazu benutzt, um aus sich selbst das auszustoßen, was noch ihre Würde etwa entstellt.

Eure Kirche, meine christlichen Freunde, ist zu einer

fortgesetzten Bewegung bestimmt, und sie hat hierbei im Reiche unsers Herrn die Aufgabe, gegen alles Unheilige in derselben zu wachen. Der Apostel, an welchen Ihr Euch gerne zunächst haltet, warnt Euch selbst, daß Ihr Euch nicht sollt durch jeden Wind der Lehre hin und her wiegen lassen, sondern daß aus dem Geiste, der in dem Glauben an den Herrn wirkt, das Leben müsse beständig erregt, erfrischt, geheiligt werden. Darum ist es Eurer Kirche Noth, daß sie zum Festhalten erinnert werde, durch die Schwesterkirche, die neben ihr feststeht, — erinnert zum Festhalten im Evangelium, im Glauben, in der Liebe, bei dem Gotteswort, und sich an keine Art von Menschenwort hinzugeben; wie es ja auch ihre Bekenntnißschriften sagen. Bleibt sie diesem ihrem Grundcharakter getreu, so wird ihr regeres Geistesleben zu einem lichteren Christenleben. Tieferes Eindringen in die heilbringende Wahrheit, und gesegnetes Mittheilen derselben, wird sie dann der Idee, welcher sie zustrebt, näher bringen, als bisher alles das mistrauische Polemisiren nach Außen und das dogmatische im Innern.

So werden die beiden Kirchen zu der Verwirklichung ihrer gemeinsamen Idee hinstreben, und ihr Leben neben einander wird nichts anders seyn, als der Antagonismus im Pulsiren des Herzens zum Gesammtleben. So soll der ganze Körper, dessen Haupt Christus ist, heranwachsen zu der Vollkommenheit, in welcher die Menschheit in ihrer höchsten Blüte erscheint. Hier fanden unsere jungen Freunde Manches zum weitern Nachdenken.

Mein Vorgreifen hierin würde auch nur langweilen, auch haben wir noch wohl die Bemerkungen unsers edlen Reisenden im Gedächtniß*); aber noch muß ich Ihre Aufmerksamkeit für den Hauptpunct, von welchem wir abgekommen sind, in Anspruch nehmen. Die Kirche soll als der Baum des Lebens in dem Zeitenverlauf ihre Zweige entfal-

---

*) S. oben S. 39. ff.

ten, als Einheit in der Mannigfaltigkeit. Sie will in den Gemüthern der Christen leben. Nun aber ist alles Leben ein individuelles und das geistige ein persönliches. So will Christus in jedem Christen sich gestalten, so denn auch in jeder Nation, und in jedem Zeitalter. Daher sind die verschiednen Gestaltungen auch in der Kirche nothwendig, denn das Aeussere entspricht dem Innern. Anders mußte sie sich darstellen in Spanien, anders in Frankreich, anders in Britannien, anders in Deutschland rc., und überhaupt anders im Abendland als im Morgenland, und wir dürfen diese Verschiedenheiten nicht als einen Widerspruch mit der Kirche, sondern vielmehr als ein Zeugniß für ihr Leben ansehen. Rollen wir uns nun das Buch ihrer Geschichte auf, so wird uns auch der Wechsel der Dinge in ihr weniger stören; ja wären uns die tieferen Blicke in den Zusammenhang bis an das Ende vergönnt, so würden wir im Lichte erkennen, warum das alles so kommen mußte. Was wäre es denn geworden, wenn kein Constantin der Große, wenn kein Nicäisches Concilium geredet —, wenn kein Gregorius der Große den Cultus erhoben —, wenn kein Benedictus seinen Mönchsorden gestiftet hätte? Wohl mögen wir in allem diesem Manches tadeln, auch mitunter meinen, das innere Leben hätte sich freier und schöner ohne alle diese gesetzlichen Anordnungen entwickelt: aber wir dürfen nicht vergessen, daß zu jeder Zeit sich eine äußere Gestalt bilden mußte, und daß sich mit jeder auch nothwendig ihre Schranken bildeten. Mit Recht trifft die Uebermacht des Papstes, wie sie ein Gregorius VII. und ein Innocentius III. zu ihrem Gipfel erhoben, der allgemeine Unwille, gleichwohl war auch sie ein Moment in der Entwicklung zum Besseren, wie auf der andern Seite die Mystiker, die Waldenser es waren, wie es die Pariser Universität im Mittelalter war, wie auch am Ende desselben die Reformation es war, und wie für die Folgezeit das Tridentinische Concilium, die Bekenntnißschriften, die theologischen Streitigkeiten, die mancherlei Versuche in den Kirchenverfassungen ein fortwährender Entwicklungsproceß sind, worin

es nicht an krankhaften Zuständen fehlen konnte, welche aber die Nachwelt als den Weg erkennen wird, der zur Verherrlichung der Kirche führte.*)

Haltet den Katholiken oder Protestanten, der also urtheilt, darum nicht für einen Indifferentisten. Er kann mit der vollesten Liebe und Anhänglichkeit an seine Kirche so urtheilen, und er wird auch überzeugt seyn, daß die christliche Frömmigkeit nicht gedeihen kann, ohne irgend einer Kirchengemeinschaft anzugehören; dabei wird er jedoch auch Manchen, die aus einer Kirche in die andere übertreten, ein achtungswerthes individuelles Bedürfniß zugestehen. Auch werden ihn die Mängel seiner Kirche, die er gerne in das Auge faßt, nicht kaltblütig gegen dieselbe machen, vielmehr zu einem wärmern Eifer auffordern, sie verbessern zu helfen. Aber er wird in dem Bewußtseyn der menschlichen Unvollkommenheiten seinen Blick auf das Ganze werfen, und in allen diesen Formen den Grundtypus gewahren, der nach und nach hindurchbricht. Er wird darum zwar manche dieser Formen schlechter, manche besser finden, aber in keiner den Grundtrieb verkennen, dem man nicht mit Gewalt, sondern mit sanftem Einfluß zum Aufkommen helfen muß.

Man ist wohl geneigt, an der Weltgeschichte rückwärts verbessern zu wollen, denn man denkt: wäre jenes anders gewesen, so wäre dieses anders geworden, und so wäre alles besser gegangen. Allein ist das etwas anders als ein Gedankenspiel? Was erfolgt ist, mußte so in dem Gange der Dinge erfolgen, und so war es der Wille der ewigen Weisheit. Diese beten wir auch in dem Culturgange der Völker an. Sie fügte es, daß jener Hauptzweig der Kirche, welcher in der Reformation erwuchs, sich in Deutschland, England und den andern nordischen Nationen germanischer Verwandtschaft ausbreitete, während sich in Frankreich und den süd-

*) Das beweiset auch die Geschichte der Erziehung, wie aus dem ganzen 2ten B. von der des Verf. zu ersehen ist.

licheren Ländern der frühere Zweig reiner gestaltete. Die Nachwelt wird es erkennen, warum es so kommen mußte, wir aber müssen, vorwärts schauend, dahin arbeiten in dem Reiche Gottes, daß sie besser in demselben lebe, als die Jetztwelt.

Denn daß dieses Reich zu uns komme, ist ja unser tägliches Gebet, welches doch nichts anders sagt, als daß jenes höhere Leben, das der Welt in dem Christenthum aufgeht, in unser und aller Menschen Leben tiefer und weiter eindringen möge. Dieses ist das Bleibende unter allen Veränderungen der Kirche, der Geist, welcher durch ihre verschiedenen Formen hindurch leuchtet oder schimmert. Und darum werden fort und fort alle Zungen bekennen müssen, daß Jesus Christus der Herr sey. Wie Er sagt, so wird es geschehen. Alle Pflanzen, die der Vater nicht gepflanzt hat, werden im Verlaufe der Zeiten vertilgt, aber seine Kirche wird festgewurzelt stehen, und auch die Macht des Abgrunds wird sie nicht verschlingen. — Seht, Freunde, das ist mein Christenglaube, der in der Betrachtung der Kirchengeschichte, auch in der unserer Zeit, täglich nur an Festigkeit gewinnt."

Hiermit schloß der Abbé seinen Vortrag. Die Zuhörer hatten sich selbst an dem Feuer erwärmt, womit er sein offenherziges und frommes Bekenntniß ausgesprochen, und am Schluß sagte ihr Herz Amen, ihr Wort ihm Dank. „Da sehen wir ja in einem lebendigen Beispiele, sagte der Vorsitzer, wie sich der Geist des Christenthums auch in der Kirche ausspricht."

Zwar nicht alle Bedenklichkeiten waren gelöst; der eine hatte noch dieses, der andere noch jenes zu fragen oder zu erinnern. Das geschah denn auch noch in den Unterhaltungen zwischen den jungen Freunden. Hugo traute nicht ganz dem Katholicismus des Abbé, denn er begriff nicht, wie ein strenger Katholik so viel zugestehen könne. Alwin wollte dagegen ein verstecktes Hinüberziehen zur alleinseligmachenden

Kirche darin finden, doch unterdrückte ihnen alsbald der rein bewährte Charakter dieses Greisen jeden Argwohn. Der Philosoph wünschte Erläuterung über das Verhältniß der Idealität der Kirche zu ihrer Realität, denn er fand, daß jene zwar richtig gefaßt sey, daß aber damit noch nicht klar sey, wie sie in dem Staate bestehe, und in der Volkssitte lebe.

II.

Der Staat und die Kirche.

Der folgende Abend war grade günstig, um traulich in dem Zimmer zusammen zu sitzen, und so wurde der Vortrag, zu welchem sich der britische Freund erböten, mit ungestörtem Verlangen angehört.

„Als ich nach den Reisejahren wieder auf meine Insel zurück kam, war grade die Frage über gewisse Verhältnisse der Staatsregierung zur Landeskirche in lebhafter Bewegung. Das hatte ich schon länger her vorausgesehen, und da ich der hohen Kirche meines Vaterlandes mit voller Liebe angehöre, so hoffte ich jetzt Erfüllung jener billigen Wünsche, welche sich mir in dem Auslande verstärkt hatten, eine Erfüllung, die mir nun in der Heimath als hochwichtig und als ganz an der Zeit zu seyn schien. Darum spreche ich auch jetzt gerne darüber zu meinen ausländischen Freunden.

Früher kam mir manchmal ein ähnlicher Gedanke über die Reformation, wie ihn vorhin unser junger Theologe in Betreff Frankreichs äußerte, daß nämlich ihre Einführung in England dem Protestantismus mehr Freiheit hätte gewähren, und nicht soviel von der Römischen Form in dem Cultus und für den Klerus hätte beibehalten sollen. Unsere Kirche ist eine bischöfliche, unsere Bischöfe sind die reichsten unter allen Nationen, ja das Besitzthum unserer Geistlichkeit übersteigt

weit die Gesammtsumme, welche die andern christlichen Kirchenvereine auf dem ganzen Erdballe für ihre Kleriker besitzen. Das ist doch ein augenfälliges Misverhältniß! Noch stärker fällt es auf, wenn man das verwahrlosete Volk sieht, das sogar an dem ersten Unterricht fast allgemeinen Mangel leidet, und wenn man die Schwierigkeiten nicht zu beseitigen weiß, welche der Errichtung von Volksschulen entgegen stehen. Ich beziehe mich auf das, was ich darüber den lieben Freunden aus einem unserer politischen Schriftsteller bei unserer vorigen Zusammenkunft mitgetheilt.*) Auch sind Klerus und Laien zu sehr getrennt, indem jener vorzugsweise die Kirche repräsentirt, das Volk aber weniger Rechte in derselben besitzt, als nach den Grundsätzen der evangelischen Freiheit verlangt wird, weshalb die Schottische Kirche die presbyterianische Form, wie sie zu der Apostel Zeiten bestand, zu ihrem Typus gewählt hat.

Die Augsburgische Confession hat den Deutschen dadurch großen Vortheil gewährt, daß sie den Begriff der Kirche höher gefaßt hat; denn nach demselben machen die Geistlichen sammt dem Volke die Kirche aus,**) und das Kirchengut gehört somit auch dem Volke, d. i. der ganzen Gesammtheit der Kirchenglieder, nicht blos dem Klerus für die kirchlichen Zwecke an. Dadurch wurden die protestantischen Kirchenverfassungen in Deutschland, wie auch übrigens ihre Gestalt seyn mochte, berechtigt, von dem Kirchenvermögen jeden Gebrauch zu machen, den sie für das Leben in der Kirche förderlich fanden. Vornehmlich sind das die Bildungsanstalten. Und so entstanden Universitäten, Gelehrtenschulen, und was die Hauptsache ist, ein festbegründetes und wohlgedeihendes Volksschulwesen; übrigens dann auch alle die milden Stiftungen, wie sie in den protestantischen Kirchen in Deutschland vorhanden sind. Da findet gar keine Widerrede

*) Oben S. 56 ff.

**) Augsb. Conf. Art. 7. u. 8. — „die Kirche ist die Versammlung aller Gläubigen &c."

statt, denn es ist da keine Expropriation nöthig. Anders ist es bei uns, wo das meiste Kirchengut dem Klerus so zugetheilt ist, daß nur Er darüber verfügen kann, und man also ein Princip aufstellen müßte, welches jedes rechtlich bestehende Besitzthum gewaltsam wegzunehmen erlaubte, sobald man es besser verwenden könnte. Wie könnte man aber den Grundsatz, daß der Zweck das Mittel heilige, adoptiren? und wie dürften wir ihn vollends bis dahin ausdehnen, daß man dem Reichen sein Geld nähme, um es unter die Armen auszutheilen? Darum sehe ich nicht, wie jener Rechtsstreit ausgeglichen werden solle, und Gewaltstreiche können wir doch nicht wollen. Der Britte hält zu fest bei dem Gesetze, die Rechte sind ihm zu heilig, als daß auch selbst ein Whig jenem Princip huldigen könne. Gegen den Radicalismus liegt uns überhaupt der Conservatismus zu sehr in unserer Natur.

Gleichwohl wird die Nothwendigkeit einer Reform gefühlt; auch die Tories müssen eine Verbesserung in dem Volksunterricht, die von der Kirche ausgehen sollte, und eine besser vertheilte, auch gegen die armen Vicars gerechtere Verwendung der Kircheneinkünfte wünschen. Ich vertraue auch hierin der Vorsehung, und möchte keinem Einschreiten gegen die Kirche von Seiten des Staates zustimmen. Ja ich hoffe zu der Kirche, daß sie selbst den Wünschen des Volkes hierin entgegen komme, und in den fortgeschrittenen Einsichten auch ihren Willen erklären werde, das christliche Leben durch die ihr zu Gebot stehenden großen Mittel zu fördern. Wie? wenn nun die Bischöfe aus eigner Bewegung einen Theil ihres reichen Einkommens zu dem erwünschten Zweck hingäben? Welches glänzende Ereigniß wäre das! und wie herrlich würde da nicht der Geist unserer Kirche durch die bisher beschränkende Form hindurchstrahlen! Das wäre so recht eine Reform von innen heraus. Ich gebe diese Hoffnung nicht auf. Dieselbe Geistlichkeit, welche ihre Rechte wider jeden Eingriff behauptet, wird vielleicht freiwillig manche Rechte hingeben, wie der Reiche von seinem Gelde sich auch

nicht einen Pfennig nehmen läßt, während er ungezählte Pfunde für wohlthätige Zwecke opfert. Großmuth ist ein Nationalzug der Engländer, und die christliche Denkart ist in nicht wenigen Geistlichen unserer Kirche wirksam.

Volksschulen sind uns Noth; das wird allgemein anerkannt. Der Staat aber könnte sie nur soweit errichten, als durchaus nichts Kirchliches sich einmischte, weil sonst die verschiedenen Religionsparteien, die doch immer mit einem gewissen Mistrauen auf einander hinsehen, nicht einwilligen würden. Nicht einmal von einem Unterricht in der Moral könnte die Rede seyn, denn wie läßt sie sich so ganz von der Religion trennen! am wenigsten gewiß in den Kinderherzen. Fließt aber nur etwas von Religion ein, so ist auch das Kirchliche nicht ganz davon zu trennen, und so würde auch deßhalb schon nicht einmal der Unterricht in einer allgemeinen Sittenlehre gerne in der Volksschule gesehen werden. Wie kann aber überhaupt eine Jugend-, eine Volksbildung ohne Religion gedeihen! Ist es ja doch für allen Unterricht in der Schule nothwendig, daß er zugleich das Herz anspreche, und religiöse Gesinnungen erwecke, wo es irgend die Gelegenheit vergönnt, und ist doch derjenige Lehrer vorzuziehen, der in seiner Lehrgeschicklichkeit von der Wärme des Christenthums durchdrungen wird. Bekanntlich haben sich im Parlament Stimmen sogar gegen den Volksunterricht erhoben. Sie wenden gegen denselben ein, daß er zwar klüger mache, aber damit auch der Unsittlichkeit mehr Gewandtheit und Mittel gebe; weit entfernt, daß er das Verderben in dem Volke vermindere, vermehre er es nur, und bringe also nur Unheil. Wir hörten diese Meinung mit großem Unwillen an, ob wir sie gleich nicht so durchaus unrichtig finden. Denn ein Volksunterricht, der sich von dem Sittlichen trennt, ist allerdings gefährlich, und wenn die Aufklärung des Verstandes nicht beständig von der Versittlichung des Herzens begleitet wird, so wird sie bei dem menschlichen Verderben leicht ein Mittel zu Verbrechen und Vergehen. Wer die Chemie gelernt hat, kann unbemerkter

vergiften, wer die Hände geübt hat, kann es zu mancher bösartigen Geschicklichkeit bringen, die Kenntnisse in der Mathematik können erfinderisch bis zu Höllenmaschinen machen, selbst das Lesen kann der groben Sinnenlust, das Schreiben den Fälschungen dienen, und überhaupt die entwickelte Verständigkeit zur List und Bosheit verleiten. Doch ich wollte nur an das erinnern, was wir schon früher über den Einfluß der Religion auf die Jugendbildung und die Sittlichkeit des Volks bedacht haben, und wie zu wünschen ist, daß der, welcher Macht in den Händen hat, zugleich Menschenliebe in dem Herzen habe. Der Irrthum in jener Gegenrede liegt nur in dem unvollständigen Begriff der Volksschule. Denn sie ist für den erziehenden Unterricht der Volksjugend bestimmt, und dieser führt zu einer Humanität, welche mehr Sicherheit gewährt, als jene, die man an manchem rohen Volke lobt.

Die Gesetze zügeln wohl das Aeußere, aber auch das vermögen sie an sich nie kräftig genug, wenn sie sich nicht auf die Gewissen der Menschen verlassen können.*) Außerdem wird ihr Zwang nur als Tyrannei gefühlt, gegen welche sich Widerspenstigkeit und Tücke im Stillen aufmacht. Darum kann kein Staat lange bestehen, wenn er nicht auf die Gewissenhaftigkeit, d. h. auf die Religion des Volks rechnen kann, und darum lobe ich die Verfassung meines Vaterlandes, worin sich der Staat mit der Kirche enge verbunden hat, weit vor der, die meine Nationalgenossen in den Nordamerikanischen Freistaaten beliebt haben, wo Staat und Kirche einander gar nichts angehen, außer daß die Kirchenvereine, wie jede erlaubte Societät in seinem Schutze stehen. Keineswegs läugne ich die Fesseln, welche durch jenen Verband zunächst dem kirchlichen Leben angelegt sind, allein auch sie lassen sich vermindern, und im Ganzen ist die Grundlage so, daß vielleicht grade in diesem Lande von der Kirche recht gut die bürgerliche Verbesserung ausgehen kann.

*) Man beziehe das Folgende auf oben S. 79 ff.

Auch hierauf möchte ich hoffen. Hat doch schon vor dem Mittelalter die christliche Religion dort eine so warme Aufnahme gefunden, und durch sie eine Cultur begonnen, welche durch Männer, wie unser Winfried war, auf den Continent sich verpflanzte. In jenem überseeischen Freistaat wirkt noch die Religion der Groß- und Urgroßeltern nach: was wird es aber in den weiteren Generationen werden? Wenn ein solcher Staat untergeht, so wird der unsrige noch blühen.

Daß der Staat keine Religion haben dürfe, ist ein blendender Grundsatz. Auch gefällt er manchem christlichen Kirchenvereine, der sich dabei völliger Freiheit versichert hält, und in sich selbst seinen festen Bestand fühlt. Wer aber nicht blos die einzelnen Religionsgemeinschaften (Denominations) im Auge hat, sondern die Religiosität des ganzen Volks, muß eine Garantie wünschen, welche ihn auch davon versichert, daß keine Religionsgemeinschaft im Staate bestehe, die nicht wirklich den Namen verdiene, und die nicht Gottesfurcht, Gesetzlichkeit, gute Sitte und Sittlichkeit lehre, wie auch davon, daß jeder Einwohner sich zu irgend einer dieser Gemeinschaften halte, damit sich der Staat an sein Gewissen halten kann. Denn was ist ein Mensch in der Gesellschaft ohne Gewissen? Wer möchte mit ihm unter einem Dache schlafen, einen abgelegenen Pfad wandeln, ein Geschäft mit ihm machen? Wie könnte also die Gesammtheit, welche sich gegenseitig ihr Wort zur gemeinsamen Sicherheit gegeben hat, einen Gewissenlosen als ihr Mitglied ansehen, ohne sich selbst und ihn zu belügen? Doch ich will nicht zu viel sagen, nicht etwa einen Zwang verlangen, daß jeder, der im Staate lebt, genöthigt sey, sich zu einer Religionspartei zu halten, wodurch ja die Lüge nur noch ärger werden könnte, sondern daß bei solchen, die keiner dieser bestehenden Parteien angehören, der Staat doch von ihrer Gewissenhaftigkeit, d. h. von ihrer inneren Religiosität versichert seyn müsse. Nur so viel im Allgemeinen, denn die Schwierigkeiten und Maßregeln, welche hier weiter in Betracht kämen, sind nicht die Aufgabe unserer Unter-

haltung, für welche ich nur auf dem Grundsatz beharren muß, daß kein Staat ohne Religion bestehen kann.

Denn was wollten wir an ihre Stelle setzen? Das Recht? Wohl, aber es soll geltend seyn, dazu bedarf es einer Macht. Woher nun diese? Ihr meint, das Recht habe sie in sich selbst. Darauf haben wir nichts weiter zu antworten, als nur an die Kenntniß des Menschen und der Menschengeschichte zu verweisen. Da bleibt aber vielleicht noch die Meinung, daß sich doch endlich einmal ein Rechtsstand ausmitteln lasse, worin sich alle Menschen, auch die Egoisten, wohl befänden, nur zeige ihn bisher die Geschichte noch nirgends verwirklicht. Da meinen denn unsere Freiheitsmänner weiter, es liege blos an der Gleichheit, diese habe man auch in keinem der alten Freistaaten gehörig eingeführt, und das sey erst den jetzigen Fortschritten vorbehalten. Darauf antworten wir dann wiederum durch ein Verweisen auf die menschliche Natur und auch auf die Geschichten unserer Zeit. Ueberdas erinnern wir daran, daß bei jener Macht, die dem Rechte in einer wo möglich solchen Verfassung zugetraut wird, welche schon durch den Egoismus unterstützt werde, noch eine Bedingung übersehen ist, die doch nicht fehlen dürfte, das ist die Klugheit. Es müßte da doch vorbehalten werden, daß es in einem solchen Staate keine Narren und Thoren, keine Toll- und Schwindelköpfe, keine abnormen Naturen, keine zügellosen Gemüther gebe.

Die Macht muß also dem Rechte, dem äußeren, anderswoher kommen. Woher? fragen wir, und Ihr antwortet: von dem Gesammtrechte des Volks, von der Volks-Souveränetät. Nun wohl; wir können das mit nur vier Buchstaben ausdrücken: vom Volke. Aber habt Ihr denn auch bedacht, was diese vier Buchstaben sagen? „Das Volk, das Volk — wer ist das Volk?" fragt Lessings Nathan der Weise; und so fragen wir auch, ohne hierzu mehr Weisheit als den gesunden Menschenverstand zu bedürfen. Dieser sieht sehr gut ein, daß das Volk in der Idee ein anderes

ist, als das Volk in der Wirklichkeit, welches Ihr irgend auch nennen möget. Auf große Zeugnisse aus der neuesten Geschichte werdet Ihr Euch eben nicht berufen. Meint Ihr im Ernst das Volk in der Wirklichkeit? Irgend ein kleines, irgend ein großes? irgend ein rohes, irgend ein aufgeklärtes? irgend eine wahre Nation oder irgend eine Sammlung von mehreren zu einem Verband? Nun, dann müßt Ihr die Macht in der Gesammtheit suchen. Das sind denn vorerst die Repräsentanten, gefällt aber ihre Meinung nicht, so ist es die sogenannte öffentliche Meinung, diese aber ist in den Blättern durch die Preßfreiheit ausgesprochen — versteht sich, so lange sie gefällt, und wem gefällt? Dort ist ein Haufe, der die Presse sammt der ganzen Buchdruckerei zerstört, und er nennt sich das Volk; oder Presse und Setzer sammt den Letterkasten und dem Schreiber sind selbst toll geworden, und der Haufe führt sie im Triumph gegen die Andersgesinnten. Gesetzt aber, es würde nicht in Druckschriften gesucht, so gienge die Appellation der Unzufriednen an Volksversammlungen. Da strömt es denn von allen Seiten am bestimmten Tage heran, eine furchtbare Masse von Tausenden; welches Schreien, welches Toben, ein ruhiges Wort kann kaum einen Hörer finden, am Ende wird ein Beschluß der wilden Leidenschaft gefaßt, von diesem Volke! das ist Eure Volks-Souveränetät, die Ihr weder den Menschen noch die Geschichte kennt. War es nicht auch so im Deutschen Bauernkriege? Hat nicht England, hat nicht Frankreich, haben nicht kleinere Länder solche wilde Scenen aufgezeigt? und giebt es nicht immer noch Erscheinungen der Art?

Das Volk in der Idee soll es also seyn, was dem Rechte die Macht gewährt. Wo ist aber dieses Volk zu finden? Sehr leicht ist es zu finden. Geht nur in eine Platonische Republik; den Weg dahin findet Ihr in den Köpfen, er führt durch poetisch-philosophische Gänge, wie man sie in den Lustgärten den Berg hinauf Schlangenwege nennt. Wollt Ihr aber in dem alltäglichen Leben so etwas suchen,

so kommt Ihr am Ende zu der Versammlung der Weisen, oder vielmehr derjenigen, welche sich nicht für weise halten, sondern durch Berathung das suchen, was zum Besten des Volkes, wie es ist, durch Gesetze und ihre Verwaltung geschehen möge, daß es allmälig ein Volk werde, wie es seyn soll. Das ist das Volk in der Idee.

Solche Regierung ist eine weise. Wollen wir eine solche, so wird weiter nach der Macht gefragt, welche in derselben das Recht ins Leben setzt. Da diese Macht nicht von außen kommen kann, wie wir uns vor Augen gelegt haben, so muß sie eine innere seyn. Wir setzen also unsere Frage fort: welche innere? und erhalten etwa zuerst die Antwort: das innere Recht giebt dem äußeren seine Lebenskraft. Diese Antwort könnte genügen, wenn sie nur die Erklärung hinzufügte, was denn mit dem innern Rechte gemeint sey. Aber nur Gott macht die Herzen gewiß.*) Wird nun das unter dem inneren Rechte verstanden, worauf eben dieses Wort hinweiset, die Gewissenhaftigkeit, und in dieser die Gottesfurcht, so sind wir an dem rechten Punct angelangt; die letztere Antwort hat uns dahin geführt.

Indessen möchte es damit doch noch nicht ganz so gemeint seyn. Man denkt vielleicht immer noch an irgend eine andere Garantie, welche für die Erhaltung des Rechts gefordert werde. Der eine setzt sie in die repräsentative Verfassung, der andere geht noch weiter und verlangt eine förmliche Republik, der dritte gar eine reine Demokratie, der vierte will in der Preßfreiheit das Geheimniß einer solchen Garantie gefunden haben. Die Kurzsichtigen! Sie sehen nicht, daß sie damit die Antwort nur umgangen haben, denn alles dieses, was ihre Weisheit vorschlägt, bedarf ja selbst immer wieder der Garantie, und diese wieder einer weiteren, und so ins Unendliche, wie wenn ein Blick in den

*) Vgl. oben S. 31 ff. — Uebrigens hat der Verf. in s. Ethik (3te Aufl.) diese Lehren in ihrem wissenschaftlichen Zusammenhange dargestellt.

leeren Himmelsräumen einen Ruhepunct suchen wollte. Diese Macht wäre nämlich doch keine innere, sondern immer nur jene äußere, und wir sind wieder im Kreislaufe des Begriffespiels da angelangt, wo wir waren, am Nichts. Wäre dazu noch eine weitere Erläuterung nöthig, so würden wir noch Manches fragen, z. B. „was ist denn Eure Republik für ein Ding?" und da würde sich bald dieses Kreiselspiel zeigen als das, was es ist.

Soll das Recht in der Gesellschaft bestehen, so bedarf es also einer wirklich vorhandenen inneren Macht. Diese nun ist eine höhere, als alle die Ichheiten einzeln und in ihrer Gesammtheit gewähren; es ist die, welcher sich jeder Mensch nach seiner höheren Natur untergeben fühlt, unter welcher jeder in seiner Vernunft sich erkennt, jene innere Macht, die ihm ein Sollen vorhält, und welcher er sein Wollen untergiebt, es ist die Macht des Gewissens, in welcher er die Stimme des unsichtbaren Gesetzgebers und Richters vernimmt. Das ist die heilige Macht, die in dem Rechte waltet, und allein im Stande ist, die Rechte zu gewährleisten. Sie wird aber erst dem eine heilige Macht, der ein höchstes Wesen in derselben vernimmt, das sein Gott ist, und so wie sie es ihm wird durch seine Religion, so wird durch sie ihm nun auch weiter die äußere Macht geheiligt, welche zur Erhaltung und Verwaltung der Rechte dient. Also heiligt die Religion den Staat.

Ob wir diese Himmelskraft jeder Religion zuerkennen dürfen, überlassen wir der historischen Völkerkunde, und erinnern nur daran, daß in ethisch-politischer Bedeutung wenigstens ein großer Unterschied unter den Religionen erscheint. Wir würden unter keinem Fetischismus, wie etwa in dem Staate von Madagascar, bürgerlich leben wollen; auch nicht unter dem Lamaismus, auch nicht unter einer Braminenherrschaft, oder unter der Staatsreligion von China, wenn wir zu wählen hätten, und wenn wir zwischen der Muhammedanischen, oder Mosaischen, oder Christlichen eine für unsere civilisirten Staaten erwählen sollten, so würde die Wahl

augenblicklich getroffen seyn. Wir leben, Gott sey Dank, schon in ihr; sie ist die Religion der Wahrheit und Liebe, sie schließt den Tempel der Anbetung Gottes im Geiste und in der Wahrheit allen Völkern der Erde auf, und sie schließt auch die Herzen auf zur gegenseitigen Bruderliebe unter allen Menschenkindern. Sie heiligt die obrigkeitliche Ordnung als Gottesordnung, sie heiligt das äußere Recht durch das innere, sie schärft die Gewissenhaftigkeit, sie ruft alle Tugenden für das gesellige Leben hervor, und sie macht wahrhaft frei und froh. Von christlichen Völkern ist Aufklärung, Bildung, Gesittung, Wohlstand auch auf diejenigen Völker übergegangen, die nur irgend in Berührung mit ihnen gekommen; so groß ist die heiligende Macht dieses Sonnenlichts, daß es auch schon durch die Dämmerung hindurch Leben hervorruft. Diese ihre Macht in den Herzen leuchtet in jedem christlichen Staate besonders auch darin hervor, daß in demselben die Gesetze mittelst der obrigkeitlichen Ordnung, und die rechten Bürgertugenden wahrhaft leben und wirken. Ein christlicher Staat ist ein ruhiger, friedlicher, wohlstehender Staat, ein Abbild des Himmels, eine unbesiegbare Sicherung gegen Ruhestörer. Wenn man jetzt das Schreien junger Leute vernimmt, in das sich selbst die heisern Stimmen mancher Alten einmischen: „mit der christlichen Religion ist es aus, ihre Zeit ist vorbei, sie hemmt nur die Freiheit der Fortschritte — weg mit ihr!" — so möchte man mit dem Erlöser beten: „Vater vergieb ihnen, sie wissen nicht was sie thun"; obgleich diejenigen wohl wissen, was sie wollen, die mit dem Plane einer allgemeinen Umwälzung umgehen. Denn es ist ganz folgerichtig in dem Plane des jungen Europa, zu welcher Verschwörung sich leider auch ein junges Deutschland gesellt hat, die Grundfeste des Staatenwohls, die christliche Religion zu untergraben, damit sie untergehe — wie die Ungläubigen wähnen! Mit ihr wollen sie die ganze Vergangenheit in den Abgrund stoßen, damit die neue organische Epoche beginne und" —

Alwin fuhr hier auf, und stellte sich mit glühendem

Angesicht vor die Männer hin, daß eben seine beiden Freunde ihn zurückhalten wollten. „Nein, Freunde, rief er mit aufschwellender Brust, haltet mich nicht zurück, ich will — ich muß ein Bekenntniß vor diesen Ehrenmännern thun. Dieser Vortrag hat mich tief ergriffen, er hat mich zur Erkenntniß gebracht. Ich bin nicht mehr Republikaner! Es ist mir wie Schuppen von den Augen gefallen. Was sich seit vorigem Frühling in mir bewegte, was ich schon früher in den politischen Clubs ahnete, das liegt mir jetzt hell und klar vor. Jetzt verstehe ich, worauf Aeußerungen mancher Leute hindeuteten, als sie so entfernter Weise von einem giovine Italia sprachen — und schon halb war ich in ihren dämonischen Stricken — Väter, Brüder, verzeiht dem verirrten Jüngling! — Hier gelobe ich Euch feierlich, diesem Beginnen zu entsagen; ja ich würde es laut, und hätte ich das Schicksal jenes verfehmten Lessings zu fürchten, das ich nicht zu fürchten habe, denn Gott hat mich noch bewahrt, daß ich nicht in die Verbindung eingetreten bin. Aber ich gelobe Euch und mir selbst, das Recht und die Wahrheit zu lieben, der obrigkeitlichen Ordnung treu zu bleiben, ihre heilige Macht zu ehren, als Christ vor Gott zu wandeln, und meiner Väter würdig zu werden, auch wo ich kann, verirrte Jünglinge zu warnen — ja, ich will es!

Die drei Alten erhuben sich von ihren Sitzen, und wie aus einem Herzenszuge schlugen sie ein in die Rechte des Jünglings, mit den Worten: „braver, junger Mann, Du hast ein Wort der edlen Ritterschaft gesprochen! Wir wünschen Dir Glück!" Der Oheim drückte ihn an sein Herz, und die drei jungen Freunde schlossen sich in die Arme zum Bunde für ein Gott geheiligtes Leben.

„So, liebe Jugend, steigt bei Dir das Leben in seine Blüte;" — sagte der Oheim. „Ihr erinnert Euch doch, meine Söhne, an den Anfang unserer Unterhaltungen im Frühling. — Jetzt aber, nach dieser feierlichen Unterbrechung werden wir um so aufmerksamer den weiteren Vortrag unsers weltkun-

digen, christlichen Freundes hören. Setzen wir uns also, und bitten ihn fortzufahren.

Sir James nahm alsobald das Wort wieder auf. „Der christliche Staat war es, wovon ich zuletzt sprach. Diese Idee könnte mich begeistern, aber ich will diese Begeisterung dieser würdigen Jugend überlassen, womit sie sich selbst das Bild malen wird, auf das ich nur hindeuten wollte. Versucht es, den Grundriß eines Staatsgebäudes zu entwerfen, das von seinem Fundamente herauf zu seinen Säulen bis zur Kuppel hinan unerschütterlich und herrlich dastehe, und Ihr werdet überall christliche Denkart verlangen; versucht es, die Begriffe über das, was zu dem freien und gesetzlichen Leben im Staate nothwendig ist, bis auf den Grund aufzuklären, und Ihr werdet damit immer tiefer in die christliche Religion eingewiesen werden; denkt Euch klar alle Erfordernisse in ihrer Vollständigkeit, und das Christenthum erscheint Euch mit einem Male, als der Geist wie alles reinmenschlichen, so auch des reinsten bürgerlichen Lebens, der es an nichts fehlen läßt, was zum Verwirklichen des hohen Ideals erfordert wird. Da sehen wir dann in dem christlichen Staate einen solchen, der nach jenem Worte selbst eines d'Alembert, das uns hier vorgetragen worden, sich zu einem dauerhaften bildet. Noch mehr, er steht als ein Muster da, welches auch alle nichtchristlichen anzieht, wie ja jetzt schon die muhammedanischen bemerken lassen; und auch für sie ist er ein Segen des Friedens und Wohlstandes, den sie dankbar erkennen.

Die Zeit wird kommen, wo man von allen Weltgegenden her zu der heiligen Stadt ziehen wird. Die Millionen der Erdenbewohner, von jeder Farbe, werden zu diesem Heile gelangen. Seit jener Uroffenbarung ist der Aufgang eines höhern Lichtes geahnet worden, und seitdem dieses wirklich aufgegangen, hat der heilige Zug begonnen. Wären nur die Vielen, welche schon länger her sich äußerlich zum Christenthume bekennen, auch wirklich Kinder des Lichts! aber ich sah manchen Hindu in seinem Schmerzensopfer, und man-

chen Moslem in seinem Gebete frömmer, als viele der sie verachtenden Christen, und solche sehe ich in dem Zuge ganzen Christenvölkern voranziehen. Unsere Missionäre erkennen das auch mehr und mehr an, und richten ihre Wirksamkeit mehr auf das innere Cristenthum; indessen überzeugen sie sich doch auch immer mehr, daß schon das Eintreten in die äußere Kirche einen unberechenbaren Werth habe, und die Entwilderung der Strecken, wo sich christliche Kolonien ansiedeln, besser als irgend ein anderes Mittel bewirke.

Unser Freund aus Frankreich hat uns einen großartigen Ueberblick gegeben, über die Einheit der Kirche in der Mannigfaltigkeit ihrer Entfaltungen. Diese Idee schwebte mir immer vor, und gab mir einigen Trost, wenn ich so alle die Völker in ihren Verirrungen sehen mußte. Das ist das Schicksal der Menschen, dachte ich, oder vielmehr: das ist der Fluch der Sünde! — aber dabei kann der Christ nicht stehen bleiben. Da fühlte ich gleichsam mit allen diesen Völkern das Bedürfniß der Heilsanstalt, da erkannte ich den Rathschluß der Gnade, da sah ich wie auf ein Feld der Todtengebeine hin, an die der Ruf der Auferstehung ergehen soll, und seitdem hat sich mir die Hoffnung, daß jedem Volke der Erde sein Lebensfrühling zur rechten Zeit kommen werde, durch manche Beobachtung zur Gewißheit verstärkt. Wo jetzt noch der Tod herrscht, da werden die Nachkommen in dem Lebenslichte wandeln. Die Kirche lebte schon von Anbeginn in der Menschen Sehnsucht, und auch in der Sternennacht des Heidenthums schimmerte ihr einiges Licht entgegen, noch ehe der Morgen graute. Der Allwissende sieht in diesem Werden der Menschheit die Vollendung der Heilsanstalt voraus, wozu alle diejenigen, welche das Glück haben schon in derselben zu leben, wirksam zu seyn berufen sind.

Das nun giebt dem christlichen Staate seine heilsame Wirksamkeit. Denn in ihm kann und soll das Christenthum zu seiner völligen Ausbildung für die menschliche Gesellschaft gelangen, und darum ist jeder Bürger in dem Reiche Gottes

nicht blos ein guter Bürger seines Staates im gewöhnlichen Sinne, sondern er ist es zugleich in dem höheren Streben, den Staat selbst seiner Idee näher zu bringen, welches vorerst dadurch geschieht, daß jeder in seinem Stande und Berufe gewissenhaft das Seinige thut, dann aber auch dadurch, daß wir alle bei einer christlichen Regierung festhalten. Wir kommen wieder auf das zurück, was ich vorhin gewiß aus aller Christen Herzen aussprach, wir können, wenn wir alles tief und weit genug betrachten, nur christliche Staaten wünschen, nicht als ob wir nur solche Bürger unter uns dulden sollten, die sich zum Christenthume bekennen, — ferne ist von dem wahren Christen solche Unduldsamkeit. Mögen nur immerhin Juden und Muhammedaner sich des freundlichsten Schutzes in den Ländern erfreuen, in welchen das Evangelium der Liebe verkündigt wird! und mögen sie da diese Liebe selbst in reichem Maaße zu ihrem Wohlstande erfahren! Nur wollen wir Christen nicht gerne von Bekennern einer andern Religion regiert seyn, so weit dieses von uns abhängt. Nichtchristliche Mitbürger mögen unter uns leben, und ihren Gottesdienst frei ausüben, sofern er nur dem Gemeinwesen und der Sittlichkeit nicht widerspricht, aber Christen sollen unsere obrigkeitlichen Personen seyn, und wer irgend an der Regierung Theil hat, soll auch an der Kirche Theil haben, welcher Form derselben er auch angehören mag. So verstehen wir den Grundsatz, daß der Staat eine Religion haben müsse, und zwar die christliche, wenn er auf das Beste bestehen soll.

Wer die Meinung noch hegt, daß eine allgemeine Religion zu einer kirchlichen Verbindung fähig sey, wird freilich unsern Grundsatz nicht unterschreiben, sondern vielmehr in der völligen Freistellung der Religionsgemeinschaften eine solche gleichsam darüber hinschwebende Allgemeinheit der Kirche erwarten. Aber so ist es nicht. Wie wir es auch hier schon mehrmals besprochen haben, ein kirchlicher Verein hat nur in einer historisch begründeten, bestimmten Religion Bestand und Leben, und unter allen hat hierzu die christliche

den nicht blos relativen Vorzug. Sie ist die wesentliche Religion, sie entspricht durchaus der Bestimmung des Menschen, und sie allein ist es auch, welche die Gewissens- und Religionsfreiheit jedermann zugesteht, sie allein ist die Religion der vollständigen Menschenliebe. Diejenigen also, welche z. B. die Juden bis dahin emancipiren wollen, daß sie Staatsämter erhalten können, oder auf irgend eine Weise als Staatsbürger in der Regierung mitwirken, wie etwa in ständischen Versammlungen, gehen von einem ganz andern Grundsatze aus, und wenn sie den ihrigen sich selbst bekennen würden, so wäre es kein anderer, als der, daß der Staat auch ohne Religion bestehen könne; die Idee eines christlichen Staates ist gar nicht in ihre Seele gekommen. Wir sehen aber in dieser Idee ein hohes Ziel der Menschheit, eine heilige Aufgabe der christlichen Religion, und wollen uns wenigstens nicht die Möglichkeit ihrer Verwirklichung abschneiden. Das würde aber in dem Augenblicke geschehen, als wir Juden — oder in Ostindien Muhammedanern oder Heiden, gleiche Rechte mit den Christen gäben, nach welchen sie in die Gesetzgebung und Verwaltung miteinwirkten. Mich wundert es, daß man da, wo über eine solche Emancipation verhandelt worden, diesen Gesichtspunct so ganz aus den Augen zu lassen pflegte. Wollen wir denn das unschätzbare Glück, welches unsern Europäischen Völkern die Vorsehung gewährt hat, das Glück, unter christlichen Regierungen zu leben, so wenig achten und ein Gut hingeben, das wir, einmal hingegeben, nicht wieder erlangen können? Zwar würde daraus nicht der Untergang des Christenthums selbst, auch nicht der Idee eines christlichen Staates erfolgen, denn nie wird dieser erfolgen, so widrige Umstände auch eine Unterdrückung auf Zeiten hin herbeiführen möchten: aber wir wollen doch auch jede Unterdrückung verhüten, und Gott bewahre uns, daß wir auf irgend eine Weise gar zu derselben beitrügen!

Wir verdammen keinen Nichtchristen, wir sehen kein Volk, das außer der Kirche lebt, darum als ein verworfenes

an. Alle umfassen wir mit der Liebe, die auch für sie thätig ist, Alle wollen wir mit dem sanftmüthigen Geiste behandeln, welchen die Apostel, wie der Herr selbst, uns in ihrem Beispiele vorzeigen, und für alle beten wir als für Brüder. Aber wir bleiben dabei, daß wie nur in dem Christenthum wie die Kirche, so mit ihr der Staat so besteht, wie ihn das Heil der Menschheit wünschen läßt. Darin findet Ihr das Verhältniß dieser beiden Vereine in dem Reiche Gottes zu einander, wie es weiter auszuführen ist, überlasse ich Euerm Nachdenken."

Hiermit schloß Sir James seinen Vortrag. Hugo hatte kaum den Schluß abwarten können, um über die Emancipation der Juden, welche der Redner zuletzt berührt hatte, sein Herz zu erleichtern. „Dieser Gegenstand, wie ich gestehen muß, macht mir seit einiger Zeit viel zu schaffen. Ich meine es viel strenger mit der christlichen Religion zugleich als Kirche nehmen zu müssen, als ich es in dem Vortrage unsers verehrten Lehrers vernommen. Denn auch das Wort ist in unserer Religion nothwendig. Das Wort der christlichen Kirche ist Gottes Wort, wir haben es zu bewahren und zu verkünden, und dürfen nicht willkührlich darin mäkeln und Concessionen machen. Dieses Wort spricht in dem Kirchenthume, und soll da sprechen. Wer es vernehmen kann, dem soll es nicht vorenthalten werden, wer es nicht in sich aufnehmen will, mag sehen, wie er es vor Gott und seinem Gewissen verantworte, wir aber dürfen es nicht als etwas Gleichgültiges wie viele oder wohl alle andern Dinge behandeln, wir Christen dürfen das nicht, und ein Staat, der von Christen regiert wird, darf es auf keine Weise zugeben, daß dieses Wort so behandelt werde. Nicht als ob ich im mindesten damit Unduldsamkeit gegen Nichtchristen verlangte, das sey ferne! wir gestehen ihnen vielmehr auch ihre Religionsübungen zu, aber wir wollen unser Heiliges nicht verläugnen, wir wollen die köstliche Perle, wogegen keine der andern Religionsgemeinschaften etwas Gleiches zu setzen hat, um keinen Preiß vermindern, welches doch immer mehr oder

weniger dadurch geschehen muß, daß wir die Kirche nicht in ihrem Ansehen gelten, in dem Staate herrschen, und diesen selbst durch sie zu einem christlichen erheben ließen. Wir können also weder Juden noch Moslems, noch irgend andere nichtchristliche Religionsverwandte in einen christlichen Staat anders aufnehmen, als unter der Bedingung, daß sie nicht gleiche Rechte mit unsern Religionsverwandten erhalten, namentlich keine Rechte, wodurch sie irgend in der Regierung mitwirken könnten. Darin sprach mir der Vortrag meine Ueberzeugung vollkommen aus, nicht aber vollkommen den Grund derselben, dieser ist das thätige Festhalten bei dem göttlichen Worte. — Aber eben hier tritt mir das entgegen, was ich bisher öfters hörte und las, und in meinem eignen Nachdenken mich beunruhigte.

Die christliche Religion ist die Religion der Liebe; nun aber ist es lieblos, andere von ihren Wohlthaten ausschließen zu wollen, und ein Bürger eines christlichen Staates zu seyn, ist doch eine große Wohlthat, und sie ist es ganz, wenn man alle Rechte eines solchen Bürgers besitzt: somit verbietet uns also die christliche Liebe, die Israeliten von den bürgerlichen und mit uns gleichen Rechten auszuschließen, und eben diese Liebe fordert uns schon von selbst auf, ihnen mit diesem Zugeständnisse zuvorzukommen. Noch mehr. Eine ganz besondere Wohlthat des Christenthums ist die Ausbildung der Humanität. Daß in derselben die Israeliten unter uns, seitdem ihnen mehr Rechte als vordem bewilligt worden, große Fortschritte gewonnen haben, liegt vor Augen, und daß sie noch größere gewinnen werden, wenn man sie mit uns in völlig gleiche Rechte setzt, ist ein nothwendiger Schluß. Wie sollten wir Christen ihnen diesen Beweis der Liebe versagen, der mehr auf sich hat, als Geld und Gut? Das dürfen wir nicht, und gleichwohl — auch jene Pflicht, die ihnen die Gleichheit der Rechte versagt, muß ich anerkennen! Seht Freunde, in dieser Collision kann ich immer noch nicht den Ausweg finden."

„Ich dächte doch, sagte der Philosoph. Du hast ihn ja

selbst darin schon gefunden, was Du von der Wirksamkeit der christlichen Religion sagst, wie sie sich grade auszeichnet. Sie ist eine Menschenliebe, wie sie in keiner andern Religion sich findet, und sie wirkt in einer Weisheit, wie sie sonst nirgends gelehrt wird. Ist denn nun aber das z. B. Mutterliebe, wenn die Mutter ihr Kind alles in die Hand oder in den Mund nehmen ließe, wornach es begehrt, oder ihm schon die Rechte des Erwachsenen einräumen wollte? Oder wäre das Vaterliebe, wenn der Vater seinen vierzehnjährigen Knaben emancipiren und in die vollen Rechte der Mündigkeit einsetzen wollte? Und wie hat der Erzieher, wie hat der Lehrer den Zögling zu behandeln?" —

„Aber, fiel ihm Hugo in die Rede, die Israeliten, die unter uns leben, sind doch wahrlich keine kleinen Kinder, sie sind doch nicht als Unmündige zu behandeln" —

„Du hast mich nur nicht ausreden lassen, und darum mußtest Du diese Vergleichung unschicklich, wo nicht gar lächerlich finden — aber ich wollte so eben hinzufügen, daß ich sie nur auf die verschiedenen Aeußerungen der Liebe beziehe. Denn wie sich anders äußert die wahre Liebe gegen das Kind als gegen den Erwachsenen, anders gegen den, der Bildung besitzt, und den, der sie nicht besitzt, so äußert sie sich auch anders gegen den National- und gegen den Glaubensgenossen als gegen den Fremden, verschieden gegen den Gast und gegen das Familienglied, und gleichwohl ist es dieselbe Liebe. Ja, erweiset sie sich denn nicht auch in Vertheidigung des Vaterlandes, wo Menschen getödtet werden? Oder fordert die christliche Liebe etwa ein Agrarisches Gesetz, einen St. Simonismus? — fordert sie, daß der Staat den Reichen ihr Geld nehme, um es unter Alle zur Gleichheit zu vertheilen? — Doch, wohin würde das Princip einer solchen Ausübung der christlichen Liebe nicht führen, wenn sie eine ganz gleich Behandlung aller Menschen und aller Verhältnisse verlangte! Was unsere Frage betrifft, so finde ich darin einen Trugschluß, daß in der völligen Emancipation der Juden eine völlige Ausbildung ihrer Humanität zu erwarten sey,

denn sie haben ja ihre bisherige nur dem Leben im christlichen Staate zu verdanken, wie ausdrücklich behauptet werden kann. Nehme man die christlichen Bildungsanstalten, die Wissenschaften, die Künste, die Gewerbe innerhalb der christlichen Kirche, nehme man diese Kirche selbst weg, was wäre dann aus den Israeliten geworden? Was ist am Indus, am Oxus und anderswo aus ihnen geworden? Auch gegen dieses Volk, wie gegen alle Nichtchristen wäre es wahrlich eine schlechte Menschenliebe, wenn unsere Staaten sich entchristlichen sollten. Sie würden dann vielmehr die Quelle aller Völkerbildung verschließen, und sich selbst die ihrige rauben. Niemand würde mehr dabei verlieren, als die Juden selbst, da weder ihre Religion zu jener Humanität erhebt, noch ihre Nation, wie schon an sich keine einzelne es vermag, einen besondern Aufschwung des Geistes in der Geschichte beweiset. Warum zeigt sie denn auch so gar keine Lust in ihrer jetzigen Lage einen eignen Staat zu bilden, sondern lebt lieber in den christlichen Staaten, wo sie ihre Vortheile recht gut fühlt? Nein, wenn der Staat es aufgäbe von christlicher Obrigkeit regiert zu werden, so wäre das eine Lieblosigkeit gegen alle Christen und Nichtchristen, und — am Ende hätten die Juden selbst genug dadurch zu leiden."

Alwin fügte mit einiger Bitterkeit hinzu: „Will denn diese Nation immer noch mehr? Besitzt sie ja doch schon so viel von der herrschenden Gewalt unserer Zeit, von der Geldmacht. Auch fehlt es ihr wahrlich nicht an Glanz. Kommt man durch irgend eine ansehnliche Stadt und sieht die schönsten Häuser in der Straße und fragt, wem sie gehören, so sind meist Juden die Eigenthümer. Kommt man auf das Land, und fragt, wem zahlt der Bauer die meisten Abgaben, so sind es Juden, denn in seinem Viehstalle haben diese ihre Capitalien stehen. Sollte diese Nation nun gar in völlig gleiche Rechte mit der unsrigen treten, sie, welche durch die ganze Welt hindurch in einem Familienbande besteht, und an berechnendem Verstande wohl alle Nationen

übertrifft, dabei eine gewisse Zudringlichkeit nicht verläugnen kann, so würde die unsrige bald überrechtet und wer weiß wie tyrannisirt werden" —

„Nicht gehässig, lieber Bruder! — unterbrach ihn Hugo — diese Nation ist uns achtungswerth; von Alters her als das auserwählte Volk Gottes, als das Volk, welches der alten Offenbarung gewürdigt worden, und aus welchem der Welterlöser gekommen; und wir finden in unserer Zeit nicht wenige edle Menschen unter den Israeliten, manche sogar, die vor vielen Christen sich auch durch sittlichen Charakter auszeichnen. Wir Christen wollen uns freuen, daß es ihnen unter uns wohl geht, wir wollen sie auch nicht beneiden um ihr zeitliches Gut, dessen Verwendung ohnehin unsern Staaten im Großen zum Vortheile gereicht, und daß unsere Geistesgüter auch auf sie überfließen, hiermit denn auch Strahlen des geistlichen Lichts manche Seele unter ihnen beleben, darin finden wir eine Ehre des Christenthums, die jeder Christ nur vermehren sollte, wenn er sein Licht leuchten ließe. Zeigen wir ihnen die guten Werke, das göttliche Leben, wozu wir Christen berufen sind, das ist der beste Weg, auch sie zur rechten Erkenntniß zu bringen, in welcher sie den Herrn des Lebens preißen würden."

Der Geheimerath lobte diese Erinnerung. Er fügte hinzu, daß die Erfahrung schon längst entschieden habe, wie die Fortschritte der Humanität in diesem merkwürdigen Volke allerdings von der Liebe abhingen, welche die Christen mit Recht auch diesen ihren Vaterlandsgenossen zuwendeten, daß aber eine völlige Emancipation derselben der Idee eines christlichen Staates widerspreche*). Aus gleichem Grunde

---

*) Unsere Zeit kann sich aus der Geschichte des 11ten und 12ten Jahrh. belehren, welche schlimmen Folgen für die Juden selbst aus einer gewissen Uebermacht derselben, insbesondere in Frankreich, entstanden. Der Verf. hat in s. Geschichte der Erz. im 1ten B. (2te Aufl.) in dem Abschn. das Offenbarungsvolk mehreres mitgetheilt, was zur unparteiischen Beurtheilung dienen mag.

könnten unsere Staaten dann auch Muhammedaner, Bramaisten u. s. w. unter ihre gesetzgebenden und regierenden Bürger mit aufnehmen, und was dieses nach sich zöge, bedürfe keiner Erläuterung. Man denke nur an die Verwirrung im bürgerlichen Leben, wenn da z. B. noch der Freitag und Samstag als Feiertage zum Sonntage kämen, wenn da die Vielweiberei neben unsern Ehen gelten sollte! Hiermit kam er auf den Hauptgegenstand zurück: Das Christenthum werde ja von uns als das einzige Heil aller Nationen anerkannt, und wir lebten der frohen Hoffnung, daß im Verlaufe der Zeiten alle Völker der Erde in diesem Lichte ihr Heil finden würden. Die christliche Kirche verbreite dieses Licht, und ihr Einfluß bilde die Staaten zu ihrer Vollkommenheit. — Für die weitere Unterhaltung wurde der nächste Abend bestimmt.

III.

Das christliche Gesammtleben.

Die Reihe des Vortrags war jetzt an dem Vorsitzer, und er hatte die Aufgabe, das, was bisher über Kirche und Staat besprochen worden, für den Zweck dieser Unterhaltungen zusammen zu fassen.

„Wir erinnern uns, meine Freunde, fing er an, vorerst an unsere Mittheilungen im vorigen Frühling, und so auch an die letzteren, wie sich das sittliche Leben des Einzelnen in der Gesammtheit bewegt. Unsere ehrwürdigen Gäste haben uns über den Wechseleinfluß der äußeren Sitte, der inneren Sittlichkeit, der bürgerlichen Gesetze und der Religion durch die vielseitige Einsicht, die sie in ihren Ländern gewonnen haben, zu weiterem Nachdenken belehrt. Wie die Volkssitte von der Volksreligion, diese aber auch dagegen von jener bestimmt wird, ist uns anschaulich geworden; und wenn wir bemerkten, daß das Herkömmliche mit dem Kirchlichen in unserm Volke zusammenfließt, und beständig in den Individuen religiöses Fühlen, Handeln, Denken bestimmt, so mußte uns das den Gedanken erwecken, daß, wenn beides gut wäre, auch fortwährend aus diesem Guten nur Gutes erwachsen müßte.

So aber ist es nicht; eine wiederholte Erinnerung an den krankhaften Zustand, worin sich nun einmal unser Geschlecht

befindet. Daraus ist es begreiflich, daß die in diesem verdorbenen Boden entstandenen Religionen viel Schlechtes in sich aufgenommen haben, denn das Gleichartige zieht sich bereitwillig an. Daß aber auch die christliche Religion, diese reine Himmelspflanze, böse Säfte eingesogen, so viel sie auch immer wieder davon ausgestoßen, das ist nur erklärbar aus der tiefen Verdorbenheit des menschlichen Herzens; das weiset uns aber auch um so ernstlicher auf das große Heilmittel hin, welches die christliche Kirche darbietet. Jeder Mensch lebt als persönliches Wesen in dem Gesammtleben der Geisterwelt. Auch ist er sich dessen bewußt, und das hat etwas Unbeschreibliches. Es läßt sich nicht anders bezeichnen, als das in seinem innersten Pulse zusammengedrängte Lebensgefühl. Wenn Manche eben dieses Gefühl für das religiöse halten, so haben sie nur halb recht; denn um dieses zu seyn, muß es erst versittlicht werden, und das geschieht durch die freie Selbstbestimmung in dem Glauben an ein höheres Wesen, — abstract ausgedrückt, eine höhere Ordnung der Dinge, — von welchem wir in unserer Freiheit abhängen. So wie wir mit diesem Gefühle uns diesem höheren Willen unterwerfen, so wird es zur wirklichen Religion. Denn „Gott ist der Gedanke im tiefsten Grunde der Seele gelegen" und er lebt in dem Gewissen herauf und aus dem innern Leben in das äußere heraus. In ihm besitzt die Seele ihr Geistes-, ihr ewiges Leben, welches sich von der Geburt an bis in das Jenseits durch das Erdenleben hindurch als getreue Befolgung des heiligen Willens entwickelt. Das ist die Religion, die ewig frische Geistesblüte.

Ich sage hier Bekanntes, um nur sicheren Schrittes auf unsern Gegenstand zu kommen. Das Gefühl, dem Menschenganzen anzugehören, erreicht sein Höchstes in dem Bewußtwerden der Gemeinschaft mit Gott; da leben wir von der ewigen Liebe umflossen und durchdrungen. Schon der natürliche Mensch hat eine Ahnung von solchem Gesammtleben, der Christ kennt es in seiner ganzen Stärke. Denn von dem

niederen Sinne wird es verdunkelt, und eben hierdurch wird das tiefere Leben verkümmert: diese Fesseln sprengt das christliche Bewußtseyn dem aufstrebenden Geiste. Das aber muß durch die Gemeinschaft mit andern auch äußerlich erweckt werden.

Schon am Kinde wird das erfahren. Wird es in die Wildniß gelegt, und etwa von einem Thiere aufgesäugt, so nimmt es thierischen Sinn an, und den Schein von einem Vierfüßler, obgleich der gebundene Geist sich widersträubt*). Das Kind dagegen, das an die Mutterbrust gelegt ist, fängt alsbald an seine Händchen zu bewegen, schaut in das liebende Auge, sieht, hört, fühlt menschlich, versucht articulirte Laute, richtet sich auf, steht und geht auf seinen Füssen, lernt sprechen, und entwickelt unter Vernunftwesen seine Vernunft.

Das Gleichartige zieht sich an. Das ist auch in dem großen Gährungsproceß, worin das Gute und Böse unter den Menschen gerne seines Gleichen sucht, die Ursache der Associationen von so verschiedener Art. Denn ist es das Schlechte, das sich anzieht, und zu einer großen Masse bildet, so kann dieser Körper zu einer so furchtbaren Gewalt heranwachsen, daß der Geist dem Fleische am Ende unterliegen muß. Da wissen denn solche Leute eine Rehabilitation des Fleisches gar lieblich zu idealisiren. Dahinaus geht bei Alt und Jung der Hang; ein üppiges Leben ist das höchste Gut; materielle Genüsse werden stärker gesucht, und jedes Mittel, das dazu verhilft, wenn es nur von außen gehen kann, wird ergriffen, ohne das Gewissen zu fragen. Da leider auch Mancher sein frommes Gefühl dem sinnlichen vermählt, so wird der Mysticismus in den schlimmsten Ruf gebracht, und mit ihm das geistliche Leben selbst von der

*) Von solchen in der Wildniß aufgewachsenen Kindern redet der Verf. Erziehungslehre B. I. S. 5. u. 69 ff. (2te Aufl.) und im B. II. S. 39. ist eine Arabische Dichtung von einem solchen Naturkinde gegeben, die aber der Natur widerspricht.

Kirche ausgestoßen. Auch das geistige Leben ist bedroht; der Gelehrtenstand wird von mehreren Seiten her niedergedrückt, weil man an den Gewerben und der Polytechnik etwas Besseres zu haben glaubt. Ist vielleicht das sittliche Leben besser bedacht? Es hat sich in die Selbstsucht einer beliebten Oekonomie und Politik umgesetzt. Da gilt also hauptsächlich das leibliche Leben; und das wird dann mit Glanz überkleidet. So sieht es in der jetzigen Krisis aus.

Man ist versucht worden, noch trüber zu sehen, und das Unheil der Zeit mit grellen Farben auszumalen. Da denkt man an ein absolut Böses, das von allen Seiten her das Böse an sich zieht, nichts weniger als ein höllisches Reich unter den Menschen. Da erscheint denn eine Association von Dämonen, welche durch die Künste der alten Schlange die Menschen verführen, und den großen Haufen bethören, wie Mephistopheles doch nur einen Faust. Sie machen, daß sich die Leute vorerst von ihrer Religion und ihrem Gewissen lossagen, denn sind sie nur erst von dieser inneren Macht befreit, so kommt es leicht auch zu der äußeren Emancipation. Denn diese Leute, die sich in allen Ländern finden, vereinigen ihre Kräfte, um da, wo es nur irgend möglich ist, das Bestehende umzustoßen, und der Natur freien Lauf zu lassen. Die ungezügelten Leidenschaften fahren dann wild herum, und am Ende läßt man den Grundsatz anpreißen, die Bestimmung des Menschen sey die freie Entwicklung aller Kräfte. — Wir könnten noch weiter dieses Bild hinzeichnen, so daß es vollkommen dem Sinne der Apokalyptiker entspräche, die für die jetzige Zeit ein solches Reich der Finsterniß verkündigt haben. Aber warum länger dabei verweilen? So arg ist es doch nicht, und Christus hat den Fürsten dieser Welt besiegt.

Es ist wahr: obgleich die Selbstsucht die Menschen atomistisch aus einander hält, so zieht sie doch das gemeinsame Interesse, der geheiligten Schranken los zu werden, zu einem geheimen Bunde zusammen, ohne daß sie sich dazu grade das Wort zu geben brauchen. Der Geist des Unglau-

bens und der Gewissenlosigkeit flüstert es einem jeden, der ihm angehört, unmittelbar ein, mit den Gleichgesinnten gemeinschaftliche Sache zu machen, und so entsteht ein Gemeingeist, der schreckliches Unheil droht. Fürchtet Ihr das? Wohl droht etwas der Art, aber so arg ist es doch nicht. „Der in uns ist, ist größer denn der in der Welt ist;" und derer, mit welchen wir wachen und beten, sind auch nicht so wenige, als manchmal scheint.

Die Menschen sind keine Teufel, und wenn gleich mancher auf dem Wege ist, sich dem bösen Feinde zu ergeben, so ist doch im Ganzen des Volkes noch zu viel Gutes, als daß das Böse zur Herrschaft gelangen könnte. Wäre das nicht, so wäre längst die Welt im Verderben untergegangen. Wo sich irgend ein Gemeingeist erzeugt, da kann der Sinn für das Gute nicht ganz und gar fehlen. Der Zug, der nach oben zieht, hält dem Erdgeiste immer wenigstens einiges Gegengewicht, und Associationen auch der verruchtesten Art können darum nicht lange zusammenhalten. Dahin aber wird unser Wünschen und Trachten gehen, daß überall in der gährenden Masse das Gute die anziehende Kraft sey, welche die Menschen zur gemeinsamen Wirksamkeit verbinde.

Der Einzelne fühlt wohl, wie wenig er für sich vermag, und so sucht er sich durch Andere zu verstärken. Er wirbt Andere an oder läßt sich anwerben; so bilden sich die mancherlei Verbindungen, je nachdem der Kern ist, an welchen sich die Masse ansetzt. Es ist Naturtrieb, sich mit seines Gleichen zusammen zu gesellen; am stärksten regt er sich im Jünglingsalter. Die studentischen Landsmannschaften entstanden so schon im Mittelalter, und sie haben sich bis auf unsere Zeit unter mancherlei Namen fortgepflanzt; die alte Rohheit hat sich abgestreift, aber neue Verderbnis ist hereingekommen. Solche Verbindungen lassen sich nie ganz ausrotten, denn der Trieb, sich mit Gleichgesinnten zu verbrüdern, um mit ihnen große Dinge auszurichten, wohl gar Verbindungen durch die ganze Welt hin zu stiften, ist nicht nur ein Drang des Jugendfeuers, sondern auch das Mannesalter nimmt

noch gerne an dergleichen Theil, besonders wenn es in das Politische hereingreift. Daraus erwachsen dann auch wohl jene umstürzenden Vereine, welche ein neues Menschenthum erschaffen und mit Titanenmacht den Himmel erstürmen wollen. Die Thoren! Es kann ihnen ja doch nicht gelingen.

Wenn nun der Kern der Verbindungen guter Art ist, dann erschließt sich eine Blüte der Humanität nach der andern. Schon auf den Schulen vereinigt der Fleiß solche Genossen, auf der Universität vereinigt sie das Studium, und so haben wir in Deutschland einige unserer wichtigsten Geister aus solchen Vereinen hervorgehen sehen.

Die älteren Akademieen sind nur ein größerer Styl, aber auch die neueren Vereine für wissenschaftliche, für ökonomische, für künstlerische Zwecke sind achtungswerth, es sind schöne Blüten der Humanität. Sie beweisen, daß der gute Geist unsere Zeit noch nicht verlassen hat. Auch die Musikfeste, die Liedertafeln, die Ausstellungen von Kunstsachen, Gemälden, Blumen rc., so auch die Verschönerungen der Natur und dergleichen mehr dürfen wir unter diese erfreulichen Erscheinungen unserer Zeit rechnen. Der Gemeingeist zeigt sich da unter den Palmen des Friedens in einer Jugendfrische, welche Veredlung der Volkssitte verheißt. Noch entschiedner aber erscheint dieser gute Geist mit seiner anziehenden Kraft in den Frauenvereinen, in den Kleinkinderschulen, deren Zahl mit jedem Tage fast in allen cultivirten Ländern steigt, in den Verbesserungsanstalten für die verwahrlosete Jugend, in der Verpflegung der Armen und Kranken, und wie der Edelsinn ein immer weiteres Feld der menschenfreundlichen Thätigkeit zu gewinnen weiß.

Das sind einzelne Lichtpunkte, welche ihre Anziehungskraft auf die gute Gesinnung äußern, und hier wirkt schon die bindende und bildende Kraft der Liebe so mächtig: was dünkt Euch nun, Freunde, wenn der Urquell des Lichtes selbst, welchem die Welten entquollen, unmittelbar die Geister vereint? Das Gemeingefühl, welches hieraus entsteht, muß in der Seele in dieser Gesammtheit als das höchste

Lebensgefühl aufblühen, und das ist das religiöse Gefühl in seiner Reinheit.

Vermag dieses Gefühl schon in seinen Verfälschungen so viel, und im Bunde mit der niederen Natur des Menschen: wie göttlich muß es da wirken, wo es in dem Lichte sein Gleichartiges findet und in diese reine Region hinaufgezogen wird! Können sich Religionen, die gräuelvolle Zerrbilder darstellen, unter den Völkern erhalten, die denn doch ihren Todeskeim in sich tragen, und auch dem Tage des Gerichts nicht entgehen werden: wie viel gewisser wird sich die Religion aller Religionen erhalten, welche ihre Lichtgestalt durch Abstreifen alles dessen, was die Verdorbenheit der Menschen ihr angefügt hat, immer herrlicher wird hervorleuchten lassen, und ganz mit der Humanität Eins wird; und diese Gewißheit fühlt der Christ. Das ist das Hochgefühl der höchsten Gemeinschaft; das unmittelbare Bewußtseyn von einem Gesammtleben mit allen Kindern Gottes unter allen Völkern der Erde, zu allen Zeiten, in dem Himmel, in die Ewigkeit — wer will es aussprechen? Hier kommt noch das Alter in Begeisterung. Erlaubt mir, meine jungen und alten Freunde, daß ich Euch statt einer trockenen Erklärung eine Idee von einer Vision des Erzvaters Abraham aus meiner früheren Jugend mittheile.

Abraham saß hochbetagt unter den Bäumen, die er gepflanzt, und sah in die Landschaft hinaus. Die Morgensonne erglänzte in dem Thau, und die Gewächse entfalteten vor seinen Augen ihre Frühlingsfülle. Noch konnte er auch über die Hügel hinaus die blaue Ferne erkennen, da sagte er zu sich selbst: „ja das ist das Land, das Jehovah gesegnet hat; und meinen Nachkommen hat er es verheißen, gelobt sey der Herr!“ Indem er so sprach, bewegte sich vor seinen Blicken nahe und ferne ein ungewohntes Leben. Heereszüge, Kriegsgetümmel, triumphirende Schaaren glaubte er zu sehen, und dann zertheilte sich das unzählbare Volk. Jetzt war die Scene verändert: überall Wohnungen, Felder, fröhliche Arbeiter, reges Leben. „Das sind wohl meine Nach-

kommen; dachte er, gelobt sey der Herr! — Aber das kann noch nicht der ganze Sinn seiner großen Verheißung seyn." — Plötzlich wurden ihm seine Sinne weiter geöffnet. Dort auf der fernen Höhe erblickte er eine Stadt im Sonnenglanze, mit einem herrlichen Tempel, aus welchem Chöre von Sängern und Harfen und Posaunen erschallten; da vernahm er Hymnen, wie er sie einst auch im Osten nicht vernommen. Alles war dort mit der Herrlichkeit Jehovahs erfüllt, und von allen Weltgegenden her zogen ungekannte Völker nach diesem Tempelberge. „Das ist die Verheißung! — rief der Patriarch, sich von seinem Sitze erhebend, als wolle er selbst dahin wallfahrten — das ist die Verheißung! das ist es, daß durch meine Nachkommen alle Völker der Erde sollen gesegnet werden!" — Aber in dem Augenblicke war alle diese Herrlichkeit verschwunden, und die Landschaft lag wieder in ihrer Wirklichkeit vor ihm. Nicht lange, so sah er wieder alles voll Leben und Treiben, Handel und Wandel, Hütten und Palläste, hörte aber auch Kriegsgeschrei und Wehklage, sah Mord und Brand, sah Schaaren von Einwohnern in Ketten fortgeschleppt, sah wieder Schaaren in festlichen Zügen zurückkehren, hörte dann neues Jammern und Klagen über Gräuelthaten, über Rechtsbedrückung, über Gottlosigkeit — und das Unheil nahm überhand. „Ach, seufzte er da, das meine Nachkommen? das der Völkersegen? Nimmermehr! Herr erbarme dich doch der sündigen Welt! — Aber wie willst du dich erbarmen? wo ist das Opfer, das groß genug wäre? Doch wer bin ich, daß ich mich unterwinde, so vor dem Herrn zu reden, der ich Staub und Asche bin? Und bin ich nicht auch ein sündiger Mensch? —" Bei diesen Worten wurde sein Blick in sein eignes Herz gezogen, er sah in die tiefsten Falten. Ein solches Trauergefühl hatte er nie bei einem seiner Sühnopfer empfunden. Da durchlief er noch seinen langen Lebensweg, er war überall mit dem Lichte der Gnade bezeichnet, aber auch mit manchen Verirrungen seines Sinnes und Wandels. Nunmehr fühlte er den bittersten Schmerz, den er je gefühlt, den

Schmerz der Liebe, daß sie bisher nicht die rechte gewesen: „Gott sey mir Sünder gnädig!“ rief er laut aus, und auf einmal wurde es ihm ganz anders, und wie er aufsah, lag wieder dort auf der fernen Höhe die heilige Stadt vor seinen Augen. Aber alsbald verhüllte sie ein schweres Gewölke, nur ein Kreuz, an welchem ein Blutender hieng, strahlte hervor. Jetzt vernahm Abraham das Wundervolle, das ihm ein Engel zuflüsterte, von dem großen Versöhnungsopfer, und von einer Liebe, welche darin dem Menschengeschlechte erschien, wie auch er sie bisher noch nicht erkannt. Sie zog nun auch sein Herz hinauf, auch er fühlte sich versöhnt mit Gott; verschwunden war seine Trauer, verschwunden jenes Dunkel. Dort schwebte eine majestätische Gestalt empor, glänzender als ihm je eine Engelsgestalt erschienen war, umgeben von Schaaren im Lichtgewande, und aus allen Gegenden versammelten sich die Völker um den Herrn her, dessen Herrlichkeit in neuen Gesängen gepriesen wurde. — Abraham in einer Freude, wie er sie auch in den höchsten Freudestunden seines Lebens nicht gefühlt, erhob seine Stimme, in welche noch einmal jugendliche Kraft einströmte, und sang mit in dem Chore: „das ist der Tag des Herrn! — Amen“ — damit hauchte er seinen Athem aus. Die Seinigen kamen aus der Wohnung gelaufen, und sie sahen noch einen Lichtstrahl auf den gebrochenen Augen.

So dachte ich mir die letzte Stunde dieses Vaters der Gläubigen, daß er ein solches Vorgefühl gehabt, wird uns auch bezeugt. Wir Christen aber leben in diesem vollen Gefühle, und sind darin beseligt, daß wir zu einer Gemeinschaft mit allen Gotteskindern in der Gegenwart und Zukunft vereinigt sind, damit aber werden wir uns unmittelbar einer Kraft bewußt, welche über alle Mächte, über das ganze Weltverderben siegt. In dieser Kraft gewinnt das sittliche Leben seine Blüte.

Das ist die Glaubensmacht, welche die Welt überwindet, und eine sittliche Ordnung unter den Menschen hervorbringt, welche sonst nie entstehen konnte, auch jeden einzelnen

so stärkt, daß er in allen Lebensverhältnissen jener Ordnung mit Freudigkeit genügt. Nur durch diese Kraft wird der krankhafte Zustand der Menschen geheilt, und diejenige Gemeinschaft unter ihnen gestiftet, welche in dem göttlichen Willen die Anziehung des Gleichartigen findet. Hierdurch bildet sich denn das christliche Gesammtleben, und wo es einen andern Mittelpunkt hat, da ist es nur Schein, und oft eine sehr unheilige Verbindung. Die Menschen lassen sich aber nur zu leicht von dem Scheine blenden, sowohl bei sich selbst, als bei dem Urtheil über Andere. Dem Christen muß es am Herzen liegen, daß keine Art von Trug in sein Heiliges sich einschleiche.

Daher ist auch bei der Verbreitung des Christenthums nicht außer Acht zu lassen, daß es nur von dem Gleichartigen gehörig aufgenommen wird. Das Ungleichartige bewirkt entweder hartsinnige Gegenwirkung oder heuchlerische Unterwerfung; es bessert nicht. Weder den Schwärmer, noch den Gläubigen ändert Spott und Schmach, Verfolgung macht nur Märtyrer, so wenig wie eine neue Sprache läßt sich ein Volk eine neue Religion aufdringen. Das Gleichartige ist aber hier der Gewissenstrieb, welcher auch als die im Tiefsten des Menschen liegende Liebe zum Licht bezeichnet werden kann. Hierauf rechneten die ersten Verkündiger des Evangeliums, und auf diesen Grund pflanzten sie die neue Lebensweise, welche alsobald so fest wurzelte und so weithin heranwuchs. Zwar ist das große Geheimniß, daß der Mensch erst von neuem muß geboren werden, wenn er in das Reich Gottes eintreten soll, noch nicht gelöst, und es wird nie gelöst werden, aber den Eingetretenen ist doch die Aufgabe gegeben, auch Andere zum Eintritt aufzufordern, dieses aber in richtiger Weise zu thun. Hätten Christus und die Apostel sich nach den Vorurtheilen des Volkes, wie man gemeint hat, „accommodirt," so hätten sie höchstens etwas Vorübergehendes bewirkt, und nicht einmal eine Religionsgesellschaft wie in den Isistempeln zu Stande gebracht, vielmehr hätten sie die Vorurtheile, ja die Verkehrtheit der ganzen Denkart nur

befestigt. So war es aber nicht. Sie ließen sich auf das Innerste des Menschen ein, sie klopften an seinem Heiligthume an, und das ist es, wenn der Apostel Paulus sagt, er sey denen, die unter dem jüdischen Gesetze waren, als ein solcher, und denen, die nicht unter diesem Gesetze waren, wie auch den Schwachen, als ihres Gleichen, er sey es so jedermann geworden, um zu dem Christenthume die Herzen zu führen.

Das war dort keine leichte Aufgabe. Wenn das Evangelium einem Volke verkündigt wird, das in Sitteneinfalt lebt, und ein frommes Gemüth entgegenbringt, so ist es auch dem Verkündiger leichter, an dieses Gleichartige sich zu wenden. So durfte ein Bonifacius einst unter den Hessen das sogar wagen, daß er die Axt an die Wodanseiche legte. Denn als der heilige Baum niederstürzte, fiel auch in den Herzen der Umstehenden die Heiligkeit des vermeinten Gottes dahin, weil er den Frevel nicht bestrafte, und ihr frommer Sinn wendete sich dem wahren Gotte zu, den ihnen dieser Gottesmann verkündigte. Aber bei einem im Sittenverderben cultivirten Volke hat es weit mehr Schwierigkeit; da hat der Apostel des Evangeliums eine unendliche Menschenkenntniß und eine unzerstörbare Menschenfreundlichkeit nöthig, damit das Heiligthum nicht weggestoßen, oder gar in das Unheilige des Indifferentismus umgewandelt werde. Darum hatten jene ersten Verkündiger eine Aufgabe, deren Schwierigkeit wohl nicht genug erkannt wird, daß sie grade in den cultivirtesten Ländern, und wo zugleich Irreligiosität und Unsittlichkeit eine dämonische Macht entgegensetzte, von dem Euphrat bis an die Tiber, das Licht und Leben von Oben einführen sollten. Und sie führten es ein. In Jerusalem, Antiochien, Korinth rc. und in der mächtigen Hauptstadt des großen Römerreichs, so wie durch ganze Provinzen hin, entstanden bald ansehnliche Gemeinden, und wurde die Heilsanstalt für die Welt errichtet, und das in kurzer Zeit. Das war eine höhere Kraft, welche in diesen Heilsboten wirkte; und das spricht als ein lauter Beweis, daß die Sache wahr

war*). Hätten die Apostel durch philosophische Belehrungen, oder durch politische Verbrüderungen, oder durch ästhetische Versinnlichungen, oder durch irgend etwas, das aus menschlichem Reflectiren und Philosophiren hervorgeht, die neue Religion stiften wollen, sie hätten weniger noch ausgerichtet, als alle die damals herumziehenden Goeten und Mystagogen. Sie forderten ernst und einfach die Menschen auf: Aendert Euern Sinn, und glaubt an den Weltversöhner!" und auf diesen Ruf erwachte in den Gemüthern jener Lichtkeim, und die Kirche wurde für alle Zeiten unerschütterlich gegründet.

So ist es denn auch mit allen Verbesserungen innerhalb der Kirche und Volkssitte. Nur auf jenem Wege, wo man das Bessere an das gleichartige Gute anschließt, ist der gewünschte Erfolg zu hoffen, und um so sicherer zu hoffen, je reiner dieses Gute ist, das etwa in der Religion und Sitte zusammen fließt. Weiß nun die Gesetzgebung dieses Gute von Seiten der Religion zu treffen, so gelingt es ihr auch für die Verbesserung der Sitte. So gelang es der Mosaischen Gesetzgebung, die Blutrache abzuschaffen, indem sie das Heilighalten gewisser Orte benutzte, um Asyle zu errichten.

*) Sowohl das damalige Zeitbedürfniß, als die Wunderkraft, womit das Evangelium in einer verfeinerten Cultur eintrat, ist ein Beweis für seine Göttlichkeit, und nicht blos ein äußerer, er läßt den innern durchblicken. Eben indem der Verfasser Obiges druckfertig geschrieben, liefet er in einer Abh. von Hr. Prof. Müller in dem 3ten Hft. der theol. Studien rc. v. J. 1836 denselben Gedanken. Dort wird treffend gegen Straußens Leben Jesu erinnert: „Das Eintreten des Christenthums mitten in einem cultivirten Volke ist ein wichtiges Document für seine Wahrheit, wie das Eintreten einer Religion in einer mythischen Zeit nie seyn kann." — So liegt auch in der Humanität, welche von der christlichen Religion fortwährend gebildet wird, ein aus dem Innern in das Aeußere hindurchscheinender Beweis ihrer Göttlichkeit und steten Fortdauer. Denn besteht die Humanität fort, so kann sie sich von ihrer Quelle nicht trennen, und würde sie sich von derselben trennen, so müßte sie selbst aufhören; dahin aber würde es die christliche Religion nicht kommen lassen.

Daß es bei uns Abendländern, trotz aller Aufklärung und Humanisirung immer noch nicht gelingen will, das Duell abzuschaffen, daß bisher weder Strenge noch Belehrung etwas gegen diese Unsitte vermocht hat, und daß selbst derjenige einen Zweikampf unternimmt, der von der Barbarei und Strafbarkeit desselben überzeugt ist — das ist nur ein Beweis, daß die Religion noch nicht mächtig genug in die Volkssitte eingedrungen ist, denn unter Männern von entschiedenem christlichen Charakter kann es nicht zum Duell kommen.*)

Fassen wir nun alles in dem Hauptpunkte zusammen, so ist die Vereinigung von Sitte und Gesetz, die aus dem Christenthum erwächst, und nur sie, grade diejenige, in welcher das erwünschte Gesammtleben für den Einzelnen, wie für das Volksganze besteht. Denn das Christenthum, und das nur allein, verbindet die Menschen in ihrem Tiefsten und Heiligsten, gewährleistet ihnen fortschreitende Bildung, und beseligt sie mit dem Gefühle einer über die Sichtbarkeit hinausreichenden Gemeinschaft."

„Zum Schluß dieser Entwicklung erlaube ich mir, sagte Hugo, an früher hier vorgetragene Gedanken über die Nothwendigkeit auch der äußeren Gemeinschaft zu erinnern. Darum ist das Gesammtleben auch in einer äußeren Kirche nothwendig. Der Christ sucht die mit ihm gleicher Gesinnung sind. Er bedarf ihrer, sie bedürfen seiner, um sich gegenseitig in dem göttlichen Leben zu stärken, und das in jetziger Zeit vielleicht mehr wie je. Wie aber soll sich hier das allgemeine mit dem individuellen Bedürfnisse vertragen? Wir wissen ja, wie gerne sich Christen auch zu häuslicher Erbauung vereinigen, und wie sie sich in ihren Ansichten von denen, die der Geistliche predigt, oft so weit trennen, daß sie sich lieber von der Kirchengemeinde ganz absondern möchten.

---

*) Der Verf. verweiset auf den 2ten B. s. christl. Ethik (das Hausbuch) 3te Aufl., wo im 5ten und 6ten Abschn. gezeigt wird, wie das Christenthum äußere und innere Gesittung bewirkt.

Wohin aber würde das am Ende führen, wenn das so jedem frei stünde? Und sollte es ihm nicht frei stehen, würde da nicht ein Kirchenzwang unser inneres Leben ertödten?"

„Keines von beiden, erwiederte der Freund. Du erinnerst dich wohl, wie Spener, der doch gewiß das Zusammenhalten der Kirche wollte, die Kirchlein, in welche die Christengemeinde sich gleichsam vertheilen könnte, als eine gute Entwicklung der Kirche vermuthet hat. Denn so wie viele Familien, Häuser, Geschäfte, doch ein Gemeinwesen ausmachen, so können auch kleinere Gesellschaften, die derselben Kirche angehören, doch in eine engere Verbindung zu ihrer besondern Erbauung sich verbinden, und sie werden eben dadurch bestärkt, ihrer Kirche von ganzem Herzen anzugehören, wenn diese von dem Geiste des Christenthums regiert wird. Das freilich ist die Bedingung. Entweicht dieser Geist der Kirche und ihren Lehrern, dann wäre ja ohnehin keine Rettung mehr für die christliche Gemeinschaft in den todten Mauern. Aber die Besorgniß vor separatistischen Associationen muß die Kirchenregierung in desto weiserer Fürsorge für das innere Leben erhalten. Dann wird der Herr der Kirche sie auch vor Spaltungen bewahren."

„Wenigstens sehe ich keinen andern Weg, setzte Alwin hinzu; denn die Freiheit des Gewissens und der Glaubensübung muß doch unangetastet bleiben. Das sind heilige Rechte der Menschheit, welche auch der Staat achten muß."

Der Oheim schloß diese Unterhaltung mit den Worten: „Da habt Ihr, meine lieben Söhne, noch viel zu erwägen, um hierin Gesetze zu geben, aber Eure Grundsätze muß ich loben." Auch die andern Männer gaben Beifall.

IV.

Das geheiligte Leben in dem christlichen Staate.

Unvermuthet erhielt der Geheimerath einen Auftrag von der Landesregierung, der ihm nicht unangenehm war. Er wurde als ein Mann, dem die Landesgesetze bekannt waren, und dem das Gemeinwohl auch in der Kirche am Herzen lag, befragt, ob er nicht das Commissariat der Regierung bei einigen kirchlichen Synoden in der Gegend übernehmen wolle. Da seine Gäste dieses selbst wünschten, so sagte er zu, und sorgte nur für die wenigen Tage seiner Abwesenheit, daß die Unterhaltung seiner beiden alten Freunde zugleich den jungen Leuten zu statten kommen möchte. Es wurde eine gegenseitige Mittheilung derjenigen neuesten deutschen, englischen und französischen Literatur verabredet, welche den Geist der Zeit und das Streben der Verbesserung darlegte. Nach einigen Tagen übergab der Oheim seinen Neffen das Hauswesen. Den jungen Freund empfahl er als einen Kenner der alten und neuen, insbesondere auch der deutschen Literatur, mit dem Wunsch, daß er aus diesen Unterhaltungen eine Uebersicht über das Verhältniß des Christenthums zur Geistesbildung entnehmen, und bei seiner Zurückkunft das Ergebniß vortragen möchte. Hierauf trat er diese Geschäftsreise an.

Er war bald an Ort und Stelle, und wurde mit tie-

fen Verbeugungen empfangen, obgleich seine Erscheinung den meisten Mitgliedern dieser Synode nicht ganz angenehm war, am wenigsten dem Vorsteher. Dieser eröffnete die hochwürdige Versammlung nicht etwa mit einem Gebete, sondern mit einer breiten Rede über den Verfall des kirchlichen Lebens, weil das Pfarramt zu wenig von dem Staate unterstützt, vielmehr sein Ansehen bei jeder Gelegenheit herabgesetzt, in seinen Einkünften nicht hoch genug gestellt, und noch dazu mit Arbeiten überladen werde. Die Folgen seyen überall sichtbar. Die Kirchen würden immer schlechter besucht, das Conventikelwesen nähme zu, schlechte Tractätchen fänden sich in den Häusern, weil die Polizei die Geistlichen nicht genug unterstütze, der Schullehrer wollte über seinen Pfarrer seyn, und diesem würde sogar der Religionsunterricht in der Schule zugemuthet, auch mache man größere Anforderungen in der Seelsorge, — u. s. w. Er schloß mit dem Antrage, daß die Versammlung eine Bitte um Besserstellung des geistlichen Standes an die Regierung beschließen möchte. Kaum hatte der hochansehnliche Mann die Peroration beendigt, so äußerte sich lauter Beifall, als sollte es eine Acclamation seyn, nur schwiegen einige jüngere Geistliche, auf welche die andern unwillige Blicke warfen.

Der Commissarius versetzte indessen schon mit seinem ersten Worte die ganze Versammlung in einen andern Zustand. „Hier muß ich Einrede thun, sagte er, in dem Vortrage, den wir so eben vernommen haben, kommen allerdings einige gerechte Beschwerden vor, aber das Meiste ist ungehörig. Die Regierung wird versteckter Weise getadelt, und ihr wird am Ende der Verfall des kirchlichen Lebens Schuld gegeben, wovon die Ursache vielleicht ganz anderswo zu suchen ist. Unerwartet ist mir die Klage über die Zumuthung an die Geistlichen, daß sie schon in der Schule das geistliche Lehramt verwalten, und daß sie sich dann weiterhin auch um den religiösen Zustand in den Familien mehr bekümmern sollen. — Doch wir haben noch nicht alle Stimmen gehört, und die Ordnung erfordert es, daß jeder frei

und selbstständig sich ausspreche. Sie, meine Herren, — er sah dabei jene beiden Pfarrer an, — haben sich noch nicht geäußert.“

Der eine nahm das Wort und erklärte, er würde, wenn der Beschluß niedergeschrieben worden, ausdrücklich und mit Gründen zu Protokoll gegeben haben, daß er nicht beistimmen könne. Dasselbe erklärte der zweite, mit dem Hinzufügen, daß er sich noch vorher die Erlaubniß habe erbitten wollen, eine Abhandlung vorzulesen, worin er grade auch diesen Gegenstand berühre. „So ist es in der Ordnung,“ sprach der Commissarius, und die andern Herren sahen schweigend vor sich hin. Der geistliche Präses wäre in seinem beleidigten Stolze aufgebraust, und wollte sich eben erheben, aber sein befreundeter Nachbar zupfte ihn am Rock, und er blieb ruhig sitzen. Er fragte hierauf, wer nun einen Vortrag halten wolle? Alle schwiegen, bis die Reihe an jenen kam, den wir mit F. bezeichnen wollen, der alsobald aufstand, und seine Abhandlung vorlas.

Der Inhalt war die rechte Wirksamkeit des Geistlichen in unserer Zeit. Vorerst die Klage, daß sein Amt ihn leicht mehr zum Geschäftsmanne mache als zum Seelsorger. Früher habe man über das Verbauern der Pfarrer auf dem Lande geklagt, und das nicht ohne Grund, es sey aber die Frage, ob die Geschäftsschreiberei, in welche er jetzt gezogen werde, seinen Sinn nicht noch mehr entgeistliche als die Landwirthschaft. Die Hauptsache sey es, daß er sich ganz in seine Gemeinde hineinleben müsse, mit dem vollesten Herzen für das Christenthum; er müsse gleich dem Missionär sein Leben daran setzen, alle Glieder der Gemeinde so recht dafür zu gewinnen, und dann müsse er das Glück fühlen, das er in unsern Ländern genösse, hierin ungestört und in häuslicher Ruhe thätig zu seyn. Es sey ja die größte Freude, in dem Garten Gottes zu pflanzen, und um den Segen von Oben zu beten. Frühmorgens werde ihn dann schon sein Tagesplan angenehm beschäftigen, und bei der Abendglocke werde er sich zum Gebete mit seinen Hausgenossen dankbar

vereinigen. Das sey ein schönes Leben zu nennen, und so sey die Lage des Pfarrers auf dem Lande beneidenswerth. Auch in der Stadt könne es in eigner Weise ein erbauliches und erfreuliches Leben seyn. Die Kinder seiner Gemeinde könnten ihm wie seine eignen werden, und der Einfluß auf ihre Erziehung sey ihm in mehrfacher Hinsicht der wünschenswertheste. Darum lasse er sich es nicht nehmen, die Schulen zu besuchen, und gleichsam einheimisch in denselben zu werden. Wer es kennt, sagte er weiter, was der Pfarrer bei den Schulkindern vermag, wie ihre Augen so freundlich ihn hereintreten sehen, wie leicht es ihm wird, ihre Gemüther in die Religion einzuweihen, wie sie gleichsam seine eignen Kinder werden, und wie er sich da seine Gemeinde pflanzen kann, der wird sich glücklich schätzen, von der Kirchenregierung hierin begünstigt zu seyn. Dann entwickelte dieser thätige Geistliche die Nothwendigkeit, daß die Schule nicht von der Kirche losgerissen werde, wenn man anders den Geist des Christenthums in das Volk einführen wolle, und beseitigte die Besorgnisse, die dadurch entstünden, daß in jetziger Zeit der Staat näheren Antheil an diesen Anstalten nähme, indem ja der innere Einfluß der Pfarrer auf der andern Seite dringender verlangt würde. Zuletzt zeigte er auch, wie ungegründet die Furcht vor den Conventikeln sey, wenn der Geistliche nur bei dem Evangelium hielte; und so wußte er noch manche solcher Klagen zu beseitigen.

Nach dieser Vorlesung forderte ordnungsmäßig der Präses zur Diskussion auf, und alsbald drängte sich einer dem andern vor, um zu opponiren. Das wurde aber ein so heftiges Durcheinandersprechen, daß man zwar die Worte: pietistische Grundsätze! Muckerei! u. dgl. laut genug hervorhörte, übrigens aber nichts von Gründen für oder wider vernehmen konnte. Da sich der Präses sogleich selbst für die starke Partei, die gegen den Verfasser der Abhandlung sprach, und das nicht ohne Leidenschaft erklärte, so fand sich der Commissarius wiederum genöthigt einzuschreiten. Er verlangte, daß sie alle der Reihe nach ihre Meinungen abgeben

sollten, jeder so wie ihm in diesem Vortrage etwas beachtungswerth geschienen, mit ruhiger Begründung. Denn das sey der Zweck und Geschäftsgang solcher Verhandlungen.

Diese Forderung war gesetzlich, aber sie brachte die Herren in nicht geringe Verlegenheit. Der eine hätte lieber ganz geschwiegen, der andere verwickelte sich in ein weitläufiges Gerede, der dritte sagte seine Meinung nur halb, und nahm eine wichtige Miene an, als halte er das Beste zurück, der vierte gab offenbare Blößen, und so gieng es fort; nur einige wußten etwas Tristiges vorzubringen. Der Geheimerath äußerte sich über einige Berichtigungen befriedigt, im Ganzen aber über die Abhandlung selbst sehr beifällig, von der er sich eine Abschrift erbat. Die übrigen, welche vorgelesen wurden, waren unbedeutend. Am Schlusse dieser Versammlung erklärte er seine Unzufriedenheit über den Mangel an dem eigentlichen gelehrten und religiösen Interesse, welcher sich überall kund gebe, während auf Nebensachen der größere Werth gelegt werde, und sich fast Alles um Aeußerlichkeiten drehe. Er müsse im Auftrag der Regierung versichern, daß sie der Kirche ihre Freiheit nicht im mindesten beeinträchtigen wolle, aber eben darum verlange, daß die Lehrer sie selbst durch das rechte Mittel erhalten, welches in Wissenschaft und Glauben bestehe, beides innigst in ihnen verbunden, und daß sie es als ihre heilige Pflicht erkenne, den Gemeinden ihre Rechte und Erwartungen, von wahrhaft christlichen Pfarrern erbaut zu werden, welche sie ihnen garantirt habe, auch zu gewähren. Diese starke Erklärung machte natürlich große Sensation bei den Anwesenden; so etwas hatte keiner erwartet. Hiermit wurde der Act geschlossen. Als der Commissarius sich entfernt hatte, unterhielten sie sich noch einige Zeit über diese unerwartete Wendung der kirchlichen Dinge. Einige blieben niedergeschlagen, einige fühlten sich in ihrer Thätigkeit ermuthigt, einige wußten ihren Zorn über die vermeinten Eingriffe des Staats kaum zu unterdrücken, die meisten aber konnten dem, was der besonnene Mann gesagt, nicht Unrecht geben, und

giengen nach Hause mit ganz andern Ansichten über das kirchliche Leben, als sie mitgebracht hatten.

Am folgenden Tage trat der Commissarius in eine andere Pfarrsynode ein. Der Präses derselben war durch seine theologische Bildung ausgezeichnet, und hatte sich auch als religiöser Schriftsteller im christlichen Publikum viel Achtung erworben. Dieser nun eröffnete die Synode mit einem geistvollen Gebete, das seinem Herzen entquoll, und alle Anwesenden, auch die rationalistisch denkenden, in eine feierliche Stimmung erhob. Hierauf redete er von dem Pfaffenthume, Priesterthume und Prophetenthume. Jenes sei von jeher das Unheil der Kirche; unter immer wechselndem Kleide, welches ihm der Zeitgeist modisch zugeschnitten anzulegen pflege, wisse es jederzeit das kirchliche Ansehen für politische und selbstsüchtige Zwecke zu benutzen, und jetzt noch sogar unter dem Gewande des Liberalismus und Rationalismus zu täuschen. Das Priesterthum sey wohl davon zu unterscheiden, denn es suche den Menschen zu Gott zu führen, wenn gleich auch hier die Geistlichen oft wären versucht worden, sich an die Stelle Gottes zu versetzen. Das Prophetenthum sey ursprünglich die reine Begeisterung in der Verkündigung des göttlichen Wortes, aber nur zu gerne setzten die Lehrer ihr Wort an die Stelle des göttlichen, und ihre Androhungen kämen meist aus Zorn, wenn man nicht sie oder ihre Partei hören wolle; auch würden sie übrigens sehr leicht zu ungerechten, und selbst zu verdammenden Urtheilen über Andersdenkende verleitet. Dieses wußte der Präses auf die jetzigen Verhältnisse in der Kirche mit vieler Umsicht anzuwenden, nebenbei auch die falschen Richtungen in der Literatur hierin zu rügen, und auch gegen das Polemisiren zu warnen, das sich die strengeren christlichen Lehrer nicht selten auf der Kanzel erlaubten. Dann aber entwickelte er eine Idee von einem Priester- und Prophetenwesen, welches immer in der christlichen Kirche fortdauern müsse, wenn sie sich in ihrer Vollkommenheit darstellen solle. „Ihr Leben, sagte er, bewegt und entwickelt sich, wenn das Göttliche im Inneren das

Aeußere und im Aeußeren das Innere erweckt und ausbildet; und so wird es ein Wachsthum in der Wahrheit und Liebe. Das innere Leben nämlich ist das ewige, das in der Gemeinschaft mit Gott besteht, in welche schon das Kind eingeführt, und der Mensch stets hereingezogen werden soll; das erfordert eine Vermittlung durch Andere, und das ist das ächte, und in heiliger Stille fortdauernde Priesterthum. Jeder, der zu dem Volke Gottes gehört, soll ein solcher Priester seyn für die Seinigen, und die Familie ist das Heiligthum, worin er die Segnungen begründet. So wie der Heerd der Hausmutter angehört, so auch ihr vorzugsweise der häusliche Altar, dieser aber ist die Kinderstube, denn da fängt das Beten an, und da wird die Nähe des Herrn alltäglich erfahren; von außen aber und nach außen wird dieses Leben zu dem täglichen Umgang mit Gott und der Befolgung seines heiligen Willens durch die Belehrung gebildet. Auch sie ist die Aufgabe für jeden Christen, jeder soll zunächst den Seinigen ein Lehrer seyn in Wort, Beispiel, Geschicklichkeit, Aufmunterung; um aber den Geist zur höheren Erkenntniß zu bilden, dazu ist besonders der Vater berufen, und damit diese Erkenntniß überall lauter und kräftig aus der rechten Quelle unter das Volk geleitet werde, dazu bedarf man der Lehrer, insbesondere bedarf für die Erkenntniß jener Wahrheit, die vorzugsweise so heißt, das Haus, das Volk, die Kirche der Geistlichen. Sie mögen dann mit gutem Fuge ihr Amt ein göttliches Lehramt nennen, wenn sie die göttliche Wahrheit lehren, und sie den Gemüthern mitzutheilen verstehen. Damit sie aber einen guten Boden und die rechte Aufnahme finde, so muß der Wahrheit die Liebe entgegen kommen, so wie dagegen die Liebe durch die Wahrheit zur Gottseligkeit erhoben wird. Die Mutterliebe und das geistliche Amt sind also die beiden Elemente, durch deren Zusammenwirken das Leben der Kirche erwächst. Zwar lebt das Priesterthum in dem Herzen eines jeden Christen, aber das Kind erhält in der christlichen Familie die erste Weihe dazu von der Mutter, und so ist sie die Priesterin

des Hauses. Als das Prophetenthum, welches wir meinen, möchte ich das kirchliche Lehramt erklären, weil es dazu bestimmt ist, das kirchliche Gemeinwesen durch das göttliche Wort in der Gemeinschaft des Geistes zu erhalten. Die beiden alterthümlichen Worte wollte ich hier gerne beibehalten, um damit zu sagen, wie in dem Christenthume alles das nur neu geworden ist, das in alter Zeit das höhere Leben in demselben zu verkünden bestimmt war, und wie nun dieses Leben ein Gemeingut für das Christenvolk geworden ist, um durch Frömmigkeit und Sittlichkeit Länder und Staaten zu beglücken."

Der Präses führte dieses noch weiter aus, und Alle hätten ihn gerne noch länger gehört. Der Commissarius fand die Idee neu, und nicht nur interessant, sondern auch praktisch; er bat sich eine Abschrift aus. — Noch kamen auf dieser Synode einige Punkte zur Sprache, wovon er nähere Kunde nahm, indem er diesem oder jenem Misverhältniß Abhülfe zu bewirken versprach. Dahin gehörte die vernachlässigte Sonntagsfeier, die dagegen vermehrte Belustigungssucht und Sittenlosigkeit, der Druck, den die Pfarrer oft von der unteren weltlichen Behörde erfahren mußten, der Misbrauch, welchen sich diese überhaupt von ihrer Gewalt gegen das geistliche Amt erlaubte, die Entweihung des Eides, die Störungen im Schulwesen u. dgl. Er fand hier eine Versammlung von Geistlichen, welche fast alle in der Kirche und für die Kirche lebten; und weniger für sich, als für diese sprachen. Auch baten sie einstimmig den verehrten Mann, daß er ihnen Vorschläge geben möchte, wie sie das Christenthum auch in den bürgerlichen Verhältnissen noch mehr fördern könnten, ohne doch die Grenzen des kirchlichen Amtes zu überschreiten. Der Geheimerath erkannte dieses Zutrauen dadurch dankbar, daß er ihnen von der nöthigen Weltklugheit des Geistlichen sprach, welche aber hauptsächlich durch Einfachheit und Edelsinn des Charakters gewonnen und durch das Christenthum selbst, wie das Beispiel der Apostel beweise, erleichtert werde. Wenn diejenigen, welche sich dem

Pfarramte widmeten, sich durch Sittenanstand und Bescheidenheit auszeichneten, was doch nur dringende Forderung der Zeit sey, so würden sie dann auch ihrem Amte als gebildete Männer persönlich Ehre machen, in den geselligen Kreisen gerne gesehen seyn, und auch da bildenden Einfluß erlangen. Sie würden dann auch auf der Kanzel in das christliche Leben tiefer eingehen lernen, und das Amt des Geistes so geltend machen, daß es sich bei Hohen und Niederen seine wahre Achtung verschaffte. Das sey der sicherste Weg gegen die Herabsetzung des geistlichen Standes, welche dieser bisher nur zu sehr selbst verschuldet hätte. Sie würden übrigens auch darin Weisheit von dem Christenthume lernen, daß sie nicht vor der Zeit Früchte zu ernten verlangten, sondern in dem ruhigen Gange der Natur auf Hoffnung säeten, und so unverdrossen im Werke des Herrn fortarbeiteten. Sie möchten also nur freudigen Muthes in ihrer edlen Thätigkeit fortfahren.

Eine tiefe Rührung sprach mit einigen Herzensworten den Dank der Versammlung aus, die nun der Präses mit einem salbungsvollen Gebete schloß. Bei seiner Abreise sagte der Commissarius, hier sey er wahrhaft in der Kirche gewesen.

Nun kam er in eine etwas entferntere Diöcese, die in einer Gebirgsgegend lag. Sie empfieng den Abgeordneten der Regierung mit einer gewissen Treuherzigkeit, welche ihm auch unter dem Volke in den kleinen Dörfern erschienen war. Der Ephorus zeigte sich ihm bald als einen Mann von gesundem Verstande, von Kenntniß des Volks, aber auch des menschlichen Herzens, und von einer warmchristlichen Gesinnung. Er redete von dem rechten Verhalten des Pfarrers bei den Gefahren, die der Kirche durch separatistische Bewegungen drohen, aber er bewies, daß diese Gefahren bei weitem vergrößert würden, und daß man, wo sie etwa zu besorgen wären, ihnen sehr leicht vorbeugen könne. Er sprach von der großen Unkunde, welche man in den Urtheilen über diesen Gegenstand insgemein bemerke. Da pflege man Ver-

schiedenartiges zu vermischen und zu verwechseln, statt allenfalls die Uebergänge des Einen in das Andere anzugeben, und hiernach würden denn die Heilmittel, die vielleicht gegen das eine Uebel ganz gut seyn könnten, gegen das andere verkehrter Weise angewendet. Wenn z. B. der Separatismus, welcher durch seine Trennung von dem Kirchenverband auch außer den Bereich der geistlichen Behörde heraus, und ganz in den der obrigkeitlichen hereinfällt, polizeiliche Maaßregeln erfordert, so sind dagegen die Zusammenkünfte zur häuslichen Erbauung etwas ganz anderes, und das geistliche Amt hat nur sie zu überwachen, damit sie nicht in jenes Uebel, oder in irgend ein anderes übergehen. Er führte Beispiele an, daß Freunde, die ohne Arges zur gemeinsamen Lectüre der Bibel und anderer erbaulicher Bücher zusammen kamen, auch wohl ein frommes Lied mit einander sangen, von der Polizei aufgehoben wurden, während andere Lese-, oder Spiel-, oder Trink-Gesellschaften ihr Wesen forttrieben, und, wenn sie Lust hatten, die sogenannten pietistischen verspotten durften. Wie ungerecht, ja grausam solche Eingriffe in das heiligste Menschheitsrecht seyen, werde von jedem Unbefangenen tief empfunden. Wo aber der Pietismus schlechter Art sey, wie in der Kopfhängerei, Heuchelei, Beschönigung der Pflichtvergessenheit oder Unsittlichkeit, da sey er ein krankhafter Zustand innerhalb der Kirche, und er fällt der Seelsorge anheim, welcher die Mittel dagegen nicht unbekannt seyn können. Ebenso befinde sich der eigentliche Mystiker in einer Seelenkrankheit, welche gemeiniglich auch mit einer körperlichen verbunden sey, und daher oft die gemeinsame Wirksamkeit des Leibes- und des Seelenarztes bedürfe. Daß man aber die frommen Gefühle, ja sogar die Erkenntniß der Sündhaftigkeit und den Glauben an die Gnade und den Versöhner als Pietismus und Mysticismus in Verruf bringen wolle, sey eine Lästerung des Christenthums selbst. Hierauf gab der erfahrne Vorsteher diejenigen Regeln der Pastoralklugheit an, durch deren Befolgung der Geistliche jene krankhaften Auswüchse (Exantheme) der Frömmigkeit eben

so wohl verhüten könne, als er manche andere Sittenlosigkeit durch Belehrung und Aufmerksamkeit verhütet. Er zeigte an einigen bekannten Beispielen von schwärmerischen Gräueln, daß es nur an dieser Seelsorge gefehlt habe, da man die Verirrung frühzeitig genug hätte bemerken können. Die Seelsorge sey überhaupt nicht so zu vernachlässigen, wie sich in der neueren Zeit die Pfarrer noch durch die Beschönigung, daß man keinem in seinem selbstständigen Charakter zu nahe treten und sich durchaus nicht in Familienverhältnisse mischen dürfe, sich dieser wichtigen Amtsthätigkeit zu entheben pflegten u. s. w.

Einer der Diöcesanen war nicht dieser Meinung, sondern für ein strenges Einschreiten der polizeilichen Behörden, weil ja der Staat eben so wohl als die Kirche durch den Mysticismus und die Sectirereien gefährdet sey. Diesem entgegnete ein Anderer, daß grade umgekehrt die Kirche in ihrer Freiheit Gefahr laufe, wenn der Staat in Sachen der Religion einschreite. Es müsse dem Gewissen eines jeden überlassen seyn, wie er es darin halten wolle, so lange er nicht die bürgerlichen Pflichten verletzt; nur gegen dieses letztere habe die Polizei zu wachen. Dem Staate selbst sey eben wohl durch solche Einmischung nichts weniger als gedient, denn er beraube sich des guten Einflusses, den ihm die Frömmigkeit seiner Glieder gewähre, indem er vielleicht grade die Uebung derselben unterdrücke, und den Indifferentismus noch mehr hervorrufe rc. — Der Präses bat den Commissarius um seine Entscheidung in dieser Streitfrage. Die Antwort war, daß er hier nicht zu entscheiden habe, indessen gerne seine Privatmeinung abgebe. „Weil die Gränzen der Staats- und Kirchengewalt, bemerkte er, grade hierin so sehr in einander laufen, so muß jede Behörde sich mit aller Vorsicht innerhalb der ihrigen halten, und da habe die Staatsregierung allerdings die Pflicht der Aufsicht über die Kirche zu beobachten, daß diese nicht ihre Rechte überschreite, also auch nicht die Gewissensfreiheit und den Privatgottesdienst ihrer Glieder beeinträchtige, daß aber auch die Kirchglieder sich

nichts im Namen der Religion erlauben, was den Gesetzen zuwider ist und das Gemeinwohl in Gefahr bringt, deßhalb habe die Regierung auch das Recht, von jeder Religionsgemeinschaft genaue Kunde zu nehmen, und eine neu entstehende entweder zu genehmigen oder zu verbieten. Was aber die Kirchenregierung in jenen Fällen zu thun habe, sey durch die Rede des Präses ganz richtig und klar vor Augen gelegt, und daß die Geistlichen mehr hierin ausrichten als alle Polizei vermag, bestätige die Erfahrung; das Zurechtweisen der Irrenden durch sanftmüthigen Geist sey das gesegnete Vorrecht, das der Apostel dem geistlichen Amte zugesichert. Das weltliche Amt habe allerdings der äußeren Unordnung zu wehren, und die Strafmittel anzuwenden, wodurch die Menschen von außen in den Schranken gehalten werden, und welche dann rechter Art sind, wenn sie nicht nur die zerstörenden Uebel wegschaffen, sondern auch der inneren Heilkraft, die von der Religion ausgeht, den Zugang bereiten. Je mehr die Zucht- und Strafmittel zugleich die Gewissen erwecken, um desto wirksamer sind sie, und je mehr die Gewissen durch das kirchliche Amt schon erweckt und belehrt sind, um desto seltner treten die Fälle jener äußeren Zügelung ein. Daß nun Kirche und Staat in diesem Punkte sich einträchtlich die Hand reichen, das ist die wichtige und heilbringende Aufgabe für jeden christlichen Staat." Diese Gedanken übergab der Geheimerath den Geistlichen zum eignen Nachdenken. Einer derselben erzählte hierauf einen Fall aus seiner Amtsführung, der zum Belege dienen konnte. In seinem Pfarrdorfe war von den Voreltern her die Sitte ererbt, daß die Eltern bei der Leiche ihres Kindes ihm zu Ehren eine Mahlzeit gaben. Obwohl der Nachtheil der Leichenmahlzeiten überhaupt für das Hauswesen, und bei ansteckenden Krankheiten auch für die Gesundheit der Gäste, des Eckelhaften dabei nicht einmal zu gedenken, öfters in Erinnerung gebracht wurde, so hatte bisher doch keine Abmahnung des Beamten und des Pfarrers auch nur so viel bewirkt, daß wenigstens bei dem Begräbniß eines Kindes

dieser Aufwand unterbliebe. Die Antwort war da immer: „das ist die Aussteuer meines Kindes;" und so war es ein Rechtsgefühl elterlicher Pietät, durch welches diese üble Sitte fortbestand. Nun wollte der Beamte sie mit Gewalt abschaffen. Er setzte eine Geldstrafe darauf, welche jenen Leichenaufwand noch überbot. Der erste Fall, welcher zur Bestrafung vorkam, war bei einer armen Familie. Sie hatte schon zu den Kosten für die Mahlzeit eine nahmhafte Summe erborgt, sollte sie nun auch noch die starke Strafsumme bezahlen, so hätte man sie von Haus und Hof vertreiben müssen, das aber würden sie und alle Einwohner für ein Märtyrerthum angesehen haben; und so hätte die elterliche Pietät jede Strafe ertragen. Der Fall wurde also ignorirt, da ihn ohnehin niemand gerichtlich anzeigte. Er blieb wie jeder folgende Fall unbestraft, und das erfolglose Verbot hatte vielmehr eine Reaction in den Gemüthern bewirkt, wodurch das, was es abschaffen wollte, nur befestiget wurde. Der Pfarrer, der früher schon die polizeiliche Maaßregel dem Beamten widerrathen, aber mit der barschen Antwort abgefertigt worden, man werde schon wissen dem Gesetze Achtung zu verschaffen, suchte indessen von innen heraus seine Gemeinde von jener Unsitte abzubringen. Er zeigte den Verständigeren das Nachtheilige derselben, jedoch so, daß er das fromme Gefühl, welches dabei zum Grunde lag, mit Achtung erkannte, und nur eine bessere Aeußerung desselben wünschte. Das fand allmälig Eingang. Es dauerte nicht lange, so erklärten ihm mehrere Familienväter, sie hätten sich das Wort gegeben, wen von ihnen es auch zuerst betreffen möge, bei der Kindesleiche keine Mahlzeit zu geben. Bald nachher trat schon der Fall ein, und zwar gerade bei einem der wohlhabendsten Väter, er ließ sein Kind begraben ohne Mahlzeit; so geschah es bei dem zweiten und dritten Falle in dem Dorfe, nach Jahr und Tag dachte niemand mehr an diesen veralteten Gebrauch, und die elterliche Pietät hatte nicht das mindeste durch diese Abschaffung gelitten.

Mehrere Beispiele der Art wurden zur Zufriedenheit des Commissarius erzählt und besprochen. Unter andern auch einige, die leider nicht grade zu den seltnen gehören, wo die Gerichtsstuben Leidenschaften aufregen, welche durch Seelsorge, Predigt und Katechismuslehre schon vernichtet schienen, die aber der Geistliche nie aus der Acht lassen darf. Denn gewiß kann er doch immer bei Vielen z. B. Rachsucht und Tücke durch das innerlich belebte Christenthum aus den Herzen ausrotten, und auf diese Weise gelingt es ihm wirklich zuweilen, diese Dämonen aus der ganzen Gemeinde zu verbannen. Auch theilte einer der Anwesenden die rührende Erfahrung mit, wie ein Verbrecher seine Hinrichtung, wozu ihn das Gesetz verurtheilte, als ein Opfer der Gerechtigkeit verlangt, und sogar eine höhere Liebe der Richter darin gefunden habe, daß sie ihn dieser freien Unterwerfung fähig gehalten. Es wurde bemerkt, daß auch in diesem Falle der sittliche Einfluß durch das Gleichartige vermittelt erscheine; und daß die Regierung, welche auf der einen Seite auch strenge Strafen ausführen muß, auf der andern Seite auch das schöne Recht der Begnadigung ausüben wird, sobald sie sieht, welches grade zur Erweckung des sittlichen Gefühls im Volke am meisten wirke. Auch wurde die erfreuliche Erfahrung mitgetheilt, wie ein Pfarrer den Hang zum Obst- und Felddiebstahl durch den Katechismusunterricht aus seiner Gemeinde fast völlig vertilgt habe, durch die Beihülfe williger Ortsvorstände. In einer andern Gemeinde war Fleiß an die Stelle des trägen und lüderlichen Lebens getreten. Mehrere erinnerten dabei, daß die großartige Verbesserung, welche der sel. Oberlin im Steinthal bewirkt, nicht minder segensreich auch im Kleinen von dem Landgeistlichen bewirkt werden könne. Dagegen sey es nicht gut, daß die Geistlichen, wie es jetzt geschehe, sich viel mit den landwirthschaftlichen Vereinen zu thun machen.

Diese Unterhaltungen, welche aus dem Leben sprachen, führten auf die Bildung der Volkssitte durch Gesetz und Evangelium zurück. Einige rühmten die Bemühungen des

Sultans seine Türken zu civilisiren, andere äußerten ihre Besorgniß, daß sie nicht zum besten Ziele gelangen möchten, indem theils der Islam, theils wirklich auch manches fromme Gemüth sich dieser Art von Reformation widersetzen, und am Ende auch in jenem Reiche der Zeitgeist für seine Irreligiosität desto mehr Herrschaft gewinnen werde, denn die Gewissen würden verletzt. Darin war man einstimmig, daß nur in den christlichen Staaten eine Regierung möglich sey, in welcher Sitte und Gesetz vollkommen Eins werde, und das für das sittliche Leben, für die Blüte der Humanität. — Die Worte, mit welchen diese Synode geschlossen wurde, waren Geisteswörte, welche jeden der Anwesenden für solches Fortwirken neu belebten.

Unterwegs besuchte der Geheimerath vermöge Auftrags noch eine separatistische Gemeinde. Sie hatte eine ähnliche Einrichtung, wie die der Brüdergemeinden, und wegen ihrer christlichen Grundsätze, Ordnungsliebe, guter Sitte und Arbeitsamkeit war ihnen von der Landesregierung ihre kirchliche Absonderung zugestanden worden. Er fand, daß wohl eine kleinere Gemeinde der Art hier oder da bestehen könnte, welche durch ihre Religionsgesetze zugleich eine politische bildet, daß aber sowohl die genaue Aufsicht der Landesregierung, als der Einfluß der Landeskirche nöthig sey, wenn sie in guter Ordnung bestehen soll; von langer Dauer seyen solche Verbindungen ohnehin nicht, auch lasse die Civilisation mit ihrem vielfachen Verkehr nur unter seltnen und zufälligen Verhältnissen dergleichen Absonderungen zu.

Nach acht Tagen war der Commissarius von seiner Reise zurück, und schickte auch alsbald seinen Bericht ab. Denn er hatte den Grundsatz, daß eine gleichbaldige Erledigung in dergleichen Geschäften von mehr als doppeltem Werthe sey. Die Regierung hatte dasselbe Princip, und in wenigen Tagen waren die Zurechtweisungen, Aufmunterungen, neuen Einrichtungen, seinen Vorschlägen entsprechend, an die verschiedenen Orte ergangen. Der Minister selbst hatte die Idee von einer vereinigten Wirksamkeit des Staates mit

der Kirche zur Verbesserung des Volkes durch diesen Bericht lieb gewonnen, weil in demselben ihre verlässige Ausführbarkeit vor Augen lag.

Aber auch seiner Hausgesellschaft konnte der Geheimerath manches aus jenen Verhandlungen mittheilen, das zur vollständigeren Einsicht in die früher besprochenen Puncte diente. Wie das öffentliche und häusliche Leben in dem Volke durch das kirchliche versittlicht und fortgebildet werde, ergab sich aus der Würdigung der Wirksamkeit, welche dem geistlichen Amte zukomme. Sie vermag es, die Kinder in das christliche Leben einzuweihen, die Familien in demselben zu fördern, und so ganze Gemeinden durch fromme Gesittung in einen glücklichen Zustand zu versetzen. Denn auf diesem Wege werden die schlimmsten Hindernisse des Wohlstandes weggeschafft, und die besten Triebfedern der Ordnung und Thätigkeit in Bewegung gesetzt. Auch der Arme bescheidet sich dann mit dem, was Gott ihm giebt, und der Reiche lernt Gottes Gaben gut anwenden, und wird vor Unzufriedenheit bewahrt. Ueberall sieht man da fröhliche Gesichter, und fühlt sich unter guten Herzen; nirgends hört man da Geschrei oder Wehklage, nirgends sieht man lässige Hände, außer bei Schwachen, und auch diese werden unterstützt; auch wird das Laster der Trunkenheit da schon von weitem abgehalten. In einer solchen Gemeinde waltet durchaus die Liebe. Der Geheimerath hatte wirklich solche Dörfer kennen gelernt, wo seit Jahren kein Proceß vorgekommen, wo schon die Sittsamkeit der Jugend einen freundlichen Eindruck auf ihn machte, wo er überall den Segen der arbeitsamen Bewohner sah, und wenn er hier und da aus einem Hause des Abends ein geistliches Lied vernahm, so wurde er selbst schon im Vorübergehen von dieser Andacht ergriffen.

„So fließt aus der Kirche das geheiligte Leben in das Volk!“ und mit diesen Worten gaben sich die jungen Freunde die Hand, um in ihren künftigen Wirkungskreisen, wie sie auch aus einander liegen möchten, doch darin zusammenzutreffen.

V.

Die Geistesentwicklung in dem Christenthum.

Die Abwesenheit des Hausvaters hatte indessen die Studien seiner Gäste nicht unterbrochen. Sie hatten ihre Aufgabe, eine Uebersicht der Literatur von ihren drei Nationen zusammenzustellen, zu lösen gesucht, und der junge Freund, welchem dieser Gegenstand besonders nahe lag, hatte es übernommen über das Ergebniß einen Bericht in der nächsten Abendsitzung zu erstatten, der jedoch nur in einem ganz allgemeinen Resumé das Verhältniß der Geistesbildung zum Christenthum andeuten sollte. Der Vorsitzer gewährte ihm sehr gerne, daß er aus der alten Zeit begann, um vorerst den vorchristlichen Entwicklungsgang der Menschheit ins Auge zu fassen *).

---

*) Der Verf. bittet das Folgende theils als Hinweisung auf seine Geschichte der Erziehung, insbesondere aber auf die Einleitung in dieselbe, theils als Ergänzung dieser, wenn gleich ausführlichen, Einleitung hinzunehmen. Er verbindet damit das Bekenntniß, daß er auch jetzt noch jedes Wort in derselben unterschreibt, und überzeugt ist, es werde eben auch jetzt dem Freunde der Menschenbildung dienen, welcher es unbefangen von dem Zeitgeiste, dem es freilich nicht huldigen konnte, zu lesen würdigt. Dieser Zeitgeist kann es nicht verzeihen, wenn man das Christenthum für die Entwicklung der Menschheit fortwährend festhält, denn er will darüber hinaus. — Auch bittet der Verf. aus dem 1ten B. seiner Nachträge zur Erziehungsl. S. 145 fg. hierbei nachzusehen. Was er gesagt, wird sich bewähren.

„Wie wir aus dem Keime die Pflanze erwachsen sehen, die endlich als Baum unzählige Zweige erhebt, so sind wir versucht, auch die Bildung der Menschenwelt zu betrachten. Das aber hat schon manchmal irre geführt; denn hier ist die Entwicklung nicht so einfach. Wollten wir uns die Völkerbildung in einem solchen einfachen Auseinanderwachsen denken, so müßten wir bei den Chinesen und Indern anfangen, weil sie in unserer bisherigen Geschichtsforschung als die ältesten auftreten, und aus jenen östlichen Ländern müßten wir alle geistige Entfaltung ableiten. Da hätte denn die Phantasie einen schönen Spielraum. Nach der so natürlichen Ansicht, das Menschengeschlecht gleich dem Menscheninbividuum in seiner Kindheit, Reife, Altershöhe zu betrachten, würden wir in den Chinesen die kleinen Kinder sehen, in den Völkern immer weiter nach Westen hin die heranwachsenden Kinder, die dann in den Griechen das blühende Jünglinsalter erreichen, bis endlich in dem westlichen Europa der Mensch in seiner Ausbildung erscheint, in seinem Mannesalter; wo denn die Analogie die jetzige hohe Cultur unserer Nationen der Decrepitüde entgegen führen würde. Aber so ist es nicht. Das Völkerleben hat sich von alten Zeiten her vielfach in einander verschlungen. Kaum finden wir einige Fäden auf, welche uns in dem Uebergange der Bildung von einem zum andern zurechtweisen. Da sehen wir wohl, wie die Cultur der Aegypter auf die der Inder zurückdeutet, und wie die Griechen von ihnen und aus Asien manches überkommen und gelernt haben, aber damit haben wir noch lange nicht alles, und kaum von einer Seite her die Urkunde, welche uns von einem tiefer liegenden Gesetz der Menschheit spricht.

Dieses Gesetz wird überhaupt nicht in der Historie aufgefunden, sondern erst in der Philosophie gedacht — wie unserer Literatur der verewigte Herder seine „Ideen für die Philosophie zur Geschichte der Menschheit", die wohl mit Recht und bleibend so heißen, hinterlassen hat —, aber nicht anders als durch eine höhere Offenbarung erkannt. Es ist das Gesetz der göttlichen Regierung auf unserm Erdplaneten.

Die Geisterwelt, welche denselben bewohnt, ist das Menschengeschlecht, dieses aber ist von Anfang aus seinem seligen Zustande gefallen, und die ewige Liebe ist für dasselbe die erlösende geworden. Daher die Wehmuth und Sehnsucht, die auch in den alten Poesieen hindurchspricht. Doch ich darf von meiner Aufgabe nicht abkommen.

Die Literatur der alten Völker besteht vorzugsweise in Poesieen. Das wirkliche Leben kann ja dem Geiste, der seine Flügel fühlt, nicht genügen; er schwingt sich in die Regionen der Ideale hinauf, wo ihm das erscheint, was er hierunter vermißt, und das ihn zur Mittheilung durch Gesänge begeistert. Er zieht damit Zuhörer herbei, und auch ihnen geht das Herz auf. So sind die Sänger die ersten Bildner des Volkes geworden, und die Dichter wurden dann auch die eigentlichen Lehrer. Hat aber der Geist einmal seinen Aufschwung in einem Volke erhalten, so bleibt er nicht an einer Stelle schweben, sondern er sucht das Licht weiter hinauf, und will sich nun auch belehren. Er forscht und denkt und ersinnt und erfindet und kommt auf Künste und Wissenschaften. Damit beginnt die Periode der Reflexion, welche nach dem Naturgesetze des Geistes stets auf die der Anschauung zu folgen pflegt. An die Stelle der Sänger treten da die Religionslehrer, und neben den Poeten sind es die Philosophen, welche den Geist so hoch emporflügeln, als er nur zu athmen vermag. Nur wenige ertragen diese höchste Region, in welche selbst ein Platon nur im Traum als Schwan sich hinaufziehen sah *). Hat nun die Kunst, hat

*) „In dem Begriffe zu sterben, sah sich Platon in einen Schwan verwandelt, und von Baum zu Baum sich hinaufschwingen; denen, welche ihm nachstellten, machte er viel zu schaffen, ohne daß sie ihn erhaschen konnten." S. Heerens Bibl. der alten Lit. und Kunst 2ter B. Anon, vit. Plat. Der Sokratiker Simmias gibt diesem Traume die Auslegung, „daß jedermann sich bemühe Platons Verstand zu erfassen, aber keiner es vermöge, sondern jeder sich aus dem, was er so meine, die Erklärung mache, er mag nun Theologisches oder irgend etwas anders erfassen wollen. Dasselbe mußte auch Homer über sich ergehen lassen"—,

die Poesie, hat die Philosophie in einem geisteskräftigen Volke, wie die Griechen waren, den höchsten Blütenstand erreicht, so bringt die Bildung mehr und mehr die Frucht der Wissenschaft zur Reife, von diesem Moment an sinkt sie aber zurück, wenn nicht fortwährend der Geist aufs neue empor gehoben wird. Das legt uns das Beispiel der Griechen in historischer Klarheit vor, diesem zunächst das der Römer; in der Literatur der andern Völker des Alterthums scheint uns derselbe Gang von Aufblühen und Hinwelken auch durch das Dunklere ihrer Geschichte hindurch. In jedem finden wir ein Blütenalter ihrer Dichter und Lehrer, und hierauf ein meist schnelles Hinsinken seiner schriftlichen so wie überhaupt seiner geistigen Lebenszeichen.

Was ist es nun, das ihrem Aufschwunge auf die Dauer entging? Warum erstarb die Kraft, die doch in dem Geiste unsterblich seyn sollte, und warum war sie nur stark genug bis zu einem gewissen Puncte sich zu erheben, aber nicht so stark, um sich wenigstens zu erhalten auf dieser Höhe? Diese Frage dringt sich uns bei jedem Volke auf, das wir unter die gebildeteren setzen, und nicht minder bei den Geisteswerken unserer Nationen. Denn auch bei diesen erblicken wir eine Zeit ihrer Blüte oder Classicität, und klagen dann, daß sie nicht mehr da sey. Wir finden wohl diesen oder jenen Grund, woraus wir uns den Verfall erklären, aber immer keinen, der uns befriedigt. Die politische Lage eines Volkes erklärt ihn nicht, weil man in ganz entgegengesetzten Lagen sowohl ein Aufstreben als ein Herabsinken des geistigen Lebens erblickt. Will man die Ursache der Abnahme in

---

„Oder vielmehr alle große Menschen, — setzte der Freund (Creuzer) hinzu, der einst dem Verf. dieses mittheilte —; die hohe Wahrheit ihrer Ideen scheint jedem seine eigene Wahrheit und Erfindung." — Wenn Simmias weiter aus diesem Traume schließt, was auch die ganze reinigende und läuternde Lebensweise Platons bezeuge, daß er ein „Apollinischer" Mensch gewesen, so möchten wir in jenem Bilde vielmehr die Sehnsucht nach einem Lichte erblicken, das dem Menschen nicht aus eigner Vernunft leuchtet.

einer Verweichlichung finden, so hat man damit nur etwa die nächste gefunden, aber fragt man weiter, woher denn diese? und warum schützte sich der so stark gewordene Geist nicht gegen das Uebel, sondern unterlag ihr nun mehr? so sieht man in ihr vielmehr die Wirkung als die Ursache der Geistesabnahme; diese selbst ist also nicht im mindesten erklärt. So vernehmen wir jetzt fast in allen literarischen Blättern und Unterhaltungen die Klage über den verschlechterten Geschmack in der Musik, in der Poesie, in der Literatur, ja es gehört zum guten Ton diese Klagen zu wiederholen; aber vergeblich horcht man hin, um etwas Gründliches zu hören, woher denn das Unheil eigentlich komme, damit man doch auch wisse, wie demselben abzuhelfen sey.

Man könnte auf ein Naturgesetz zurückgehen. Wie bei dem einzelnen Menschen ein Höhepunct des Lebens ist, nach welchem dasselbe wieder zu sinken beginnt, so bei ganzen Nationen und im großen Völkerleben; und so wäre es nicht anders mit der Geistesblüte. Sie beweiset in der Geschichte eben doch keine fortdauernde Kraft. Alles Schönste ist das Flüchtigste. Manches erbt von den Eltern auf die Kinder fort, und auch Talente bisweilen auf mehrere Generationen hin, und werden auch wohl einer ganzen Nation eigen, aber nicht das Genie, fast so wenig, wie die freie Willensbestimmung, läßt sich fortpflanzen, und hierin ist auf keine Dauer in die künftigen Zeiten zu rechnen. Vielmehr schlägt es oft so um, daß es scheint, als habe sich der Quell in den Eltern erschöpft, und die Kinder müßten nun kraftloser hinleben, wie überall auf eine Anspannung eine Erschlaffung erfolgt. Wollten wir nun dieses Gesetz etwa auf die Literatur anwenden, so würden wir z. B. das Steigen derselben in Italien bemerken, bis sie in einem Dante aufs höchste heraustritt, dann noch in einigen Repräsentanten fortblüht und nun etwa von Tasso an zu sinken beginnt; und so weiter was die romantische Poesie betrifft in Spanien, in Frankreich, in Deutschland, in England. So könnte man denn auch in der Kunst die classische Zeit und ihre Repräsentan-

ten auszeichnen, z. B. in der Malerei einen Raphael, in der Musik einen Händel, (obwohl auch da schon die Urtheile mislich sind), und von diesem Puncte an würde man die Verschlechterung des Geschmacks gewahren. Dieses Steigen und Fallen ließe sich nicht nur bei einzelnen Nationen, sondern auch in dem Culturgange der Menschenwelt überhaupt bemerken. Selbst das Gesetz der Ausgleichung nach Laplace ließe sich auf solches Steigen und Fallen als eine Ebbe und Fluth in der Culturgeschichte anwenden, und so würde man den alten Historikern nicht abstimmen, welche einen solchen Wechsel, wie sie ihn rückwärts sahen, auch vorwärts erwarteten.

Nur tritt hier etwas entgegen, das zum Verwundern fast ganz übersehen zu werden pflegt. Das Geistesleben ist ja nicht das Naturleben. Die Gesetze im Reiche der Geister stehen über den Gesetzen der sichtbaren Welt, und sie gelten auch in der Menschheit. Denn obgleich der Mensch auch den physischen ebenwohl unterworfen ist, so dürfen wir doch jene höheren nicht übersehen, und sie walten wirklich in unserm Geschlechte. Der Geist ist zum ewigen Leben bestimmt, und da ist an kein Zurücksinken und Hinsterben zu denken. Seine Blüte dauert immerfort, oder vielmehr er lebt in einem immer frischen Aufblühen. Und das ist auch das Gesetz für die Menschheit im Ganzen, nur daß sie mit den inneren Hindernissen, welche sie sich selbst durch ihr Verderben zugezogen, beständig zu kämpfen hat. Daher denn auch das Zurücksinken ganzer Völker. Daß indessen ein Fortschreiten überhaupt statt finde, das fühlt der Gemeinsinn und ohne dieses aus der Tiefe sprechende Bewußtseyn würde sich nie der Eifer für die Verbesserung geregt, würde es keine Lehrer und Bildner gegeben haben, welche für die Nachwelt thätig waren. Die alte Welt nannten solche hervorleuchtende Männer die Weisen: hätte sie nicht selbst an ein solches Fortschreiten geglaubt, so würde sie grade solche vielmehr die Thoren genannt haben. Denn was ist thörichter als ein Abmühen ohne den Glauben an Erfolg?

Dieser Glaube liegt ursprünglich in dem menschlichen Geiste so gut wie der an Unsterblichkeit und wie der an Gott. Aber als solche Naturanlage ist er nicht hinreichend. Er ist zu schwach und zu schwankend unter den beständigen Widersprüchen, welche er in dem Gange der menschlichen Dinge erblickt; er bedarf einer Stärkung, die aus einer ganz andern Quelle kommt, er bedarf der Offenbarung. Woher wollten wir denn sonst in den Willen schauen, der die Welt regiert, woher die Zukunft des Menschengeschlechts wissen? Alles, was die Philosophie darin zu wissen vermeint, ist doch höchstens nur Poesie.

Nun aber hat uns Gott seinen Rathschluß geoffenbart, es ist die erlösende Liebe.—Was hat aber damit die Cultur- oder gar die Literatur-Geschichte zu thun? wird man fragen. Allerdings sehr viel; es ist damit das Princip alles Urtheilens über die Geschichte der Menschheit gegeben, und nur erst damit ist ein begründetes Urtheil über den Entwicklungsgang möglich. Man wird einwenden: „so meint es nur der gläubige Christ, der Denkgläubige aber hat daran nichts." Wir erwidern, daß wir eben das selbst gesagt und oft wiederholt haben: nur das Christenthum giebt den Aufschluß über unser Leben, und das sichere Ziel für alle Bildungsthätigkeit *).

Hiernach bestimmt sich unser Urtheil 1) über das Steigen und Fallen der Geistesbildung, 2) über das Mittel für ihren bleibenden Wachsthum. Der erste Punct sucht, wie wir bemerkt haben, vergeblich seine Erklärung in dem Natur-

*) Der Verf. hat dieses in einer besondern Abhandlung weiter, und wie er hofft zur klaren Ueberzeugung für jeden, dem die Erziehung anliegt, in s. Nachträgen zur Erz. L. im 1ten B. (S. 179 fgg.) dargelegt; in der Schulrede: das Christenthum der höchste Standpunct für die Erziehung und ihre Geschichte. Sie will gelesen seyn, sie gehört ganz hierher, die obige Rede deutet nur darauf hin, was sie enthält. Der Epilog in dems. 1ten B. (S. 333 fgg.), ein Gespräch mit einem Gegner, und noch einige Abh. im 2ten B. gehören ebenfalls hierher.

gesetze, denn sie kann nur in dem Willen gefunden werden, welcher auch über die Geisterwelt gebietet. Daß uns seine Wege öfters tief verborgen seyn müssen, sagt uns der Glaube an seine Weisheit, welche kein endlicher Geist erforscht, daß aber manchmal jenes Fallen in dem einen Volke ein Steigen in dem andern geworden, das läßt uns die Geschichte der Vergangenheit sehen, und damit bestärkt sie unsern Glauben. Noch mehr bestärkt sie ihn aber, wenn wir den Blick auf das Ganze werfen; denn von jenen hingeschwundenen Völkern der alten Welt ist uns doch ein großer Gewinn zugekommen, und überall war ihre Cultur eine Saat, deren Früchte wir noch ernten, und die sich auch auf die Nachwelt fortpflanzen. Wir müssen jedoch diese Belehrung aus der Geschichte darin festhalten, daß der Glaube an die Vorsehung jeden Zweifel löset; seine unerschütterliche Festigkeit erhält er aber erst in der Erkenntniß der göttlichen Liebe, welche das sündhafte Menschengeschlecht erlöst.

Das führt uns unmittelbar zur zweiten Frage: welches ist das Mittel der Geistesbildung einen bleibenden, d. i. fortschreitenden Wachsthum zu sichern? Denn das menschliche Verderben ist doch die Ursache von Störung und Verfall der Bildung; und verdoppelt wird diese Ursache dadurch, daß man sie nicht erkennt; das Schlimme ist auch hier jene allgemeine Verblendung. Indem das Menschengeschlecht zugleich unter den physischen Gesetzen steht, so wird es in dem Grade denselben tiefer unterworfen, als die gegenwirkende Kraft mangelt, diese mangelt aber da, wo nichts ist, das dem Geiste seine Flügel erhebt. So lange wir in einem Volke etwas Begeisterndes finden, sehen wir auch in der Poesie, in der Kunst, und weiterhin in der Wissenschaft eine gewisse Erhebung, welche dann vorzüglich in genialen Menschen erscheint, und so lange fortdauert, als jenes Etwas begeistert. Was nun dieses auch seyn mag, Liebe, Freiheit, Vaterland, Schönheit, Religion — immer muß doch noch etwas hinzukommen, das den Sinn dafür erweckt und in die Geistesregion hinaufschwingt. Das kann nichts anders seyn, als

die geistige Lebenskraft selbst. Wodurch erhebt sich aber nun diese? und was gibt ihr den Impuls? Aus ihr selbst geht zwar der Aufschwung hervor, aber es muß sie doch etwas, das über den sinnlichen Hang übermächtig ist, in Thätigkeit setzen. Wisset Ihr etwas anders, als das Göttliche in dem Menschen? Ich weiß nichts anders, und weiß auch nicht, daß in alter und neuer Zeit auf etwas anders hingewiesen wäre als auf „das Göttliche" in dem Menschengeiste. Was aber ist dieses? Bei einem sicheren Gefühle begnügen wir uns leicht mit einem Wort. Denn wer wird sich nicht dieses Göttlichen mehr oder weniger in sich selbst bewußt?

Erfassen wir aber nun dasselbe tief in seiner Wurzel, so finden wir es in dem Puncte, wo unser Geistesleben von Gott ausgeht, und sich in ihm festhält. Es ist die Gemeinschaft mit Gott, deren wir durch den Glauben inne werden. Sie wird jedem Menschen in seinem Gewissen kund, auch der rohe Heide ahnet sie, der Christ aber erkennt sie, und zwar als das, was der Erlöser das ewige Leben nennt. Wo nun der Geist seinen Aufflug rein in diesem seinem höchsten Seyn gewinnt, da beweiset er auch seine vollkommenste Kraft in allem, was er thut, und wenn sich diese Kraft in ein ganzes Volk ergießt, so kann sie nicht mehr in demselben untergehen. Das ist die Geisteskraft, die mit dem Christenthum unter die Völker ausgegangen ist, unter denselben die bessere Civilisation bewirkt hat, vornehmlich in Europa, und uns eine Art von Sicherheit einflößt, daß unser Erdtheil oder überhaupt die Europäische Cultur nicht das Schicksal haben werde, welches die alte Asiatische hatte. Wenn auch hier und da ein Fallen bemerkt wird, so ist doch das nie so tief, daß nicht das Steigen immer wieder einen höheren Grad erreichte. Die Geschichte der Wissenschaften zeigt diese Fortschritte bis nun mehr zu dem Ende des zweiten Jahrtausend, und so wie wir jetzt höher stehen als das Mittelalter stand, so wird das künftige Zeitalter eine noch höhere Cultur aufzeigen. So ist es im Allgemeinen.

Größere Schwierigkeit aber liegt vor, wenn ich in das Einzelne eingehen sollte. Daß in jeder Aeußerung der Geisteskraft das Göttliche mitwirkt, folgt schon aus dem Wesen dieser Kraft. Wer wollte auch läugnen, daß der Künstler, der Dichter, der denkende Forscher sein Göttliches, sey es nun viel oder sey es wenig, besitze? „Ein Gott ist in uns!" ruft der begeisterte Dichter aus; und einem Phidias wie einem Raphael, auch manchem Philosophen, sind überirdische Gestalten erschienen; ohne die Ideen liegt überall der Geist darnieder. Aber in keiner der genialen Seelen sind die Urbilder rein geblieben, schon in demselben Momente, als sie ihnen erschienen, haben sie sich in die sinnliche Hülle eingelassen, wie sie eben aus dem Stoffe dieses Menschenkindes gewoben war. Mit vollkommnem Rechte dürfen wir also behaupten, daß Kunst und Wissenschaft noch nirgends in ihrer himmlischen Klarheit aufgetreten.

Wo aber und wann werden sie so auftreten? Sollten wir nicht kühnlich antworten: da wo das Christenthum den Menschen ganz durchgebildet hat, in der Zeit, wo Geist und Gemüth überall unter dem Volke in dem Elemente des Christenthums lebt und webt? Würden wir das aber so gradezu sagen, so veranlaßten wir nur Misverständnisse. Denn einmal würde man uns so verstehen, als wollten wir außer der christlichen Religion nirgends in der Welt etwas gelten lassen, und am Ende gar alle Kunst und Wissenschaft den Gesetzen der Kirche unterwerfen; für's andere, als schrieben wir nur dem Glauben des Christen die Kraft zu, den Geist in eine höhere Region zu erheben. Beides kann unsere Meinung nicht seyn. Wir wollten nur auf das hinweisen, das der Cultur ihre unvergängliche Dauer zusichert, und das finden wir — wie ich immer wiederholen muß — nur in dem Christenthume.

Wenn es uns hiernach gelingen sollte, in allen Künstlern, Dichtern, Lehrern das, was etwa an ihnen zu tadeln ist, jenem Hauptmangel zuzuschreiben, so würden wir doch damit nicht ausreichen, denn es würde sich sogar ergeben,

daß das Herrliche, was sie geleistet, eben daher komme, daß sie außerhalb des Christenthums gestanden. Was wäre ein Homer ohne seinen Olymp? Und was wären alle Geister Griechenlands ohne ihr hellenisches Heidenthum? Wie konnten je die Werke der Kunst, die nun als ewige Muster dastehen, in einem christlichen Volke geschaffen werden? Wir erinnern uns hierbei unwillkührlich an Schillers Gedicht „die Götter Griechenlands“, das uns zwar nicht gefallen konnte, aber doch eine Aufgabe des Nachdenkens geworden. Und wir dürfen nicht einmal bei den Griechen und Römern stehen bleiben, sondern dürfen auch älteren Völkern in ihrem Heidenthume bis über den Ganges hinaus den Ruhm von hoher Geistescultur nicht absprechen. Laßt uns vielmehr mit der Wahrheitsliebe, welche unsere Religion selbst uns einflößt, offen bekennen, daß wir in vielen Denkmalen der vorchristlichen Zeit einen hohen Schwung des menschlichen Geistes nicht verkennen, ja daß wir unter derselben so manche herrliche Ideale finden, welche in der christlichen Denkart gar nicht hätten entstehen können, daß wir also dem Heidenthume sogar einen Vorzug in einer der wichtigsten Entwicklungen der Menschheit zuerkennen müssen.

Wie aber? werden wir uns fragen, wie können wir nun noch unsern Grundsatz festhalten: alle Bildung der Menschheit erwächst nur in dem Grade, als das Christenthum auf sie einfließt? Unterscheiden wir nur die Gesammtbildung von den einzelnen Richtungen, in welchen der menschliche Geist entwickelt werden soll. Das classische Alterthum hat solche zur Vollendung gebracht, und sie sind Schätze für alle Zukunft geworden. Wodurch aber sind sie uns Gewinn geworden? Sie wären es gewiß nicht, wäre nicht der Geist zu der Freiheit gelangt, wodurch er sie ganz zu würdigen und auch ihr Gutes sich anzueignen vermag. Jene Poesieen der Griechen stellen uns die Schönheit so dar, wie wir sie ohne dieselben vielleicht nie würden erschaut haben; hiermit ist also etwas in der Menschheit vollendet, das sie nunmehr besitzt, und fortwährend besitzen wird. Die Griechen mußten

grade in jener Zeit, in jenem Polytheismus, unter jenen Umständen, und grade als der dafür organisirte hellenische Stamm leben, um dieses zu leisten, und hiermit ihre Stelle in der Entwicklung der Menschheit einzunehmen, ihre Bestimmung auch für die Nachwelt zu erfüllen. Ja, um an etwas Heiliges zu denken, auch die herrlichen Psalmen konnten nur in der vorchristlichen Zeit entstehen. Damit aber aller dieser Gewinn nicht wieder verloren ginge, so mußte die Kraft eintreten, welche alles Schöne, Wahre und Gute erhalten kann und will.

So ist es mit Allem, was uns das Alterthum und die Folgezeit von vielen Nationen überliefert hat. Die christliche Bildung weiß es zu schätzen, zu erhalten, und anzuwenden. Jede Richtung ist einseitig: die christliche Bildung ist allseitig; und das vollendete, welches die einseitige darstellt, wird in der christlichen zur Gesammtbildung. Auch wird der Geist in dem Christenthum in seine wahre Freiheit erhoben, und erst da kann er das Wahre von dem Falschen, das Preiswürdige von dem Nichtigen unterscheiden; nur der freigewordene sieht alles unbefangen an, und urtheilt gerecht. Wen keine Leidenschaft oder Absicht gängelt, der und nur der hat den offenen Sinn für alles, was den reinen Menschen ansprechen will. So wie man bemerkt haben will, daß im Alter der Schönheitssinn reger und reiner werde, weil ihn da keine Begehrlichkeit stört, so muß auch der Wahrheitssinn und Edelsinn gereinigt erscheinen, wo sich der Geist zum Ueberirdischen aufgeschwungen hat. Das aber ist der Geist, der in dem Christenthume lebt. Und so werden von ihm alle die einzelnen Schätze, die er vorfindet, dankbar aufgenommen und zur Humanität im Ganzen verwendet. In diesem Sinne verstehen wir es, sowohl psychologisch als historisch, daß alle Bildung nur in der christlichen erwächst. Hieraus fließen denn auch alle Grundsätze einer Erziehung, die den Namen verdient.

Als in dem Mittelalter die klösterliche Denkart die Jugend von den alten Classikern abzog, weil sie Heiden seyen,

und als diese Abwendung des Sinnes von dem Geistesleben, welches in jenen Alten zu schauen war, in Europa herrschend wurde, so war das nur ein Zeichen von dem Verfall des Christenthums unter den roheren Völkern, und es stand damals mit dem christlichen Leben nicht viel besser, als mit der Rohheit oder einseitigen Bildung unter den Völkern, die sich dem Islam ergeben hatten. Mit der Wiederherstellung der griechischen Literatur ging die Wiederherstellung des Evangeliums Hand in Hand *).

Es macht auch die Wissenschaften frei, aber vielmehr es macht in dem Geiste den Wahrheitssinn völlig frei. Wenn schon der Weise von Samos eine Reinigung des Geistes verlangte, um die Wahrheit zu erlernen, wenn der Weise von Athen sie auf diesem Wege zu lehren suchte, und wenn sein großer Schüler auf eben diesem Wege den Thron der Philosophen erhielt, wie weit wird nicht der Christ eindringen können, der in tiefer Selbsterkenntniß seine Vernunft reinigt, der da weiß, daß nur die, welche reines Herzens sind, Gott schauen, und der in Gott die Wahrheit selbst findet, indem er mit Liebe zu dem Urquell des Lichtes hingestrebt! Die Natur ist seines Gottes Werk; sie liegt vor ihm ausgebreitet, daß er sie erforschen und sie beherrschen soll; die Himmel verkündigen ihm die Herrlichkeit des Herrn, und er dringt in ihre Tiefen ein; das Menschenwohl ist der Wille der ewigen Güte, die er anbetet, und darum sinnt, erfindet, arbeitet er um dieses Wohl geistig und leiblich zu fördern. Das zeigt ja auch die Geschichte. Unter den christlichen Völkern haben alle Forschungen neue und weitere Fortschritte gewonnen, und was wir in den Denkmalen der alten

---

*) Des Verf. Geschichte der Erz. weiset dieses alles an mehreren Orten historisch nach, im 2ten B. S. 1 fgg. 128 fg. 225 fg. 229 fgg. u. a. m. und s. Erziehungs- u. Unterrichtslehre, wie auch s. Buch über die Schulen zeigt pädagogisch, welchen hohen Werth die classische Bildung hat, und wie sie sich nicht nur mit der christlichen verträgt, sondern von dieser auch gefordert wird, wie aber überhaupt die christliche die Seele aller Bildung ist.

Völker bewundern, wissen wir als Belehrungen zu benutzen. In der christlichen Welt sind die Wissenschaften in einem immer höheren Steigen begriffen. Auch hierin bewährt es sich, daß das Christenthum den Geist am höchsten in die Lichtregion emporschwingt. Es macht die Erforschung der Wahrheit und die Vermehrung der Kenntnisse nicht nur zur Pflicht, sondern flößt auch dazu Eifer und Liebe ein. Als ein Galilei zu dem bekannten Widerrufe gezwungen wurde, so war das ein Zeichen von Verfall des Christenthums, aber zugleich eine Ankündigung der neu erwachenden Geisteserhebung. Jede Unterrichtslehre hat dieses zu bedenken, um das christliche Princip in seiner Reinheit wirken zu lassen, nicht so, daß eine kirchliche Gewalt den Geist der freien Forschung einenge, sowenig, als unsittliche Denkart ihn umnebeln darf*).

Kurz, was nicht von Gott ist, geht unter: das Christenthum gibt das Unvergängliche. Es hat daher auch das Gute der alten Zeit uns unvergänglich gemacht. Indem nun die Völker, welche diese Religion in sich aufgenommen hatten, noch manches Nichtchristliche mitbrachten, so gab es auch in ihrer Geistesbildung eine Mischung, welche in der Literatur des Mittelalters mit der Mischung der Sprachen zusammen gerieth, und das Romantische in derselben erzeugte. Aber auch hier mußte sich eine neue Richtung entwickeln, welche in der hellenischen Zeit nicht hervorkommen konnte, es war die aus dem Himmel des Christenthums in

---

*) Daß die Sittlichkeit mit der Verstandesbildung sich vereinigen müsse, wenn wahre Aufklärung entstehen soll, ist in den vorhergehenden Abschnitten genugsam gesagt worden. Wir fügen hier noch das Wort eines Staatsmannes hinzu, dessen Schrift über das christlich-germanische Kirchen- und Staatsgebäude im Mittelalter manches Interessante in seinen sonderbaren Ansichten enthält. „Der Anschein von einer glänzend fortschreitenden Civilisation ohne eine gleich fortschreitende oder gar mit rückschreitender Moralität ist öfter nur, wie die letzten Jahrhunderte des römischen Reichs lehren, ein trügerischer (gleißnerischer?) Vorbote einer neuen Barbarei.“ — Aber wie dem Uebel abzuhelfen sey, dafür wissen diese Klagenden keinen Rath.

das Sinnliche des Polytheismus herüberspielende Poesie. Sie verdiente und erhielt ihre Vollendung. Indessen enthielt sie doch nicht das Bleibende und so mußte der vordringende Geist in mancherlei Formen sich bewegen und versuchen. Daher der wechselnde Geschmack in der Kunst und in der Literatur. Aber daher bemerkt man auch, daß nicht jedes Zeitalter gleichen Ruhm erhält, z. B. nicht das siècle de Louis XIV. befriedigt hat, und wirft gerne einen wehmüthigen Blick auf eine vergangene bessere Zeit, die es jedoch nur im Einzelnen war, und dieses Einzelne z. B. in der alten Kirchenmusik als Muster für die folgende Zeit hinterlassen hat. Jene Wehmuth leistet Bürgschaft dafür, daß es nicht verloren gehen wird; nur darf die Klage nicht außer Acht lassen, daß der Wechsel auch ein Suchen beweiset, welches sein Ziel nur in der Einheit finden kann, in welcher alles bisher zur Vollendung Gebrachte zusammentrifft. Das zeigt sich am klarsten im Gebiete der wissenschaftlichen Forschungen; wer sieht nicht da jetzt schon das kräftige Hinstreben der bisher atomistisch auseinander gehaltnen Kenntniß zum organischen Ganzen der Erkenntniß?

Auf die classische Zeit folgte der Alexandrinismus. Aehnliches hat sich in dem Gang der neueren Literatur wiederholt. Es scheint das von dem stärkeren Einfluß der Eitelkeit zu kommen. Wenn die Schriftsteller oder Künstler mit ihrem Wissen oder Können sich zeigen wollen, so gerathen sie in eine Art von Prunk und in eine Sucht nach Originalität, wie wir das in unserer Zeit erfahren, wo man den talentvolleren unter ihnen so recht aus Achtung gegen ihre Gaben vor allem nur erst jene altgriechische Seelenreinigung wünschen möchte; die christliche würde sie freilich weiter bringen. Diese Eitelkeit ist es auch, welche darauf ausgeht Effect zu machen, und gelingt es ihr sogar „Furore" nach ihrem Lieblingsworte zu machen, so schwindelt es ihr vor Lust und sie huldigt ihrem Publicum immer noch mehr; und so verderben sich Schriftsteller und Leser, Musiker und Hörer gegenseitig. Der Geschmack wechselt also nach der Mode,

die überreizten Nerven verlangen immer nach grelleren Eindrücken, und so entstehen die Lesereien und Opern der neuesten Zeit, über welche die Besseren wehklagen, aus Besorgniß um die Jugend. Indessen liegt doch auch der Trost nahe. Das alles hat keine Dauer; ein Genie der Art taucht auf und geht unter, eins so nach dem anderen, und keins wird alt. Nur das Classische, nur das Gediegene wird sich erhalten. Man sollte daher die jungen Leute nicht so ernst ansehen, wenn es nicht etwa eine Freundesstimme ist, die einem oder dem andern ein längeres Leben sichern möchte, denn ihre Namen sind verklungen, wenn Göthe und Schiller, auch wohl noch einer oder andere nach ihnen noch laut gepriesen werden.

Auch an der Erfindung neuer Systeme hat die Eitelkeit großen Antheil, und darum ist der Wechsel in den philosophischen in der neuesten Zeit immer rascher geworden. Dieses Treiben ist nun besonders den Deutschen eigen, so wie jede Nation auch in ihren literarischen Productionen ihre eigene Eitelkeit hat; die unsrige will sogleich mit den Gedanken, die der Schriftsteller eben erst aufgefunden hat, als ein neues Licht in dem Publicum glänzen, und er meint gar gerne, daß er damit unerhörte Dinge vorbringe, welche eine neue Aera begründen. Man mag darüber lächeln, denn es erwächst aus dieser Mittheilsamkeit, welcher, wie in diesem unserm Kreise früher bemerkt worden, doch eine vorzügliche Geistesthätigkeit zum Grunde liegt, der Vortheil einer freieren und allgemeineren Geistesentwicklung.

So erscheint uns denn auch auf diesem Wege das Schlechte als das, was dem Guten in dem Wege steht, und als die Ursache des Vergänglichen und Unwerthen in der Literatur der gebildeten Nationen. Das aber beweiset uns auch, daß wir in dem Guten, wenn es herrschend würde, den sicheren Grund für die wahre Geistesbildung finden und weil dieses Gute uns in dem Christenthum und sonst nirgends zu Theil wird, so haben wir hiermit ja das Mittel gefunden, wodurch wir des Sieges über die falschen Mächte

und verführerischen Genien gewiß sind, und auf dessen stille Wirksamkeit gestützt, wir Fortschritte erwarten dürfen, die ganz anderer Art sind, als die der windigen Großsprecher. Gebt der Religion, in der wir Gott im Geiste und in der Wahrheit anbeten, die Herrschaft, d. h. führt die christliche Gesinnung in die Gemüther ein, so habt Ihr in unserer Cultur ein Aufblühen des Geistes zu hoffen, wie es die Welt noch nicht sah. Nur auf diesem Wege, und auf keinem andern, — denn jeder andere ist im Dienste des eitlen Treibens, — habt Ihr es zu hoffen, oder vielmehr mit Gewißheit vorauszusehen. So werden, so müssen die Künste und Wissenschaften steigen.

Ueberblicken wir im Großen die Geschichte der Menschheit, so erkennen wir eben das Gesetz innerhalb derselben, was uns außerhalb vorsteht. Der Mensch ist der Mittelpunct in der irdischen Creatur; die unzähligen Geschöpfe um ihn her sind die vereinzelten Strahlen, die auf ihn als die Sonne hinweisen; denn das sollte doch der Stellvertreter Gottes auf der Erde seyn. Seinem Körper ist nicht die Muskelstärke des Löwen, nicht die Sehkraft des Adlers, und so noch vieles nicht, was Thiere besitzen, anerschaffen, aber dafür ein Ebenmaaß und eine Anlage zur Gewandtheit, wodurch er im Dienste des Geistes alle zu beherrschen vermag, und in sich die Kräfte so vereinigt, daß sie im rechten Gleichgewichte stehen, und eine höhere Vollkommenheit darstellen. Auf analoge Weise hat die Menschheit in der Zeitfolge Einzelnes in sich ausgebildet, worin die Strahlen erscheinen, welche sich zu ihrer Gesammtbildung vereinigen sollen; diese nämlich ist das Ziel, welches sie anstrebt.

Nun aber noch eine Hauptfrage. Wenn alle die bisherigen Culturperioden Uebergänge waren zu einer höheren Bildung, ist es nicht eben so auch die christliche Religion? Wenn wir den großen Einfluß derselben so anerkennen, daß wir mit ihrem Eintritt eine zweite Hauptperiode der Geschichte annehmen, so könnte ja auch eine dritte Periode auf diese folgen, womit dann die der christlichen Religion vor-

über wäre. Diese Meinung hat man bereits hier und da vernommen. Daß es Juden gab, die schon vor einiger Zeit riefen, es sey mit dem Christenthum aus, konnte nicht befremden, denn das war nur die Wiederholung der alten bekannten Ansicht, daß aber nun auch selbst Theologen unter uns in diese Meinung hinüber neigen, fordert zu einer ernsteren Erwägung auf.

Wer sich die Fortschritte der Menschheit so unbestimmt, so ins Blaue hin denkt, wie man da wohl sagen darf, wird sich von dieser Meinung angesprochen fühlen, denn er denkt sich in der Religion immer etwas so Bindendes, daß es ein Hemmniß für den Geist sey, wodurch er nicht nur bei dem Bestehenden festgehalten, sondern ihm auch die Flügel gelähmt werden. Solche Leute finden es dann erwünscht, wenn auch diese Schranke niederfällt. Was es dann weiter werden solle, daran denken sie freilich nicht, so wenig wie die Knaben, welche nur der Schule los seyn möchten. Frei geworden sind sie nicht, und weder das Christenthum noch das menschliche Herz haben sie kennen gelernt; sie werden also auch nicht leicht eines andern zu belehren seyn. Wäre es möglich, daß ein ganzes Volk in solcher Verblendung lebte, so würde das noch eher belehrt werden, nämlich durch das Elend, in welches die erwünschte Zügellosigkeit unvermeidlich stürzt.

Eine andere Klasse, welche jene Meinung theilt, ist schon achtungswerther. Zu dieser gehören diejenigen, welche an einen abstracten Begriff von Religion sich halten, auch ihn mit dem wahren verwechseln. Sie denken sich eine allgemeine Religion, in welcher alle einzelnen Religionen ihr Wesen finden und aufgehen; diese halten sie für die wahre Religion, zu welcher das Menschengeschlecht bestimmt sey. Die christliche stehe derselben am nächsten, meinen sie, ja sie gehe in sie über, so wie sie nur ihr Positives aufgebe. Die Zeit sey da. Der Zeitgeist könne überhaupt nichts Positives mehr vertragen, und sträube sich daher immer entschiedener gegen den Glauben an Wunder und an Offenbarung, ob er

gleich einer früheren Zeit, gleichsam einem Kindesalter, diesen Glauben ganz angemessen finde. So sagen diese Leute, geben jedoch dem Christenthum die Ehre, daß sie in ihm den Grund aller Fortbildung anerkennen, und ihm ein stets fortdauerndes Verdienst um unser Geschlecht zuschreiben. In dieser Beziehung preißen sie es auch als die große Heilsanstalt, als die wichtigste Stufe in der Erziehung der Menschheit. Darum aber halten sie es doch noch nicht für die höchste Stufe. Es soll ja in die allgemeine Religion übergehen. In die allgemeine? Was ist sie? Der Glaube an Gott. Nun ja; wer ist Gott? Und die Rechtschaffenheit des Lebens? Nun ja; worauf gründet sie sich, und worin besteht sie? Sittliche Gesinnung. Nun ja; wo ist sie, und wie bleibt sie? — Doch genug mit diesen Vorfragen, die immer noch mehrere nach sich ziehen, bis sie am Ende noch gewahr werden lassen, daß man sich nur im Unbestimmten herumgetrieben hat. Da kommt denn mitunter Naturalismus, Pantheismus, sogar Atheismus, Frivolität, Ungebundenheit, und wer weiß, welches verwerfliche Wesen unter dem Namen der „allgemeinen Religion" zum Vorschein, so daß es jedem vor einer solchen Perspective grauen möchte.

Gewiß sind manche Lobredner derselben weit davon entfernt, so etwas zu befürchten. Sie tragen noch zu viel von ihrer christlichen Erziehung in sich, um zu denken, daß der Mensch den Glauben an Gott verlieren, und von seiner sittlichen Bestimmung abirren könne, wenn auch nicht mehr die positiven Lehren der Kirche ertheilt würden. Auch sie kennen nicht das menschliche Herz und das Wesen des Glaubens, auf welchen sie doch halten. Sie denken nicht daran, woher es denn der Mensch wisse, daß Gott ein liebevoller Vater ist, und daß ein heiliger Wille gebietet, der auch sein Innerstes durchschaut und richtet. Wenn sie doch annehmen, daß Gott seine Liebe und Heiligkeit in der Sendung Jesu Christi geoffenbart, so müssen sie auch zugestehen, daß, wenn er sie nicht durch ihn geoffenbart hätte, wir auch nichts davon wüßten, und wenn sie dieses zugestehen, so müssen sie

auch erkennen, daß, wenn diese Offenbarung den Menschen wieder entzogen würde, sie dann auch die heilbringende Erkenntniß verlören, und in den traurigsten Zustand des Unglaubens, und weiter auch des Aberglaubens zurücksänken. Das wären dann die Fortschritte der sogenannten allgemeinen Religion, welche alles Positive abgestreift hätte!

Andere treten auf einen höheren Standpunct. Sie halten den historischen Grund fest, und somit auch etwas Positives als Hauptsache. Sie bestehen dabei: „Jesus Christus gestern und heute und derselbe in Ewigkeit;" aber sie nehmen auch das mehr in einem geistigen Sinne. Seine Religion soll bleiben, sein Name soll stets als heilig und unvergeßlich genannt werden, aber er soll in der Art Stifter einer Weltreligion seyn, daß die bisherige christliche sich zu einer allgemeinen hinaufbilde, welche alles übrige Positive im Cultus und in der Lehre fallen läßt. Das halten sie dann für eine Verklärung der Menschheit, und für eine höhere Entwicklung, worin Religiosität und Moralität erst recht ihre Herrschaft gewinne. — Und auch diese Theologen oder Philosophen, wer sie irgend seyn mögen, kennen nicht das menschliche Herz und nicht die christliche, überhaupt nicht die Religion, sondern haben nur ihre abstracten Begriffe im Sinne.

Der Glaube ist ein Leben, und zwar das lebendigste Leben, immer in einem Thun, in einem inneren und äußeren, begriffen; das Leben aber ist überall ein individuelles, und da ist die Religion nur ein leerer Name, wo nicht das Gemüth von ihr ergriffen, durchdrungen und durchlebt wird. Das aber ist nicht die Religion in ihrer Allgemeinheit; in dieser geht sie rein in Nichts auf. Denn individuell seyn und nicht individuell seyn ist doch ein baarer Widerspruch; nichts anders aber sagt der Begriff einer allgemeinen Religion. Wer auch irgend mit Wahrheit von dem Glauben spricht, legt jenes Bestimmte des Christlichen hinein, wenn er gleich meint, daß er nur in ganz allgemeiner Bedeutung

davon spräche.*) Das ließe sich wohl bei einem jeden zeigen, wenn man seine Gedanken und Gefühle bis in ihren Grund verfolgen wollte. Die Religion ist eine innerlichst bestimmte Lebensweise, und die christliche ist grade diejenige, deren Allgemeines alle Bestimmtheiten der Individualitäten so in sich faßt, wie die schöpferischen Ideen in den Arten und Einzelnwesen verwirklicht werden. Das eben ist das Eigenthümliche und Göttliche dieser Religion, daß in ihr das Ideal menschlicher Vollkommenheit so dasteht, wie es sich in jedem Menschen gestalten kann, und daß sie jeden Menschen so gestaltet, wie er in seiner Natur das göttliche Ebenbild darstellt.. Sie ist nicht nur, wie man ja immer anerkannt hat, dem menschlichen Geiste und Gemüthe durchaus angemessen, und allen seinen Bedürfnissen vollkommen entsprechend, sondern sie ist die vollkommenste Menschheit selbst, welche bestimmt ist in den unzähligen Individuen zu leben. Die Vereinigung des Allgemeinsten mit dem Besondersten ist dem freilich schwer zu fassen, der sich nur in abstracten Begriffen zu bewegen gewohnt ist, aber das christliche Gemüth erfährt in seiner Einfalt die Wahrheit hiervon zu einer festen und deutlichen Erkenntniß. Würdet Ihr ihm sein positives Christliches entreißen, so würdet Ihr es von seiner ganzen Religion entkleiden, und in dieser Nacktheit würde es zu Grunde gehen. Das läßt sich aber auch kein Christ entreißen, und jeder Christ weiß das zu gut, wie sein Glaube an den historischen Christus als den Weltversöhner, die Grundveste seines Glaubens an Gott, seiner Liebe, seiner Hoffnung und seines ganzen sittlichen Lebens sey. Daher kann er auch keine höhere Religion denken, und keine höhere

*) So Pestalozzi: „Der Glaube an Gott ist die Quelle der Ruhe des Lebens, die Ruhe des Lebens ist die Quelle innerer Ordnung, die innere Ordnung die Quelle der unverwirrten Anwendung unserer Kräfte; die Ordnung in der Anwendung unserer Kräfte wird wiederum Quelle ihres Wachsthums und ihrer Bildung zur Weisheit, Weisheit ist die Quelle alles Menschensegens.“ — Das kann doch am Ende nur von dem Christenglauben gelten.

Stufe der Menschheit erwarten, als die, welche in der christlichen Kirche fortbesteht.

Was heißt es denn nun, eine neue Entwicklung der Cultur erwarten, zu welcher die christliche Kirche bis jetzt geführt hat, die selbst aber nun über ihre Führerin hinaufsteigen soll? Es heißt nichts anders als den Messias noch erwarten, weil der jetzige zwar sein Vorläufer, aber er noch nicht selbst gewesen. Ob er nun in Einer bestimmten Person, oder in dem Zusammenflusse von Millionen Persönlichkeiten, aufgeklärte Welt, Cultur genannt, auftrete, das läuft auf Eins hinaus, und immer stehen die, welche so etwas erwarten, noch im Judenthume. Nach ihrer Meinung ist das Heil noch nicht erschienen, und so dürfen sie auch folgerichtig noch nicht die zweite Aera der Menschheit mit der christlichen Zeitrechnung anfangen, sondern erst in einer nahen Zukunft, allenfalls mit dem Eintreten ihrer Meinung. Wir andern indessen bleiben bei jener zweiten und erwarten keine dritte Aera mehr, wohl aber eine Ausbildung des Lebens in dem Christenthume.

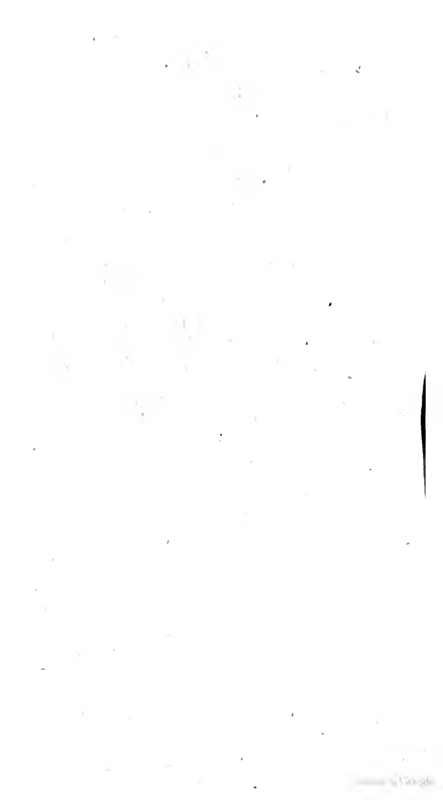
Sehen Sie es nach, gütige Freunde, wenn ich hier vielleicht von der Aufgabe abgeschweift bin; es war mir nicht anders möglich; die Wärme für unsere Religion ist durch die Angriffe der Gegner in unsrer Zeit zu sehr aufgeregt worden, als daß ich nicht länger grade hierbei verweilen mußte. Die philosophischen und historischen Studien haben mich dahin zurückgeführt, und was ich glaube, davon rede ich. Die kurze Uebersicht der Literatur, welche ich diesem Kreise vorgetragen habe, wird kaum diesen Namen verdienen, indessen darf ich doch hoffen, auf den Punct hingewiesen zu haben, aus welchem sie und alle Cultur und alles, worin sich die Bildung bewegt, beurtheilt werden muß."

Die Gesellschaft stand auf, auch die Alten drückten ihm die Hand, und der Oheim freute sich nur um so mehr über diesen Freund seiner Neffen, denn er hatte sich nicht geirrt, als er in ihm einen Führer für sie ersehen, wie grade sie beide ihn bedurften. Jetzt sagte er ihm nur noch das We-

nige, daß das, was er vorgetragen, in seine Gedanken über Erziehung einflösse, die er nächstens niederschreiben werde. Seinen beiden Freunden aus Frankreich und England wollte er das Niedergeschriebene zusenden, in der Hoffnung, daß sie sähen, was er insbesondere ihren Mittheilungen verdanke. Sie würden dann bemerken, fügte er hinzu, daß nichts bei ihm verloren gegangen sey, und daß grade dieses alles zusammen gehöre, um das zu erkennen, was durch die Erziehung für das künftige Geschlecht geschehen müsse, wenn sie besser wirken solle als bisher, und was hoffentlich auch geschehen werde. Er gedenke zu zeigen, wie ohne das Christenthum diese Erziehung nicht möglich sey, sie aber in dieser Verbindung den Menschen in sein wahres Leben erhebe.

So versprach er denn seinen Freunden das Andenken an ihre Abendsitzungen im Frühlinge und Herbst durch diese Winterarbeit zu feiern. Die Wichtigkeit der Aufgabe, für die Zeit unsers jetzigen Culturstandes leuchtete Allen ein.

Somit waren diese Unterhaltungen geschlossen. Der Geheimerath hatte noch die Freude mehrere schöne Herbsttage seine alten und jungen Freunde um sich zu haben, und sich mit ihnen in der anmuthigen Umgegend zu ergehen. Die Heiterkeit der Jugend lebte in dem Kreise dieser Männer, und die Gespräche unterhielten auch durch ihren Humor. Der Tag des Scheidens erschien. „Auf Wiedersehen, hier oder dort!" — sagte der Geheimerath zu seinen alten Jugendfreunden. „Nun — setzte der Abbé hinzu, — doch auch noch gerne hier!" — so meinte es auch der britische Freund, und nicht minder der deutsche. „Aber getrennt sind wir nie!" sagten sie sich einander, und so schieden sie.



Dritte Abtheilung.

Erziehung.

I.

Reform im Erziehungswesen.

Als eine Art Vignette stehe folgendes Bild voran.

Ein Gutsbesitzer hatte die Ländereien in einem schlechten Zustande übernommen, und verwendete alle Sorge und Anstrengung darauf, sie zu verbessern. Dennoch gab ihm kein Jahr den erwünschten Ertrag. Bald fehlte es hier, bald da, bald kam dieses Unheil, bald jenes, und wurde von der einen Seite gebessert, so verschlimmerte es sich von der andern; überall Mühe und Arbeit und kaum einiger Erfolg. In den ersten Jahren brach Wild herein, und zerstörte die Fruchtfelder. Da ließ der Hausherr einen tüchtigen Zaun umher legen, der viel kostete, aber auch dem Unheil abhalf; wäre nur nicht ein neues gekommen! Es kam eine Ueberschwemmung; sie verschlemmte die Wiesen, und riß viel Land mit seinem Gewächse fort; für die Zukunft wurde auch dieses Unheil abgewehrt. So ging ein Jahr nach dem andern fast bloß damit hin, daß diesem und jenem Uebel vorgebaut wurde. Aber den Wolkenbrüchen, dem Hagelschlage, der Trockniß und unzeitigen Nässe konnte man nicht vorbauen, doch konnte der reiche Mann noch solche Misjahre aushalten.

Er dachte auf Benutzung des Landes mit allem Eifer. Getreide aller Art, Obst, Wein wurde gepflanzt, und es sah bald recht froh und belebt in den weiten Strecken aus.

Früchte, welchen Boden und Klima nicht angemessen war, wurden gesäet, die Reben schlecht beschnitten, die Bäume dem Moos und der Verwilderung überlassen; nichts zu rechter Zeit, nichts am rechten Ort, nirgends eine erträgliche Ernde. Da sah nun der Besitzer den Fehler ein; er wählte die schicklichen Getreidearten, führte die bekannten Verbesserungen des Landbaues ein, z. B. die Dreifelderwirthschaft, nahm verständige Weingärtner in Dienst, ließ die Obstbäume veredeln, kurz es wurde alles anders angelegt und behandelt, und wer nur zu Rathe gezogen werden konnte, wurde befragt, auch eine ganze ökonomische Bibliothek angelegt, und mit rastlosem Eifer in Ausübung gebracht. Hier und da wurde diese Betriebsamkeit auch belohnt. Aber da zeigten sich immer wieder neue Mängel und Lücken, und das Gut gab immer noch nicht seinen Ertrag.

Das Erdreich wurde nunmehr tüchtig bearbeitet und fruchtbarer gemacht, aber immer noch nicht auf die rechte Art besäet, und da nahm das Unkraut überhand; dann fehlte es an der Viehzucht und dem Futter, dann ergaben sich Misverhältnisse in der Verwendung der Ländereien und Arbeiter; und so wie einem Mangel abgeholfen wurde, zeigte sich an einem andern Ort eine größere Lücke. Mit jedem Jahre verminderte sich das Geldcapital des Besitzers; er berieth sich nun über die Mittel schnell reich zu werden, die neuen Erfindungen wurden gepriesen, Brennereien, Mühlen u. s. w. mit Dampfmaschinen wurden mit großen Kosten angelegt, und endlich stak dieser Gutsherr bei aller seiner Anstrengung, tief in Schulden.

Noch allerlei wurde versucht, auch Seidenbau und was sonst ohne sonderlichen Aufwand versucht werden konnte: nichts half aus. Da warf der Besitzer seinen Blick auf den schönen Wald, der zu seinem Gute gehörte, der konnte aus der Noth helfen. Die neue Theorie der Forstwirthschaft leuchtete ihm jetzt ein, denn nach dieser konnte der Hochwald abgeholzt werden, und das brachte große Summen ein, worauf dann der junge Buschwald den Abgang der alten Stämme

genugsam ersetzen würde, und ob ihm gleich Freunde ihre Bedenklichkeiten gegen dieses Niederwerfen des herrlichen Forstes wiederholten, so blieb er doch dabei, und die sämmtlichen Bäume wurden in große Geldsummen verwandelt. — Kurz, nach zehn Jahren war der Mann ohne Brod und ohne Holz, und sein schönes Besitzthum war zu einer großen Einöde geworden.

Da trat ein alter Freund zu ihm, und bot ihm seinen Rath und sein Geld an. Er sagte ihm, wie er es anzufangen habe, wenn er sicher auf einen erzielten Ertrag rechnen wolle; er müsse da nicht bald an diesem bald an jenem Ort etwas verbessern, während er an andern Orten etwas vernachlässige, sondern alle einzelne Dinge wohl beachten, und alles in gehöriger Ordnung und Zusammenstimmung betreiben. Wald und Feld, Sicherung und Behandlung, Arbeit und Lohn, Boden und Gewächs, und Alles für einander und mit einander — so würde er mit jedem Jahre mehr gewinnen. — Und so war es; denn er befolgte diesen Rath, und Capital mit Zinsen zahlte er dem weisen Freunde dankbar zurück.

Ein gemeines Bild für eine alltägliche Sache. Erzogenwerden und Erziehen ist eben so der alltägliche Lebensgang, wie das Bearbeiten des Landes bei den civilisirten Völkern. Auch sehen wir dieses Bild fast in jeder Familie, so wie in jedem Volke, und heute wie in der Geschichte vor Jahrhunderten. Die Wünsche der Erziehung sind nie und nirgends erfüllt worden, vielmehr sind die neuen Klagen nur die alten, obwohl in neuer Form, mitunter auch in neuer Bitterkeit. Die Eltern klagen über ihre Kinder, die Regierungen über das Sittenverderben, die Kirchen über die Irreligiosität, und die sich weise dünken, rufen laut: „es ist ja doch nichts mit allem Euerm Erziehen, gebt die unnütze ja nur störende Mühe auf, laßt alles frei gehen! es wird sich von selbst am besten entwickeln — das Kind, das Volk, die Menschheit! es ist nichts mit der Erziehung!"

Wenn gleich solcher Aufruf dem gleicht, den man von Separatisten gehört hat, daß man kein Feld mehr bebauen und nur getrost die Hände in den Schooß legen solle, es werde schon von selbst alles kommen, was sie wünschen, und in wenige Worte gefaßt nicht anders heißt, als: „laßt uns essen und trinken, denn morgen sind wir todt": so ist doch nicht zu läugnen, daß die Erziehung sehr an ihrem Rufe verloren hat, indem sie bis jetzt nicht geleistet, was sie versprochen, und der Erfolg immer neue Mängel auch in dem aufdeckt, was man in der neuesten Zeit laut anpreißt. Worin liegt es denn nun? Das Erziehen soll doch wohl nicht ganz aufgehoben werden? Das wäre Unsinn. Man beklagt also nur, daß es bisher immer noch nicht das rechte gewesen sey, und man verlangt also eine durchgreifende Verbesserung, eine Reform. Denn daß es nicht an dem Willen der Erzieher fehlt, davon ist man überzeugt. Dem Vater und der Mutter liegt doch das Kind am Herzen, an eifrigen Lehrern in allen Fächern fehlt es auch nicht, Bildungsanstalten mehrfacher Art blühen schon länger her unter uns, die Pädagogen geben Rath, die Regierungen führen das Gutbefundene aus — warum hat denn die Erziehung nicht das bewirkt, was man sich von ihr versprach, und warum läßt sie sogar auch für die nächste Generation weniger erwarten?

Napoleon fragte einst die Vorsteherin einer ansehnlichen Töchteranstalt, die Madame de Campan, da die bisherige Erziehung der Jugend in Frankreich nicht das Erwünschte geleistet habe, woran es denn fehle? „An Müttern," war ihre Antwort; und sie hatte recht, aber damit hatte sie noch nicht Alles genannt, woran es dort fehlt, und zum Theil auch in Deutschland fehlt. Auch ist es damit noch nicht erschöpft, wenn man alles Einzelne aufzählt, woran es fehlen mag, es kommt noch auf etwas ganz anders an. Ja, es kann sogar im Einzelnen alles genug seyn, wie z. B. in vielen Schulen, wo man dagegen fürchtet, „daß dieser Reichthum arm mache," oder wie man klagt, „daß weil so viel gelehrt wird, so wenig gelernt werde," und wie man jetzt

häufig den Vorwurf vernimmt, „es werde nur zu viel erzogen." — Das Ganze ist es und die Harmonie des Ganzen ist es, wovon das Gelingen der Erziehung abhängt, und wodurch erst alles das, was im Einzelnen geschehen soll, Werth und Kraft erhält. Der Landmann, welcher die Schollen zählt, oder jede zerreibt, die Samenkörner zählt, und jedes mit der Hand einsteckt, würde als verrückt verlacht werden, aber nicht viel besser machen es manche Pedanten mit ihren Kleinlichkeiten im Lehren und Erziehen. Aber auch jener Gutsbesitzer, der nicht kleinlich war, verfehlte seinen Zweck, so lange er nicht alles in seinem Landbau in das richtige Verhältniß setzte. Das ist es denn auch, was der bisherigen Erziehung fehlt, und hierin bedarf sie allerdings einer durchgreifenden Reform.

1.

Ob diese Reform in unbedingter Freiheit der Entwicklung zu suchen sey?

Es könnte scheinen, und manche Stimmen verlangen es laut, daß man die Kräfte ihrer freien Entwicklung überlassen müsse, wenn man etwas Gutes erwarten wolle. Die Natur, meinen sie, treibt sich von selbst zu ihrer Trefflichkeit heraus. Wie die Sonnen- und Planetenwelt sich in ihren Perioden dahin gebildet hat, und immer noch fortbildet, daß sie ihre Herrlichkeit entfaltet, und wie in diesem Ganzen unsere Erde ihre organischen Gesetze befolgt, wodurch sie das ist und wird, was sie seyn soll: so ist es auch mit den Bewohnern unsers Planeten, und so mit den vornehmsten derselben, mit den Menschen, welche ebenfalls in den Naturgesetzen ihrer Entwicklung zu dem Rechten gelangen, zur Humanität. Man soll also diese Entwicklung in keiner Weise stören, auch braucht man sie eben nicht zu fördern, denn sie geht von selbst ihren guten Gang. Die Kraft ist da, und

wo eine Kraft ist, da wirkt sie auch. Soll nun die Erziehung etwas mehr seyn, als dieses Freigeben, so ist sie etwas, das wir gar nicht gestatten; und weil der Begriff der Erziehung Absicht und Leitung in sich schließt, welche in die Kraft in ihrem freien Hervortreiben einwirken soll, so darf vor allem von einer Volkserziehung gar keine Rede seyn. An eine Erziehung des Kindes mag man allenfalls noch denken, inwieserne man es ernährt, schützt und die Absicht hat, ihm in seiner natürlichen Unbehülflichkeit zur Selbstkraft zu verhelfen; das ist aber mehr ein negatives, als ein positives Einwirken.

„Von welcher Seite Ihr auch eine Volkserziehung betrachten möget, fahren diese Gegner fort, so findet Ihr sie als ein Unding. Wollt Ihr die positive Seite geltend machen, indem Ihr das Volk zu einer höheren Stufe zu erheben vermeint, so nehmt Ihr Euch viel heraus. Denn woher wisset Ihr doch, daß das, was Ihr in Eurer Weisheit verfügt, nicht grade übel ausschlägt? Da säet Ihr Früchte, die nicht da wachsen, und nehmt den Boden für das bessere Gewächs hinweg, oder Ihr pflanzt etwas, das gar Leib und Seele vergistet. Da werden Maaßregeln ergriffen, um den Gewerbfleiß in einem Lande zu heben, und wie oft sah man ihn grade durch sie gelähmt! Da erscheint eine Wohlthätigkeitsanstalt dem Menschenfreunde als ein Mittel gegen physische und moralische Uebel, und siehe da, diese Uebel vermehren sich mit diesen angepriesenen Heilmitteln. Wer will die Erfolge berechnen! Wissen wir ja doch genugsam, wie aus dem Bösen oft Gutes, und wie eben so wohl aus dem Guten oft Böses kommt. Das Gute aber wird sich schon selbst seinen Weg bahnen. Haltet Euch doch nicht für besser, als das Gute, oder gar Euch für die, in welchen es seine Quelle habe, für die, welche erst einfließen müßten, wenn es in der Welt gut werden solle, und wollet doch nicht die Menschen grade nach Euerm Sinne zurechtführen oder umbilden. Und gehört Ihr etwa zu den Frommen, warum vermesset Ihr Euch denn so weit, daß Ihr der Vorsehung

vorgreift? Sie erzieht die Menschen, nicht Ihr. Weg also mit dem Gedanken nun gar einer Erziehung des ganzen Volkes!

Betrachtet Ihr aber auch nur bloß die negative Seite, so muß Euch diese noch mehr die Ungebühr in diesem Gedanken zeigen. Ihr wollt nämlich dadurch die freie Entwicklung hindern, und das Volk zu einem Kinde machen, Euch aber zu seinem Führer aufwerfen, der dasselbe an seinem Gängelbande hält. Ihr entreißt den Menschen ihr heiligstes Recht, und das nicht etwa bloß einem Einzelnen, sondern den Tausenden, die zu dem Volke gehören, und nicht bloß den Jetztlebenden, sondern allen den folgenden Geschlechtern bis in die unabsehbare Ferne hinaus. Welche Anmaßung! Auch dann noch anmaßend genug, wenn es nicht der Einzelne auf sein Gutdünken hin, sondern irgend eine jetzt geltende Ansicht es wäre, wie das Volk zu leiten sey. Die Menschheit ist bestimmt Fortschritte zu machen, niemand darf sie hemmen. Diese Fortschritte bestehen darin, daß die Kräfte sich frei entwickeln; man soll also jeder Kraft ihren freien Spielraum gewähren, und wo es etwa an Gelegenheit fehlt, sie zu üben, ihr nur diese verschaffen, dann wird alles von selbst und aufs beste gehen. So biete man z. B. nur der Jugend das an, was sie lernen kann, mehr thue man aber nicht, denn jedes Mehrthun ist schon ein unbefugtes Eingreifen. Lieber thue man zu wenig mit Absicht, denn Zeit und Umstände bringen alles schon so mit sich, wie es verlangt wird. Daher muß auch in Hinsicht der Freiheit, in welche man nicht eingreifen darf, die Volkserziehung ganz wegfallen."

Was läßt sich gegen diese parlamentarische und volksthümliche Einrede sagen? Sie spricht sich schlagend aus. Daher verdient sie eine ruhige und zergliedernde Erwägung. Denn daß der Gemeinsinn andrer Meinung ist, sagt jedem sein gesunder Verstand, und das sagt auch die Erfahrung, da die Berufenen ihre Thätigkeit zur Volksbildung bei allem dem fortsetzen, und sich durch dergleichen Zurufen so wenig

irre machen lassen, als der Landmann, wenn er pflügt und säet.

Betrachten wir nun vorerst diese zwei Seiten des Gegengrundes an sich, so finden wir, daß die eine die andere aufhebt, also die Entgegnung vielmehr eine einfache seyn mußte, wenn sie schlagen sollte. Denn der zweite Grund gesteht einen solchen Einfluß der absichtlichen Leitung zu, daß nothwendig die Entwicklung der Kräfte gesichert werden müßte gegen jeden Einfluß der Willkühr, wenn sie in ihrer Freiheit vor sich gehen soll; wird sie aber hierin gesichert, so muß absichtlich manches veranstaltet werden, das solche Einwirkungen abhält, und diese Anstalten sind dann schon ein positives Einschreiten für die Volkserziehung. Da es z. B. möglich ist, daß sich Verführer der Jugend einschleichen, welche sie zu Verbrechen anleiten, oder sie in Laster einweihen, da es möglich ist, daß Eltern ihre Kinder mishandeln oder verderben, da es möglich ist, daß sich Meutereien bilden, welche sich gegen die Gesetze auflehnen, Associationen, welche die Freiheit der Andern bedrohen, und da überhaupt so vieles möglich ist, wodurch der freie Gebrauch der Kräfte wenigstens gelähmt wird: so muß alles das im Gemeinwesen verfügt werden, wodurch diesen Beeinträchtigungen gewehrt, und wodurch jeder Kraft ihre freie Entwicklung gesichert wird, es muß also etwas positiv für diesen Zweck geschehen. Was dieses nun auch seyn mag, so geschieht es doch immer in der Absicht, daß die Entwicklung der Kräfte auf das Beste von statten gehe, und es ist immer irgend einige Leitung dieser Kräfte dabei nothwendig. Also fällt das, was für diese Freiheit geschieht, schon unmittelbar in den Begriff der Volkserziehung. Die Emancipation der reifen Jugend, die Aufsicht über die Eltern, um die Kinder zu schützen, jede Belehrung und Ermahnung, die irgend ertheilt wird, um sie gut zu erziehen, oder um die Sittlichkeit zu verbreiten, und überhaupt die ganze Gesetzgebung, schließt jene Absicht und Leitung in sich, und ist hiermit schon etwas von Volkserziehung. Will man dieses ein Gängelband, eine

Anmaßung der Willkühr nennen, so muß man alle gesetzliche Ordnung unter diesem bösen Namen verwerfen. (Was zu viel beweiset, beweiset nichts!) — Es ergiebt sich also, daß entweder gar kein Einfluß auf die freie Entwicklung der Kräfte statt finden kann, oder daß ein absichtlicher statt finden soll. Ist er möglich, so ist das auch eine Erziehung, und so wird sie um dieser Freiheit willen nothwendig.

Dieser Widerspruch, den der Gegengrund in sich enthält, legt sich auch von seiner ersten Seite dar. Denn indem er sagt, das Gute mache sich selbst Bahn, so legt er ihm damit eine Kraft des Guten bei, welche nicht besiegt werden kann. Wer also auf die Entwicklung des Menschen einwirkt, kann nur der Kraft zum Guten dienen. Denn was er ihr etwa Schlechtes zuführen würde, das stößt sie aus, das wird durch ihr Gutes nur in Gutes verwandelt, und weit entfernt, daß diese Kraft durch solche Einwirkung gestört werde, wird sie vielmehr geübt, wie der siegende Kämpfer, weil ihr der Sieg nie entgeht. — Wird ihr Gutes durch jenen Einfluß dargeboten, nun so nimmt sie dieses durch sich selbst auf, und stärkt sich durch das Gleichartige, und immer ist es ihre freie Entwicklung. Diese kann entweder gar nicht gestört werden, durch keinen Einfluß, durch keine Anmaßung fremder Absicht, oder das Gute macht sich nicht selbst seine Bahn, sondern bedarf der Hülfe und Leitung. Kraftthätigkeit ist ja überall, wo sie nur herausgefordert wird, freundlich oder feindlich; wie die Naturkräfte wirken, sobald sie nur sollicitirt werden, so die Kräfte des Menschen durch jede Einwirkung andrer Menschen. Wollte man diese untersagen, so würde man sich auch in dieser Hinsicht widersprechen. Denn man würde eben durch dieses Verbot die freie Thätigkeit der Andern beschränken, und somit der freien Entwicklung ihrer Kräfte einen wo möglich noch stärkeren Einhalt thun, und gleichwohl diese Freiheit für alle, durchaus, unbedingt verlangen, sie also wollen und zugleich nicht wollen; ja in demselben Act, welcher die absichtliche Einwirkung für Anmaßung erklärt, sich

selbst zu solcher Tyrannei aufwerfen. Widerspruch über Widerspruch. Und wie überall, wo der Mensch in seinem Denken sich widerspricht, tritt ihm auch hier die Natur selbst entgegen: es ist nämlich nicht anders möglich, als daß die Menschen auf einander wirken, und daß also die freie Entwicklung der Kräfte vielfach bedingt sey. Ist aber diese bedingt, so fragen wir nach den Bedingungen für die gute oder möglichst freie Entwicklung, und erkennen den Begriff einer unbedingten für Unsinn. So legt sich dann klar vor Augen, daß diese Meinung von einer unbedingten Freiheit der Enwicklung, nicht aber der Gedanke einer Volkserziehung unvernünftig sey.

Will sich der Gegner wirklich mit sich selbst verständigen, so muß er bekennen, daß er unter den Fortschritten der Menschheit, die aus dem freien Spiele ihrer Kräfte hervorgehen sollen, nichts anders versteht, als — eine wilde Freiheit. Aber das Zauberwort läßt nicht leicht zu dieser Besinnung kommen. Da hört man nur von „Kraft" und es geht nichts über „kräftig", da sieht man auf eine Schaubühne hin, wo man sich an solchem Spiele ergötzt, zieht man aber den Gestalten die Masken ab, so hat man nur Wilde vor sich, und noch dazu ärgere als wilde Thiere, denn solche Menschen sind entnaturt. Daran aber, was aus der Zügellosigkeit erfolgt, denkt man um so weniger, weil man doch noch insgeheim etwas im Sinne hat, das die entbundenen Kräfte wieder vereinigt, und so denkt man auch nicht, daß eben dieses Vereinigende in einer höheren Kraft bestehen müsse, welche ihren Zweck hat und ihre Mittel dazu erwählt. Würde man sich dieses klar machen, so fände man, daß es nichts anders sey, als eben das, was Erziehung heißt.

„Ja, wiederholen jene Freiheitsmänner, wir wollen die Entwicklung der Anlagen, denn sie gehören zum Wesen der Menschheit, und sie in ihrem freien Hervortreiben hindern, ist ein Verbrechen; keine darf man unterdrücken, alle soll man frei lassen!" Nun denn, anworten wir, also müßt Ihr auch die körperlichen Kräfte, die physischen Anlagen

ungehindert ausbrechen lassen. Der Knabe mag um sich schlagen, wen er auch treffe, er mag treffen, wen er nur will, er mag auch stechen, hauen, schießen, er mag stampfen und toben, er übt seine körperlichen Kräfte, er entwickelt seine physischen Anlagen. Der Herangewachsene wird es dann noch besser können, wie weit kann er es durch solche Uebungen gebracht haben, auch im Rauben und Stehlen, und wer weiß in welcher Gewandtheit der Tausendkünstelei! denn alles das sind Entwicklungen der Anlagen. Unter mehrerem, das hierbei Lachen erregen kann, fällt uns eine Abhandlung eines Candidaten der Theologie ein, über die Vorsehung, vor etwa 50 Jahren geschrieben, worin es — vielleicht schon im Vorgefühle jetziger modischer Meinungen — im Ernste gerügt wird, daß jeder der Welt noch viele Kinder schuldig bleibe. Was bleiben die Menschen nicht alle schuldig, weil sie ihre physischen Anlagen nun doch einmal gewissen Gesetzen unterwerfen müssen! Freilich auch sich selbst bleiben sie der Natur schuldig, denn ihr würden sie sich dann je früher, je besser zum Opfer bringen. — Mit den geistigen Kräften und Anlagen verhält es sich nicht anders. Laßt z. B. nur den Willen des Knaben frei, was wird er nicht alles treiben, und wie wird er sich nicht mit aller seiner Macht widersetzen! Was vermag aber vollends nicht der Wille des starken Mannes! Er wird tödten und beleben, niedertreten und aufbauen, wie es ihm beliebt, er wird sich sein Ziel setzen nach seinem Sinne, er wird seinen Weg dazu wählen, vielleicht einen friedlichen wandeln, vielleicht aber auch über Leichen und Jammer hinschreiten. Das ist dann Kraft, und so kann sich der Charakter bilden, wenn man den Willen frei läßt. Auch der Verstand vermag viel, wenn man ihn nur völlig emancipirt. Da mag schon Reinecke der Fuchs als Bild vorstehen. Klugheit, Schlauheit, Arglist, Intriguen und Cabalen quellen aus einem Kopfe, und werden durch kein Gefühl des eignen Herzens, kein Gesetz eines andern Kopfes beschränkt; da sprudelt auch der Witz und der Scharfsinn, und so vieles, was der Zeitgeist

„großartig" und „geistreich" nennt, zur lebensvollen Unterhaltung hervor. Was würden z. B. nicht noch ganz andere Romane die Lesewelt vergnügen, wenn die jungen Genien gar keine Zügel ihrem muthigen Pegasus anlegen müßten! Jetzt wollen noch immer die lästigen Sittenrichter das junge Genie binden, Leihbibliotheken in strengere Aufsicht nehmen u. s. w. Dann aber eröffnen sich die herrlichsten Aussichten für den Aufschwung der Menschheit, wenn man ihre Flügel von allen Fesseln befreit. Das sey auch jetzt an der Zeit, meinen jene, denn diese Flügel seyen jetzt ausgewachsen; aber sie sehen in ihrem eitelen Sinne ihr erträumtes Schauspiel, nicht die wirkliche Welt.

Werden nun ihre Blicke entzaubert, so gestehen sie sogleich so viel zu, daß allerdings eine Ordnung nöthig sey, worin die frei gewordenen Kräfte zur Humanität zusammengehalten und gegen Verwilderung gesichert werden. Sie verlangen also Gesetze. Aber welche? Nur wenige, meinen sie, nur solche, die jeden Einbruch in das Gebiet des freien Menschen abhalten. Das aber führt weiter, und viel tiefer in die Erziehung ein, als sie denken. Davon konnte sie schon die Geschichte belehren. Wo irgend in einem Volke die Gesetze durchgreifend waren, da sind sie bis in das innere Leben eingedrungen, so daß sie das Volk zu einem gewissen Ziele leiteten, welches dieses auch seyn mochte. Wohl ist ein Unterschied unter den Völkern, aber auch die nicht civilisirten haben ihr gemeinsames Streben, und ihre Gesetze für ihren Gesammtzweck; selbst die, welche zum Rauben herumstreifen. Manche nicht civilisirte Berg- und Steppenvölker beharren eben dadurch in ihrem rohen Zustande, daß sie nur von wenigen Gesetzen gebunden und zu einer Gemeinschaft vereinigt sind, gegen jedes Gesetz aber, das sie zur Cultur d. h. zur Humanität führen würde, mit allen ihren freien Kräften sich sträuben. Die Antwort also: „nur wenige Gesetze," kann bei weitem nicht befriedigen, wenn wir an Fortschritte der Menschheit denken. Diese Gesetze müssen vielmehr alsdann auch von dem rechten Inhalt seyn, indem sie das Ziel

des Ganzen im Auge haben, und zugleich auf alles das Einzelne eingehen, welches davon ab- oder darauf hinführen kann.

Was sollen also die Worte: „Freie Entwicklung der Kräfte und Anlagen," ohne jenes Eingehen auf Ziel und Weg der Humanität? Ohne das sind es Laute, die in die Luft gesprochen sind, aber in den Ohren des großen Haufens als Zauberworte wirken. Wer sich enttäuschen läßt, theilt mit uns die Ueberzeugung, daß **unbedingte Freiheit der Entwicklung im Widerspruche mit der Menschheit steht.**

2.

Welche sind die nächsten Bedingungen?

Damit die Bewegung zum Ziele hin nicht gehemmt werde, gestehen nun diejenigen, die nicht verblendet sind, allerdings gewisse Beschränkungen zu, welche aber nicht weiter gehen sollen, als sie grade nothwendig sind gegen die Hemmnisse. Da ergeben sich folgende Beziehungen, nach welchen zunächst zu bestimmen sind: die bürgerlichen Gesetze, die Sitte, die Religion, die Jugendbildung. Denn die Kräfte entwickeln sich in dem Staate, und stehen also unter seinen Gesetzen; sie entwickeln sich aber auch unter dem noch mächtigeren Einfluß der Sitte und der Religion, und je nachdem sie von beiden innerlich bestimmt werden, bewegen sie sich in der richtigen oder in einer falschen Richtung; noch tiefer greifen aber die Eindrücke ein, welche das Kind empfängt, und so weiter die heranwachsende Jugend leiten. Wir betrachten dieses Vierfache nach den Forderungen, welche von der Meinung gemacht werden, daß in diesen Punkten die Freiheit nur wenig zu beschränken sey.

1. **Die bürgerlichen Gesetze.** Sie sollen die Person und das Eigenthum sichern, so daß um jeden Menschen

ein heiliger Kreis gezogen sey, in welchen kein andrer eintreten darf, was aber innerhalb dieses seines Kreises liege, das soll seinem freien Gutdünken anheimgestellt bleiben. Dahin gehört denn die Entwicklung seiner Kräfte. Ueber diese habe also der Staat gar nichts zu sagen. — Diese Meinung ist, wenn man nur einen Schritt weiter sieht, in baarem Widerspruche mit dem eben ausgesprochenen Grundsatze, die Freiheit eines jeden in ihrer Heiligkeit zu sichern. Denn das geschieht durch Gesetze, die gewisse Thätigkeiten gebieten und verbieten, jede Thätigkeit aber geht aus der Freiheit hervor, und ist ein Bestimmtwerden derselben, wie sie aber nur irgend bestimmt wird, so gebraucht sie die Kräfte, oder hält sie zurück. Die freie Entwicklung wird also wenigstens in dieser einzelnen Thätigkeit einer fremden Leitung unterworfen; wie vielmehr nun, da die Gesetze im Staat jeden Tag und jedes Verhältniß des Lebens, letzteres wenigstens mittelbar, berühren! Erweitert man nun den Blick auf den Zusammenhang des ganzen Gemeinwesens, so sieht man die Einwirkung der Gesetze, wie wenig ihrer auch seyen, auf Wollen, Denken, Fühlen, auf alle innere und äußere Thätigkeiten, somit auf die Uebung der Kräfte oder ihre Zurückhaltung offen vor Augen liegen.*) Alsdann noch zu behaupten, daß der Staat über ihre Entwicklung nichts zu sagen habe, wäre soviel, als behaupten, daß gar keine Gesetze gegeben werden dürften, zu welchem Unsinn sich doch Niemand bekennen wird. Wer aber nun eine Gesetzgebung im Staate überhaupt für nothwendig hält, und doch nicht will, daß die Kräfte und Thätigkeiten durch sie bestimmt werden, der sagt: das was ich will statt finden lassen, das will ich nicht statt finden lassen. Er muß diesen Widerspruch anerkennen, oder er denkt unter jener Freilassung der Kräfte etwas anders, das aber weiter führt.

---

*) Dieses ist oben S. 43. ff. in dem Auszuge aus Montesquieu, wie auch aus Ferguson S. 53 ff. und in dem Abschn. III. vom sittlichen Leben, u. a. m. O. völlig ins Licht gesetzt.

2. Die Sitte. „Auch sie soll den Menschen frei lassen. Durch nichts wird die freie Entwicklung mehr zurückgehalten, als durch die Gewohnheiten, die man schon in dem elterlichen Hause annimmt, und zu welchen man durch das gemeine Leben bestimmt wird. Daher sollte kein Gebrauch dem Menschen zugemuthet werden, den er sich nicht selbst frei erwählt hat, in keine Formen sollte er sich eingewöhnen darum, weil sie bei Andern gelten, keine Lebensweise sollte die seinige werden, ohne daß er sie aus freiem Triebe zu der seinigen gemacht habe; kurz, jeder soll sich über alle Sitte hinaussetzen, um sich seine eigene in der freien Uebung seiner Kräfte zu verschaffen. Daher gewinnt die Humanität weit mehr z. B. durch eine gewisse Derbheit, Grobheit, Formlosigkeit, als durch die beliebte Feinheit, Politur und Convenienz." — Auch diese Meinung, daß auf solchem Wege die Sitte zu völliger Freiheit gelange, steht im Widerspruche mit sich selbst. Denn wäre es möglich, daß jeder seine eigne Sitte annähme, so würde die Sitte des Volks die seyn, daß gar keine Sitte in ihm bestünde. Wer also eine gute Sitte will, muß auch das Eingewöhnen eines jeden in dieselbe wollen, und wer dieses nicht will, muß auch überhaupt keine Volkssitte wollen. Uebrigens ist eine solche Befreiung auch gar nicht einmal möglich, denn jeder Mensch lebt in die Sitte seines Volkes so herein, daß sie mit seinem ganzen Wesen verwächst, und er sich nie ganz davon trennen kann, wenn er auch will. Auch in dem Falle, daß ein Sonderling, sey er nun affectirt oder originell, aufträte, wird es ihm entweder an Nachäffern oder an Spöttern nicht fehlen, und sich also seine Einwirkung auf weitere Kreise nicht verhüten lassen. Da nun überhaupt die Sitte eine Macht in dem Volke ist, die keinen Einzelnen ganz aus sich entläßt, so kann nicht von einem Auflösen der Volkssitte die Rede seyn, wohl aber von Verbesserung derselben; und so finden auch hierin Schranken oder Bedingungen für die freie Entwicklung der Menschheit statt*).

*) Von dem Zusammenhange der Sitte mit den Gesetzen und der Schwarz, das Leben in s. Blüte.

3. Die Religion. „Sie werde völlig frei gegeben; es sey einem jeden überlassen, ob er einen Glauben habe und welchen, oder ob er ungläubig sey, ob er sich zu einem kirchlichen Vereine halten wolle oder nicht; jeder Religionsverein werde gestattet; überhaupt werde Niemand in seinem Glauben oder Unglauben, und keine Religionspartei werde im mindesten gestört." — Wer diesen Grundsatz ausführen wollte, müßte alles Mittheilen der Religion oder der Meinungen darüber verbieten. Da nun jede Religion schon an sich zur Mittheilung treibt, manche so dringend, daß sie Proselyten zu machen sucht, so müßte dieses vorerst allen untersagt werden, dadurch aber würde sie in ihrem inneren und äußeren Wesen gestört, und somit jenem Grundsatze schnurstracks entgegen gehandelt. Sodann müßten die Religionsvereine in Schranken gehalten werden, daß sie sich nicht einander beunruhigen, also z. B. der Christ nicht durch öffentliche Geschäfte den Juden am Samstage störe, der Katholik den Protestanten nicht durch Processionen, u. s. w. Alle solche gesetzliche Maßregeln wären für die eine Partei immer Beeinträchtigungen; wollte man es aber unterlassen, gesetzlich zu verordnen, so würden sich die Parteien unter einander noch ärger stören, und solches Nichtverordnen wäre ein Zulassen dessen, was der Grundsatz doch nicht will; also wäre er in jedem Falle der Ausführung im Widerspruch mit sich selbst. Am grellsten erscheint das in dem Blicke auf Religionsfanatismus; ihn zulassen, heißt ihm die Gewalt über alle andern Glaubensgenossen zugestehen. Aber nicht weniger ist auch selbst der Unglaube manchmal geneigt, Andere wegen ihres Glaubens zu beunruhigen oder gar zu verfolgen. Noch mehr. Ist nicht jede Meinung in Religionssachen etwas, das Manche in der ihrigen stört? und geht nicht jede Belehrung darauf aus, die Meinung Andrer hierin zu bestimmen? Zwar ist

Sittlichkeit, und der Art ihrer Verbesserung finden wir ebenfalls bei obigen Schriftstellern S. 43 — 52. und S. 56. wie auch S. 73 ff. weitere Belehrung.

diese Wirksamkeit mehr eine unvermerkte, aber darum, wie wir ja fortwährend sehen, eine der stärksten, und zugleich eine der dringendsten. Wir hören täglich klagen, wie z. B. durch Schriften hier der Unglaube, dort der Mysticismus gepredigt werde, und wie von allen Seiten die Religiosität unter dem Volke, wie die Kirche auch sogar in ihrem äußeren Leben dadurch leide, u. s. w. Also müßte alle mündliche und gedruckte Mittheilung, alles Lehrwesen in Betreff der Religion — welches im Grunde nichts anders hieße als aller Geistesverkehr! — verboten werden, um jeden Gläubigen oder Ungläubigen gegen mögliche Störung zu sichern. Da dieses nun zugleich ein Eingriff in die Gewissens- und Religionsfreiheit derjenigen seyn würde, welche sich zu irgend welcher Mittheilung verpflichtet fühlen, so stünde auch von dieser Seite die Ausführung mit ihrem Princip in offenbarem Widerspruche, und wer eine unbedingte Freigebung aller Religionen verlangt, will etwas, das er eigentlich nicht will. Es verhält sich auch hiermit, wie mit der Sitte; man hält, ohne es zu wissen, doch Bedingungen im Hintergrunde fest*).

4. Die Jugendbildung. „Sie soll völlig frei stehen, weil sonst die freie Entwicklung der Anlagen, und hiermit der Fortschritt der Menschheit schon in dem Aufkeimen zurückgehalten wird. Also kümmere man sich nicht um die Kinder, sondern überlasse sie ganz den Eltern, und kümmere sich eben so wenig um den Unterricht, der wird sich schon von selbst finden, aber wenn auch nicht, so wird die Jugend vielleicht desto mehr zur Selbstkraft gelangen." — Hiernach wäre es also den Eltern frei gestellt, ob sie ihre Kinder erziehen oder nicht, und was sie aus ihnen machen. Ja, würde der Grundsatz scharf gefaßt, so muß man die Kinder umkommen lassen, laufen lassen, verwildern lassen, wie es der Zufall will, und wenn jemand sich eines Kindes

*) In den angeführten obigen Seiten 50 u. a. ist auch der Zusammenhang von diesem Allem genauer zu ersehen.

bemächtigt, und Vater und Mutter es nicht wehren, so kann es auch keine Obrigkeit wehren, denn sie hat kein Recht über das Kind. Man muß es also mit ansehen, wenn die armen Kinder verkommen und verhungern, oder gemartert und getödtet werden, und gegen einen Bethlehemitischen Kindermord könnte man gar nichts einwenden. Ferner müßte es gestattet seyn, daß sie auch in schlechten Streichen, in Diebstahl, Bosheit rc. unterrichtet würden, oder daß Lehrer Abscheulichkeiten mit ihnen vornähmen*). Denn daß derjenige, welcher unbedingte Freiheit des Unterrichts verlangt, dieses alles zugeben müsse, fällt bald in die Augen. Jede Abwehr würde dieser Freiheit Bedingungen setzen, und also die unbedingte aufheben. Also muß man der Jugend selbst und allen, die auf sie einwirken, alles zugeben, was ihnen nur beliebt. Damit aber treten unzählige Fälle ein, wo eben diese Freiheit, die man doch will, durch dieses Freilassen selbst gestört wird. Um z. B. nur an eine und die andere Möglichkeit zu denken, so kann ja ein Kind die Hand gegen Vater oder Mutter oder Lehrer aufheben, und hierdurch seine Erziehung unmöglich machen, oder Eltern und Lehrer können dem Kinde seine Kräfte und Anlagen zu Grunde richten, oder die wilde Jugend kann sich unter einander in ihrer freien Entwicklung stören, vielleicht ihre besten Kräfte rauben. Wer nun unbedingte Freiheit ihrer Bildung will, muß auch ihre mögliche Zerstörung wollen, und somit will er etwas, das er nicht will. Immer derselbe innere Widerspruch, aber immer derselbe geheime Vorbehalt.

---

*) Und so etwas ist nicht unerhört. Die Polizei entdeckte in London eine Winkelschule, worin Kinder im Stehlen unterrichtet wurden; keineswegs nach Spartanischem Geiste! — Oeffentliche Blätter meldeten noch von diesem Jahre 1836 als ein Beispiel von Misbrauch der in Belgien durchgesetzten Freiheit des Unterrichts, daß in der „Anstalt der Brüder" zu Namur ein junger Lehrer Schülern Brandmale auf die Wangen gebrannt hatte. — Die tiefer eingehende Betrachtung über die Freiheit des Unterrichts von dem Verf. kann man in s. Buche die Schulen S. 361 ff. finden.

Wie nun vollends diese inneren Widersprüche einer unbedingten Freilassung der Gesetzlichkeit, der Religion, der Sitte, der Erziehung auch vielfach äußerlich wider einander laufen, und das Gesammtleben ganz auflösen würden, bedarf keiner weiteren Darlegung. Unser Zweck war nur hier zu zeigen, daß eine unbedingte Entwicklung der Kräfte im Volk als Princip für die Fortschritte der Menschheit verlangen, einen Widerspruch in sich selbst enthält, welcher sich von jeder Seite erkennen läßt, und daß also der, welcher sie verlangt, entweder sich selbst nicht versteht, oder das mit Bewußtseyn nicht will, was er zu wollen vorgiebt.

Wir hatten hier nur auf die nächsten Bedingungen einer gewünschten Entwicklung hinzuweisen, und finden sie nun zusammengefaßt darin, daß allerdings die Gesetze dabei einschreiten müssen, und daß eine Entwicklung bei der angeführten Nichtbeschränkung unmöglich, und daß also eine absichtliche Leitung im Ganzen, d. h. eine Volkserziehung nothwendig sey. Das Bestimmtere im Folgenden.

3.

Wie Eins durch das Andere bedingt wird.

Gehen wir alsobald auf dieses Bestimmtere ein, so bieten sich uns vorerst für die als nothwendig erkannte Volkserziehung vier Punkte dar: 1) der wechselseitige Einfluß des Ganzen und Einzelnen, — 2) die Gegenwirkung, — 3) die Regierung, — 4) das Prinzip derselben.

1. Der wechselseitige Einfluß ist in der Natur Gesetz, das durch das ganze Weltall, von der Sonne bis zum Sonnenstäubchen waltet. In dem Reiche der Geister waltet es ebenfalls, wo Freies auf Freies einwirkt; ein Geist theilt sich dem andern mit, und alle leben in dem Gemeinwesen der Vernunft. Wir gewahren immer nur das Nächste von solchem Einfluß, aber wer will uns das berechnen, was

aus der Ferne von allen Seiten auf den einzelnen Geist von seinem Daseyn an hereinströmt? wer will die unendlich vielfachen Vermittlungen zählen? Der Gedanke, welcher vor Jahrtausenden von einem Vernunftwesen gedacht worden, hat sich durch die Reihe derer, die nach einander und neben einander lebten und leben, vervielfacht, so oder so gestaltet, und so erblüht er wieder frisch jetzt und in künftigen Generationen. Man denke nur an den größten Gedanken, Gott, aber wie auch alle die kleinen, alle die unbemerkten Regungen in der Geistesthätigkeit wirken in ihren weiteren Anregungen bis ins Unendliche fort! Nichts schwindet spurlos dahin. Wir reden hier nur von den Vernunftwesen, welche die Erde bewohnen, und könnten wohl versucht werden, auch an eine Geistesgemeinschaft mit andern Geistern der weiten Schöpfung zu denken, wenn das nicht in Träume hinüberführte; die Möglichkeit wird niemand bezweifeln, auch hat die Wahrscheinlichkeit etwas für sich. Wir haben uns indessen an die menschlich-geistige Gemeinschaft zu halten, und hiermit zugleich an die Gesetze der Erdennatur. Die Menschen und unser Planet sind in einer offenbaren und noch nicht ganz erforschten Wechselwirkung begriffen. Veränderungen, die auf unserm Wohnorte vorgehen, bringen auch Veränderungen in unserm Geschlechte hervor, und umgekehrt sehen wir ja täglich die Gewalt, womit die Menschen in die äußere Natur einwirken, mit mehr Erstaunen. Diese ist, soweit die Geschichte reicht, durch die Cultur so sehr anders geworden, daß die Bewohner der alten Welt nicht mehr die neue kennen würden. Insbesondere ist sie in der neuesten Zeit so ganz anders geworden, daß z. B. die Meere nicht wie ehemals trennen, sondern verbinden, Flüsse stromaufwärts die Schiffe schneller tragen, als ehemals stromabwärts, Gewächse einheimisch geworden sind, wo sie vor Jahren noch nicht im Freien aushielten, mancher Boden fruchtbarer, manches rauhe Klima milder ist, und — doch wir würden zu viel aufzuzählen haben, wenn wir alles aufzählen wollten. So wie das nun durch die Freithätigkeit der Menschen bewirkt wor-

den, so hat auch die Naturthätigkeit einer Periode nach der andern schon bloß auf der Erdoberfläche vieles umgestaltet, man darf nur an die Vulcane, Meeresufer, Vertrocknungen der Flüsse rc. denken; und wer kennt das Leben und Weben im Inneren der Erdkugel? Alles dieses hat seinen entschiedenen Einfluß auf die Bewohner, der ebenfalls großentheils noch nicht gekannt ist, und wahrscheinlich zu den Veränderungen in der Sterblichkeit u. dergl. mehr mitwirkt, als wir denken. Auch regen alle die Naturveränderungen die Thätigkeiten der Menschen wieder an, und erwecken sogar neue Kräfte für das geistige Leben. Dieses undendlich verflochtene Getriebe macht durch den gemeinsamen Strom, welcher Alles durchdringt, auch Alles zu einem großen organischen Ganzen, in welchem dann das Menschenthum als ein einzelnes Glied dasteht. Es ist Unverstand, dieses als losgerissen von den allgemeinen Veränderungen zu betrachten. So wie die Natur und die Freiheit den Wohnplatz umbildet, so auch die Bewohner, und das hat, wie anerkannt ist, auf das Leben und die Bildung der Völker seinen nothwendigen Einfluß*). Eine Volkserziehung hat also dieses im Zusammenhange mit Vorgehendem und Nachfolgendem, soweit nur die Blicke dahin reichen, zu berücksichtigen.

Kein Volk lebt vereinzelt, jedes besteht in und mit dem

*) Der Verf. hat diesen Punct, den die Pädagogen kaum berührt haben, in seiner Erziehungslehre in der 1ten Abth. 1tem Abschn. I. (S. 67 — 98.), wie auch in der Einleitung zur Gesch. d. Erz. 1ter B. (S. 2 — 42.), u. a. a. O. zur Sprache gebracht, findet aber diesen wichtigen Punct immer noch viel zu wenig in den mancherlei Ansichten über Erziehung beachtet. Denn ohne den auf das Ganze erweiterten Blick bleibt man in Einseitigkeiten befangen. Zur Widerlegung gegnerischer Gedanken dient das Gespräch in den Nachträgen rc. B. I. S. 63. ff. Allerdings hat man bei der Erziehung des Kindes zunächst auf die dasselbe umgebenden Menschen zu sehen; ihr Einfluß ist der unmittelbar wichtigste, und er steht am meisten in unserer Gewalt; wer aber meint, damit sey alles gethan, gehört unter die „Dreischrittseher in der Menschenkenntniß." Vgl. die Einl. in die Erziehungsl.

Völkerganzen. Die Civilisation verbindet manche näher, und theilt sich gewöhnlich den angränzenden mit; wenigstens kann keines gegen das andere weit zurückbleiben, ohne in seinem Bestehen zu leiden. Die jetzige Europäische Cultur hat eine so hohe Stufe erreicht, daß sie sich fast unwiderstehlich bis zu den entlegensten Nationen verbreitet, und in sich selbst immer höher steigert. Es ist also darauf zu rechnen, daß die Erdkunde bald keine sogenannten Wilden mehr anzugeben habe, und daß die Rohheit allmälig der Cultur in allen Ländern weichen werde. Auch hat jeder civilisirte Staat sich zusammen zu nehmen, daß ihn nicht eine vollkommnere Cultur eines anderen überwältige, und hierin findet er eine bestimmtere Aufgabe, was er zur Bildung seines Volkes der Zeit und den Umständen gemäß zu thun habe. Wird diese Beziehung auf den auswärtigen Verkehr und Zustand nicht berücksichtigt, so sind manche Uebel und Misverhältnisse zu erwarten. Daß hierbei besonders die Sitte und Religion in Betracht komme, bedarf keiner Erinnerung.

Kein Kind kann gehörig erzogen werden, wenn man es vereinzelnen wollte. Es lebt durch seine Familie in seine Volksgemeinde herein, und ist durch diese ein Glied in dem größeren Vereine, auf welchen es feines Theils auch zurückwirkt. Solange nun nicht dieser Zusammenhang in der Erziehung des Einzelnen und in der des ganzen Volkes, ja der ganzen Weltlage beachtet wird, bleibt alles, was geschieht, eine Stümperei. Schon daraus ist das häufige Mislingen der übrigens sorgfältigsten Erziehung, und die Nichterfüllung oft der billigsten Erwartungen zu erklären. Wenn die kleine Wunde am Finger heilen soll, so müssen gesunde Säfte zufließen, soll das kleine Pflänzchen gedeihen, so muß Boden und Witterung dazu helfen; die erste Bedingung aller Erziehung, und so auch des Volks, ist die Rücksicht auf den wechselseitigen Einfluß im Großen wie im Kleinen.

2. Die Gegenwirkung. Es ist Naturgesetz, daß auf jede Einwirkung eine Reaction erfolgt. Dieses gilt nicht bloß im Physischen, sondern auch im Moralischen. Der Ein-

druck, der von einem fremden Willen ausgeht, regt den Willen, zu welchem er eingeht, jedesmal auf, entweder freundlich oder feindlich, entweder zur bereitwilligen Aufnahme, oder um abgestoßen zu werden. Ein engelreiner Wille nimmt alles Gute, das ihm angesonnen wird, mit Liebe in seine freie Selbstbestimmung auf, nicht so der menschliche Wille, denn der ist mit der Selbstsucht behaftet. Diese leistet alsobald allem, was auf das Innere eingeht, einen geheimen Widerstand, der zum Widerwillen wird, wenn sie sich beeinträchtigt fühlt. Das ist die natürliche Gereiztheit, die man augenblicklich zu empfinden pflegt, wo eine andere Person etwas will, man möchte fast sagen, wenn sie nur den Mund aufthut. Gesunde Personen werden sich nicht leicht auf diesem unbehaglichen Zustand ertappen, weil er meist nur momentan vorüberschwindet, aber bei manchen Krankhaften ist er sogar den umgebenden Menschen oft unangenehm genug bemerkbar; man klagt dann über sie, daß sie gereizt seyen, und sie selbst klagen auch wohl, daß sie die Fliege an der Wand ärgere. Fühlen wir uns nun in dem, was uns der Wille eines Andern bietet, in unserer Freiheit beengt, so entsteht alsobald im Stillen eine gewisse Widersetzlichkeit, die bei lebhaften Naturen gewöhnlich auch sogleich sich äußert. Das ist die Opposition des natürlichen Menschen, die in keinem Herzen ganz fehlt, und die sich schon bei dem Kinde in seinen ersten Lebensstunden von ferne ankündigt. Wer das menschliche Herz kennt — aber in diese „Höhle" steigt eben niemand gerne — der wird auf diese natürliche Opposition überall rechnen, sie aber nicht schlimmer nehmen, als sie ist, ja er wird etwas Schlimmeres bei demjenigen besorgen, wo sie sich nicht regt, etwa eine Charakterlosigkeit, so lange bis er etwa den seltnern Grund einer schon veredelten Natur gefunden. Das bezeichnen jene beiden Söhne im Evangelium: der eine sagte es dem Vater ab, ging aber doch hin und that, was er ihm geboten; der andere sagte es dem Vater zu, that es aber nicht. Das menschliche Verderben besteht in dem geheimen Widerwillen gegen das Ge-

setz des Gewissens. Was auch Rousseau träumte von einer Natur des Menschen, welche besserer Art sey, jetzt müssen auch die liberalsten Philanthropen über diese natürliche Gutartigkeit der Menschen lächeln, und der Staatsmann oder Erzieher, welcher auf sie bauen wollte, würde dem Auslachen nicht entgehen. Selbst das ist ein Beweis von jener allgemeinen Opposition, daß man der Willkühr des Kindes sogar gegen den Ernst seiner Eltern beizustehen geneigt ist*). Am stärksten offenbart sie sich in der herrschenden Neigung gegen die bestehenden öffentlichen Gesetze, und in dem Mistrauen gegen die obrigkeitlichen Verfügungen, in Republiken sowohl wie in Monarchieen; über nichts urtheilen die Menschen lieber ungünstig, als über die Verfügungen im Staate. Daher bedarf dergleichen Tadel, auch selbst wo er Grund hat, immer einer strengen Läuterung.

Dieses geheime Nein, das in der Regel die augenblickliche Antwort des menschlichen Herzens ist, darf aber weder den Erzieher des Kindes noch des Volkes irre machen. Er kann dabei auch wieder auf das Gute rechnen, das doch ebenfalls in keinem Herzen fehlt, wodurch das zuerst Verneinte wieder negirt wird; und so erhalten die vernünftigen Maaßregeln doch bald den Beifall der Vernünftigen und allmälig auch der Menge. Man sah z. B. oft, daß Eltern, auch wohl ganze Gemeinden gegen neue Schuleinrichtungen aufgebracht waren, und es dauerte nur kurze Zeit, so wußten sie das Dank, was sie nun als eine Wohlthat der fortschreitenden Cultur erkannten. Aehnliches erfuhren wir gewöhnlich in allen Polizeianstalten, wie z. B. das Bettelwesen, den Straßenbau betreffend, wenn nur die Anordnung gut war. Erfährt ja doch nicht selten das die elterliche

*) Da der Verf. bei der Abfassung seiner Erziehungslehre auf dieses wichtige Moment in der Erziehung, die natürliche Gegenwirkung, noch nicht so aufmerksam gemacht hatte, als er es erst selbst durch die neuesten Lehrer der Anthropologie geworden, so hat er im 2ten B. seiner Nachträge an m. O., besonders S. 314 ff. darauf hingewiesen.

Strenge, daß der Knabe, der mit Stampfen die Züchtigung empfieng, nachher mit frommen Thränen dem Vater oder der Mutter Folgsamkeit verspricht. Die rechte Art aber, wie man jenen Hang zur Opposition zu berücksichtigen hat, ist nicht leicht zu treffen. Denn man darf sie doch nicht verstärken, sondern soll sie vielmehr innerlich, etwa durch jenen Hang selbst, entkräften; nur das dient der guten Entwicklung. Der Widerwille muß durch sich selbst besiegt, der Mensch muß sein eigener Opponent werden; das ist der wahre Weg so wie der Herzensbesserung, so auch der innern Volksbildung, denn er gewinnt die Menschen für die Sache und zieht sie in einen Gemeinsinn, der sich dann auch allen weiteren Verfügungen mit Vertrauen ergibt*). Würde man anders verfahren, nämlich so, daß man das Widerstreben durch eine Art von Zorn verstärkte, so hat man sich der Erscheinungen zu gewärtigen, die wir bei dem halsstarrigen Knaben sehen, der es immer mehr wird, weil eine feindselige Behandlung „mit dem Schwerd im Feuer rührt." Daher auch ein ganzes Volk zur Empörung aufgeregt wird, wenn die Regierung es auf's Aeußerste hierin treibt, daher aber auch die Regierungen, wie wir ja das Glück haben an den unsrigen zu erfahren, auch da, wo sie strengere Maaßregeln ergreifen müssen, unbesorgt seyn können, wenn sie die Anerkennung des guten Erfolges voraussehen; ja sie sind ihrer Sache gewiß, sobald sie nur darauf rechnen können, daß diejenigen Gemüther, welche etwa im ersten Eindruck unwillig sind, in dem folgenden schon auf den Zweck hinsehen, und in dem weiteren schon mit Ruhe die Mittel betrachten, wodurch sie dann am Ende, und das oft bald, dahin kommen, daß sie sich der Weisheit ihrer Regierung erfreuen, und dann mit derselben gemeinsame Sache machen**). Das ist dann der

---

*) Wir beziehen uns hier und im Folgenden auf Mehreres, was in den beiden ersten Abtheilungen ist entwickelt worden, z. B. S. 137 ff.

**) Als Beispiel können die Bewegungen und Verfügungen in Betreff der Preßfreiheit aus der neuesten Zeit dienen, wovon schon

rechte Gemeinsinn, das giebt dem Staatsbürger den ächten Patriotismus, das ist die gedeihliche Volkserziehung. An den Kindern zu Hause und in der Schule wird dieses Gott sey Dank nicht selten, im Kleinen gesehen, als ein Abbild des Großen. Es erzeugt da eine Harmonie und ein Wohlgefühl in der Gesammtheit, welche die schönsten Blüten des Lebens hervorruft.

Hiermit eröffnet sich ein unabsehbares Feld für das Nachdenken, insbesondere über die Volkserziehung, denn es wird eine Umsicht und Voraussicht verlangt, welche dem menschlichen Geiste scheint versagt zu seyn, indessen doch immer eine Aufgabe ist, an deren Lösung wir zu arbeiten berufen sind. Es ist die Aufgabe der Lebensweisheit selbst, die ja jedem Menschen vorliegt. Wollte die Erziehung, sey es nun die der Gesammtheit oder die des Individuums, die Lösung dem Zufalle überlassen, welcher die Mittel für den Augenblick darbietet, die man dann so aufgreift, wie sie eben gut scheinen, so würde man sich vielleicht grade in diesen Mitteln vergreifen, wohl gar das vorhandene Gute noch zerstören, wie wenn der Arzt zu unrechter Zeit eine Schwächung oder Stärkung verordnet, und überhaupt dem Kranken Mittel giebt, die nicht heilen, ihm wohl gar den Tod beschleunigen. So ergiebt sich, wie die Schlaffheit in der Regierung ebenso verderblich seyn kann, als die Ueberstrenge; wie man dieses ebenfalls in der Kindererziehung sieht, wo sie sogar in der Regel noch verderblicher ist, als die Strenge, welche freilich nie Härte seyn sollte. — Wie viel gehört doch zur Volkserziehung, wenn man nur bloß den eben betrachteten Punct bedenkt, die Gegenwirkung,

---

oben S. 140 die Rede war. Hier fügen wir noch das neueste Ereigniß hinzu, das sich in den Nordamerik. Freistaaten, in Cincinati, zugetragen, wo das Volk gegen die Presse und den Verfasser der Druckschrift wüthete, weil in derselben die Freiheit gegen die Sklaverei vertheidigt wurde! Doch auf diesen wichtigen Gegenstand wird unsere weitere Betrachtung nochmals führen.

welche so weit wie möglich vorgesehen, und so, wie es allerdings möglich ist, zum guten Ziele geleitet werden soll.

3. Die Regierung. Das Vorhergehende hat schon den Weg gewiesen, welchen sie einzuschlagen hat, um zugleich Volkserziehung zu seyn. Die Natur selbst weiset auf ihn. Denn ihre beiden Gesetze, das der Wechselwirkung und das der Gegenwirkung, geben für sie das an, was wir in der Erziehung des Kindes ebenfalls, nur in kleinerem Kreise zu beobachten haben. Alles dasjenige soll in dem Einzelnen verfügt werden, was auf das Ganze so wirkt, daß es zum Ziele führt, und eben so sind die Anstalten im Großen so anzuordnen, daß sie auch bis ins Kleinste günstig eindringen; diese Verfügungen aber erreichen nur dann ihren Zweck, wenn sie, die Reactionen vorhersehend, auch schon zum voraus das anlegen, wodurch sie sich in die Gesammtwirkung umwandeln. Dieses sind die Hauptbedingungen für den Staat, der das Volk zur Bildung leiten will. Er hat nach dieser Maxime die Kräfte und Anlagen in dem Volke zu erwecken und zu entwickeln.

Wie der einzelne junge Mensch, so die Gesammtheit Aller, die zum Volke gehören. Denn auch diese ist in einem Wachsthume begriffen, und so lebt jede Nation in fortwährender Jugend, deren Blüte nie vollendet ist; so nennt man auch ihren Zustand mit Recht blühend, wenn sich die Menschheit in ihr entwickelt. Das Leben eines Staates steht und bleibt in seiner Blüte, wenn es die Kräfte frisch entfaltet und harmonisch vereint. Man denke sich das Entgegengesetzte, Wilde, die sich wild durch einander treiben; da ist ein Krieg Aller gegen Alle, bis zur völligen Aufreibung: und nun halte man sich das Bild eines Staates vor, der durch weise Gesetze und feste Ausführung das Volk zu dem großen Ziele leitet, so sieht man die Menschheit in ihrem wahren Leben, das endlich alle Völker unter einander auf der Erde, und durch das Band der Liebe auch mit dem Himmel verbindet. Dahin wirkt die Regierung, indem sie ihr Volk erzieht.

Sie läßt also die Kräfte frei hervortreiben, aber in einem gesetzlichen Zustande, an welchen sie alsobald zu gewöhnen sind. Das ist durch die Jugendbildung bedingt, und daher ist sie von den Gesetzgebern als eine Hauptsache von jeher anerkannt worden. Weil die Eltern zunächst dazu bestimmt und befähigt sind — oder seyn sollten! — die Kinder zu erziehen, so sanctionirt der Staat auch äußerlich dieses heilige Elternrecht, und hiermit überwacht er es zugleich, unterstützt die Väter und Mütter, um sie recht zu befähigen, legt Schulen an und sorgt für Lehrer*). Wie dabei die Frage über die Freiheit des Unterrichts den Gesetzgeber leicht in ein Gedränge bringt, haben wir in der neuesten Zeit gesehen. Denn diese Freiheit wird, wie wir oben sahen, von dem Unverstand oft unbedingt und wohl mit Ungestüm verlangt. Indessen ist es hier der Fall, wo sich die Regierung nicht darf irre machen lassen, denn sie kann sicher darauf rechnen, daß die Reactionen gegen die gehörigen Einschränkungen der Lehrfreiheit bald nachlassen und in allgemeine Zufriedenheit umschlagen werden, wenn sie für Prüfung der Lehrer, für Einrichtung der Schulen, für Aufmunterung im guten Lehren und Lernen so sorgt, daß der Erfolg das Zeugniß der weisen Anordnung vor Augen legt. Die Beschränkungen richten sich nämlich nach dem dermaligen Zustande der Cultur, so wie diese zunimmt, so wird auch der Unterricht zwar immer noch unter der leitenden Aufsicht stehen, aber eine größere Concurrenz erhalten, und also einer freieren Wahl überlassen seyn. Das ist sein inneres Freiwerden. So lange das Volk noch von Aberglauben befangen ist, muß es durch die Obrigkeit gegen herumziehende Schwärmer und Betrüger, wie in

---

*) Wir haben in der 1ten Abth. S. 54 ff. die Grundsätze Englischer Politiker über diesen Gegenstand vernommen, und z. B. S. 62. das Abweichende von unsern in Deutschland Gott sey Dank herrschenden, auch S. 64. unsere Gegenbemerkung hinzugefügt. Der Verf. hat indessen die Lehre von dem Elternrecht und dem Verhältnisse desselben zu dem Rechte des Staats und der Kirche besonders vorgetragen in s. B. die Schulen S. 298 ff.

alten Zeiten Goeten und sogenannte Zauberer ihr Unwesen trieben, gesichert werden: bei einem aufgeklärten Volke braucht man kaum noch z. B. Verbote gegen Marktschreier ergehen zu lassen, sie werden jetzt vergeblich ihre Buden auf unsern Jahrmärkten aufschlagen.

Die Preßfreiheit wird, wenn wir die besseren Gründe hervorheben wollen, darum so laut verlangt, weil man meint, sie sey der Weg, um die Regierung selbst zu belehren über das, was dem Volke Noth thue, und um auch das Volk über das, was ihm dient, zu verständigen. Das ist die Lichtseite dieser Freiheit, aber man übersieht gewöhnlich ihre Schattenseite. Sie regt nämlich das Volk leicht auf, und nährt die Leidenschaften. Weil nun eine weise Regierung die Maxime hat, die wir oben bemerkten, den natürlichen Hang zur Opposition nicht zu verstärken, so können Zeiten eintreten, wo die Aufregung fieberhaft und contagiös geworden ist, und also jenes Verstärkungsmittel nicht zugelassen werden darf, so wie eine weise Regierung in der Cholerazeit diätetische Vorschriften gegen das Uebel anordnet. Aber auch in einer gesunden Zeit des Volkes kann es zur Erhaltung dieser moralischen Gesundheit dienen, daß man die Preßfreiheit durch Gesetze beschränkt. Denn wie sehr ist sonst die Sittlichkeit gefährdet, da grade der böse Hang der Menschen so gerne nach den Lesereien greift, welche die Sinnlichkeit, besonders auch die gröbere ergötzen; von mehrerem andern nicht zu reden. Für das Deutsche Volk ist noch eigens zu bedenken, daß die Neigung zur geheimen Rache leicht ernährt, und die Lästersucht leicht durch unbedingte Freigebung des Druckens gefördert wird. Denn die Gesetze, welche Klagen gegen Verläumdungen gestatten, reichen bei weitem nicht hin, um das Uebel gut zu machen. Sie werden bekanntlich oft genug illudirt, und am Ende bleibt doch von der Verläumdung immer etwas hängen. Eine Nation verhält sich in diesem Punte anders wie die andere, deßhalb können wir das Beispiel von England hierin nicht auf Deutschland anwenden. Bei uns ist schon manchem würdigen Manne und

mancher guten Sache durch öffentliche Blätter Uebels zugefügt worden, das nicht wieder ausgetilgt werden konnte; so gut also die Sicherheitspolizei gegen Räuberbanden, Mordbrenner und Banditen wacht, muß sie doch auch die Ehre, die eines der wichtigsten Güter ist, gegen solche Antastungen schützen. Wendet man ein, daß die mündlichen Mittheilungen frei stehen, warum nicht auch die gedruckten? so ist doch der große Unterschied zwischen beiden leicht einzusehen. Jene haben ihren engen Kreis, können alsbald zur Verantwortung gezogen werden, und sie verhallen: diese aber schleichen, wer weiß in welche weite Kreise, auch dahin, wo man nach keiner Vertheidigung fragt, und der gedruckte Buchstabe bleibt noch sicherer als der geschriebene. Indessen ist jene Beschränkung eine der schwierigsten Aufgaben in der Volkserziehung, und es ist nur die Maxime festzuhalten, daß sie sich nach dem Charakter der Nation, ihrem Culturstande, und den Zeitumständen richten müsse, mit dem Blicke auf das Ziel einer sittlichen Bildung.

Eben diese Bildung ist ferner durch die Vertheilung der Thätigkeiten in dem Staate bedingt. Da sind die mancherlei Geschäfte der producirenden Classe, die Gewerbe, die Studien und Künste, u. s. w. zu beachten; denn stehen sie nicht im Verhältniß zu der Bevölkerung und deren Bedürfnissen und in einem Ebenmaße unter einander, mangelt es an der einen Art von Thätigkeit, oder ist irgend ein Fach überfüllt, so leidet nicht nur das materielle Leben, sondern auch das geistige Noth, denn der ganze Organismus ist gestört. Das Gemeinwohl verlangt also eine gleichmäßige Vertheilung. Aber wie ist diese zu bewirken? Von der Platonischen Republik an bis auf die heutigen Staaten ist das eine Aufgabe, welche immer neue Schwierigkeiten gewahren läßt, wie man nur etwas zur Lösung versucht. Denn Beschränkung der Freiheit in der Wahl ist einerseits nothwendig, andrerseits aber ist eben diese Wahl mit der freien Entwicklung der Anlagen unmittelbar verbunden. Man denke nur z. B. an die Studierfreiheit. Wovon man sie auch will abhängig

machen, so soll doch hierin Talent und Genie entscheiden, und darüber läßt sich nicht wohl gesetzlich aburtheilen. Eben hier ist der Fall, wo man der freien Entwicklung am wenigsten vorgreifen darf; und was zur Volkserziehung dabei zu thun ist, das bedarf großer Umsicht und einer schonenden Hand. Fast scheint es, als müsse der Staat dieses ganz der Vorsehung überlassen, wie denn auch die Geschichte immer eine gewisse Ausgleichung bemerken läßt. Indessen unthätig soll doch die Regierung auch nicht dabei seyn, denn sie kann wenigstens für die Gegenwart und die nächste Zukunft immer etwas thun, welches die Umstände anrathen. So z. B. wird bei der jetzigen Ueberfüllung der Adspiranten im Gelehrtenstande in Deutschland wohlwollend gesorgt, daß der Zudrang der minder Tüchtigen abnehmen möge. Während dem nimmt aber der Zudrang in dem höhern Gewerbstande zu, und man wird auch da bald nöthig haben, wo möglich die Jugend zurückzuhalten.

Damit hängt die Abtheilung des Volkes in seine Stände zusammen, welche sich in sein Leben und seine Entwicklung verwebt hat, meist noch aus alter Zeit. Weil sich aber die Zeiten ändern, so veraltet auch in dieser Einrichtung manches, welches dann die Fortschritte nur hemmt oder zu hemmen scheint. Da werden dann oft Aenderungen verlangt, die zu tief in das Volksleben eingreifen, als daß sie ohne revolutionäre Bewegungen statt finden könnten. Da nun aber diese das Volk immer wieder zurückwerfen, und in einen vielleicht tödtlich-kranken Zustand versetzen, so sind sie jedenfalls in der Idee der Volkserziehung verwerflich; denn alles Gedeihen im Werden und Wachsen ist durch das Gesetz der Stetigkeit bedingt. Daher hat auch hierin die Regierung immer nur das zu fördern, wozu die Zeit gradereif ist, um ihm die rechte Richtung zu geben.

Alles, was die Regierung für die Volksbildung zu thun hat, geht in dem Grundsatze zusammen, daß sie das ganze Volksleben zu durchschauen, und hierin die Kräfte zu ihrer

harmonischen Wirksamkeit zu lenken bemüht seyn soll*). Daher muß sie sich in den Stand setzen, daß dieses Leben gleichsam in sie einströmt, und sie das auffaßt, was sie zur Förderung seiner Blüte in das Ganze verbreitet. Die vorzüglichen Entwicklungen in den Gewerben, in den Künsten, in den Wissenschaften, gewissermaßen die Notabilitäten, müssen denjenigen, welche die Volksbildung leiten, baldmöglichst bekannt werden, um sie zu erwägen und für das Gemeinbeste zu benutzen. Auf solche Weise bildet sich das Volk selbst durch seine Erzieher, und das ist dann etwas ganz anders, als die gepriesene Volkssouveränetät; es ist die Intelligenz der Regierung, wie sie sich in den rühmlichen Beispielen unserer Zeit darlegt, in großem Contrast gegen die niedere Stufe solcher Staaten, die sich der Volksherrschaft untergeben. Wie bei diesen eine Volkserziehung statt finden könne, ist nicht abzusehen; wo aber die Regierung mit den Weisen zu Rathe geht, mit Bedacht zum hohen Ziele der Menschheit hinsteuert und mit Verstand das Steuerruder führt, da ist sie die wahre Volkserziehung. Auf diese Weise kommt sie in jeder Hinsicht von Oben, ganz so wie es Gott in dem elterlichen Verhältnisse geordnet hat. Unter solcher Volksbildung tritt das Leben vollkommen in seine Blüte.

So setzten wir eine weise Regierung als das Dritte, wodurch die Erziehung in ihrem Zusammenhange bedingt wird, indem sie die beiden ersten Momente zum harmonischen Gesammtleben vereinigt. Aber sie muß dabei von dem Princip ausgehen, welches die Lebenskraft selbst ist, und solche Harmonie hervorbringt.

4. Dieses **Princip** — wo könnten wir es anders finden, als in dem Christenthum? Was der berechnende Verstand nicht ausdenken kann, das findet die Einfalt der christ-

---

*) So wird das Zurückdrängen des Gelehrtenstandes in Deutschland eine bedenkliche Sache unserer Zeit. Der Verf. hat dieses in s. Abh. über **unsere Nationalbildung** beleuchtet. Sie ist aus dem 2ten Bande s. **Nachträge** rc. besonders abgedruckt.

lich erhobenen Vernunft. Alle die Rücksichten, welche schon die Erziehung des einzelnen Kindes fordert, und die in der Volkserziehung bis ins Unendliche verlangt werden, werden durch den Geist des Christenthums wie mit Einem Zuge befriedigt. Er ist der Lebenstrieb, welcher dem Gemeinsinn den richtigen Tact giebt, und alle Herzen in diesem Gemeinsinne vereinigt; er ist der Geist der Liebe, die von Oben kommt und nach Oben zieht. Er giebt der Vernunft ihren Aufschwung, daß sie in das Gebiet des Wissens immer höher eindringt, und allen Kunstanlagen giebt er die Richtung zu dem Edlen. Er macht recht eigentlich frei, und so löset er allein die Aufgabe, durch die zeitmäßig nöthigen Beschränkungen zu der Freiheit hinzuführen. Würde das Volk aus lauter guten Christen bestehen, so bedürfte es keiner äußeren Gesetze für die Beschränkung, denn das Gewissen eines jeden würde die Freiheit der mündlichen und schriftlichen Mittheilungen immer nur zum Guten gebrauchen, und überall mit Liebe für das Gemeinwohl unter der Regierung seine Kräfte verwenden und ausbilden. Ohne diese innere Gesetzlichkeit würde ohnehin auch die weiseste äußere Gesetzgebung nichts helfen*).

Das alles ist so bekannt, obgleich leider noch zu wenig anerkannt, daß wir nichts weiter hinzusetzen, und nur noch auf eine Wirkung des Christenthums aufmerksam machen wollen. Wie vieles Große und Schöne auch die alte Welt aufzuzeigen hatte, so war doch auch Vieles vorübergehender Schein. Die Menschheit hat auch ihre tauben Blüten, sie fallen ab, ohne Früchte zu hinterlassen; vielleicht daß sie ihren Nutzen doch in der Befruchtung hatten, aber sie sind nicht zum Bleiben bestimmt. Das Christenthum ist die Sonne, vor welcher sie hinwelken, und in welcher das in

*) Von der Wirksamkeit der Religion auf die Befolgung der Gesetze, und was damit zusammenhängt, sagt schon Montesquieu viel Gutes, ohne damit doch in das Tiefere und Klare zu kommen; so auch Ferguson u. A. Vgl. oben S. 50 ff. 56. Auch ist S. 90 ff. 120 ff. dieser Gegenstand behandelt.

der Menschheit hervortreibt, was ewig blüht. So ruft es auch die Geistesblüten des Alterthums zu einer Auferstehung hervor, nicht zwar in der ehemaligen Gestalt, denn das Vergangene kann nie wiederkehren, aber doch in dem Wesen, das verklärt erscheint, weil es in ein höheres Leben der Menschheit eintritt. Denn das neue Leben, welches schöpferisch durch das Christenthum in die Welt eingetreten ist, geht durch alles hindurch, und giebt, wie wir wiederholen müssen, dem Geiste in allem Guten, Wahren, Schönen einen kräftigeren Aufschwung.

Wo könnten wir auch anders die Hülfe für die arme Menschenwelt finden? Denn daß sie deren bedarf, und zu jeder Zeit bedarf, sagt uns die Geschichte von Anfang an, und wir fühlen es genugsam. Der krankhafte Zustand hindert überall die wahre Bildung, und erschwert alles, was in der Erziehung im Großen wie im Kleinen geschieht. Auch könnte sie nicht einmal ihr Ziel vor Augen haben, viel weniger Fortschritte auf dem Wege dahin machen, wenn ihr nicht das Heilmittel der Menschheit gegeben wäre. Um nur an Eins zu erinnern, so ist jene Gegenwirkung gegen die erziehende Thätigkeit nicht anders zu entkräften, oder vielmehr umzuwandeln, als durch die Kraft, welche den Menschen der Selbstsucht entreißt und in seinem Innersten selbst umwandelt. Von diesem Lebensprincip aus oder sonst nirgends beginnt alle Verbesserung.

Das Christenthum ist der Standpunct, über welchen es keinen höheren giebt, um sich über alle Einseitigkeiten der Beurtheilung zu erheben, und hiermit jene Widersprüche zu lösen, welche wir in Betreff der Volkserziehung vernahmen. Denn sie entstehen nur auf den untergeordneten Stufen, und stellen sich da schroff gegen einander über, zu einem immer neu erhitzten Kampfe. Auf seinem Standpuncte hat ja jeder recht, und wenn er nicht ein Schwachkopf ist, so kann

er ihn auch vertheidigen; der Kopf nun, der am meisten Gewandtheit besitzt, wird sein Princip kräftig durchfechten, sey es nun in Schriften, oder in parlamentarischen Reden, oder wie sonst. Seine Umsicht geht nicht weit, weil er niedriger steht, und das eben ist die schlechte Logik unserer Tage, daß man darin das Wahre zu finden vermeint. Denn ist einmal der Wille für etwas da, so versagt ihm der Verstand nicht seinen Dienst, und ein gewandter Kopf weiß für alles Gründe. Daher denn auch der Götzendienst, der mit dem Worte getrieben wird, welches doch als ein bloßer Laut nur die Ohren füllt und in die Lüfte verschwebt. Mag es auch wohl die Hörer beschreien, der Geist nur ist das Belebende*). Nur jenes Wort, das der Geist selbst war, wirkt mit seiner Schöpferkraft. Indem nun in dem Christenthum die Menschheit zu ihrem höchsten Ziele gelangt, so giebt es uns auch den Standpunct, von welchem aus aller jener Streit entschieden wird, und wir alle die Freiheiten, die gefordert werden, mit ihren Beschränkungen, die zum wahren Freiwerden führen, richtig bestimmen können; denn das Christenthum allein enthält das Princip, und erhebt die Vernunft des einzelnen Wahrheitsforschers zur reinen Vernunft.

Wenn die Menschen durch vereinte Kräfte so vieles vermögen, warum wollten wir die wahrhaft vereinigende Kraft selbst auf die Seite setzen? Und wenn schon die gefährlichen Associationen sich viel zutrauen, welche sich doch nur unsicher erhalten können, warum wollen wir nicht auf die große und heilbringende Verbindung, welche in der christlichen Kirche Allen offen steht, und die Völker der Erde auch für alle Zukunft umfaßt, unsere Hoffnungen und Bemühungen für das Beste der Menschheit vereinigen? Einer der berühmte-

*) Ein gepriessener Redner in der 2ten Kammer zu Paris sprach es einst unter allgemeinem Beifall aus: das Wort sey die größte Macht. Zu diesem geistlosen Worte konnte den so geistreichen Redner nur seine Zeit verleiten.

sten Englischen Parlamentsredner*) schrieb einmal: „wenn die Schlechten zusammentreten, so müssen sich die Guten vereinigen. Wer berufen ist, öffentlich zu handeln, und dabei versäumt, sich in eine Lage zu setzen, in welcher er seine Pflicht mit Kraft ausüben kann, der täuscht das in ihn gesetzte Vertrauen nicht viel weniger, als wenn er ein Verräther an seiner Pflicht selbst würde. Ein wunderliches Lob ist es, wenn man einem Manne nachsagt, er habe zwar immer recht gehandelt, aber wenn es galt, so habe er nur in solchen Verhältnissen gehandelt, wo sein Streben fruchtlos bleiben mußte."

Sind in einem Volke die christlichen Gesinnungen allgemein verbreitet, so bedarf es nur für die einzelnen Zweige der Bildung besonderer Vereine, oder vielmehr die natürlichen Corporationen erwachsen dann aus der Idee der wohlorganisirten Gesammtheit: welche Associationen sich auch sonst bilden mögen, so haben sie nur ihre Privatzwecke, und dienen nur dann für die Entwicklung des Volks, wenn sie dem Einflusse des großen Vereines untergeben sind, der sich in dem christlichen Staate darbietet. Da sind die äußeren Gesetze auch dem Gewissen heilig, da treibt jeden sein Herz zur getreuen Befolgung und menschenfreundlichen Wirksamkeit, da bildet sich die Sitte aus der und mit der Sittlichkeit, da ergreift der gute Geist auch selbst diejenigen, die nicht zu den Anhängern dieser Religion gehören, und da erst erwächst der rechte Gemeingeist, den die sogenannte öffentliche Meinung gewöhnlich nur lügt; er ist dann die reinste Sympathie, das gesegnete Gesammtstreben nach dem würdigen Ziele.

So werden wir von allen Seiten auf diese Grundbedingung, welche bei der nöthigen Reform in dem ganzen Erziehungswesen vorausgesetzt werden muß, zurückgeführt. Es war nöthig, daß wir alles in Erwägung zogen, was gegen

*) Edmund Burke i. J. 1770. „When bad men combine, the good men must associate etc."

sie aufgestellt wird, und daß wir bis ins Kleine eingiengen, um die Aufmerksamkeit auf sie bestimmter zu ziehen, als man bisher gewohnt war. Daß das Christenthum allein die Aufgabe der Erziehung löse, kann nicht genug vor Augen gelegt werden, denn der Zeitgeist verhüllt es nur zu sehr, und stellt dafür lieber andere Gesichtspuncte auf. Nur durch das christliche Leben wird das sittliche und das erziehende, so wie durch die Erziehung auch jenes, und in dieser Gesammtentwicklung die fortsteigende Bildung der Menschheit gewonnen.

4.

Grundzüge dieser Verbesserung.

Alles dieses wohl erwogen, glauben wir die Hauptursache von den bisher gefühlten Mängeln der Erziehung darin zu finden, daß das einzelne Gute, was darin geschehen, noch immer von dem Ganzen losgerissen war. Im Einzelnen ist viel Gutes geschehen, manches bis fast zur Vollendung ausgebildet, aber es fehlt noch an dem organischen Zusammenhange, ohne welchen auch das Einzelne unvollkommen bleibt. Wollten wir uns nun mit solchen Fortschritten begnügen, wie man denn geneigt ist immer nur nach außen zu sehen, und dahinaus vorzuschreiten, während das Innere, worin doch der Wachsthum seine eigentliche Kraft hat, vernachlässigt wird: so müßten wir uns überall im Erziehungswesen nur mit Halbheiten herumtreiben. Das geschieht denn auch, und nicht selten con amore. Indessen hat sich die Erziehungsidee so weit entwickelt, daß der Pädagog, welcher die Weihe erhalten hat*), nicht mehr mit sich selbst zufrieden seyn kann, wenn er in solchen Schlendrian eintreten sollte. Allerdings hat das Erziehungswesen große Fortschritte ge-

*) Die Weihe des Pädagogen, s. Nachträge 1ter B. I.

macht, aber nicht sowohl das, daß man sie einsieht, sondern mehr noch das, daß man erkennt, was ihnen noch fehlt, und was zu thun noch übrig, das halten wir für das, worin die Stufe, auf welcher es jetzt steht, anzupreißen ist: die Erziehung ist die sich entwickelnde Menschheit selbst; wenn sie nun die Idee von dem, was sie seyn soll, gefaßt, wenn sie sich selbst begriffen hat, dann ist der wichtigste Schritt zu ihrer Vollkommenheit gethan; und bei diesem Punct ist sie jetzt angelangt. Wer sie nun noch so treiben will, wie es grade geht, mag denn etwa nur die Klugheit zu Rathe ziehen, um für den Augenblick sammt der nächsten Zukunft in seinem Kreise bestens zu sorgen, übrigens aber Gott walten lassen. Wir können nun einmal nicht bei dem stehen bleiben, was jetzt grade gilt, denn wo sich der Blick erweitert hat, da will auch der Trieb zur Verbesserung nicht ruhen.

Die Erziehungsidee hat sich allmälig bis dahin entwickelt, und es läßt sich schon in früherer Zeit etwas der Art bemerken. Das zeigt sich besonders in den Methodikern seit Ratich und Comenius. Sie glaubten in ihrer Erfindung einer neuen Methode eine ersehnte Umbildung der Menschheit gefunden zu haben, und in ihrer Begeisterung ahneten sie einen organischen Zusammenhang, und hiermit eine Reform, welche das Ganze und die Theile in Eins brächte, zum besten Erfolge. Aber sie irreten darin, daß sie das Ganze der Jugendbildung in einen einzelnen Theil ziehen wollten, statt den einzelnen Theil dem Ganzen anzueignen. Wir sehen indessen, wie sie nach einander der Idee näher kamen. Als Amos Comenius mit seiner **janna reserata Linguarum** auftrat, worauf später sein **orbis pictus** u. s. w. folgte, und damit einen besseren Weg sogar für die Bildung der Völker entdeckt zu haben schien*), so war das noch zu

*) Comenius wurde nach England, Schweden und Siebenbürgen berufen, um seine Ideen auszuführen, das freilich nicht glückte. Die Geschichte dieses Pädagogen ist überhaupt eine der denkwürdigsten, wobei man die seiner Vorgänger, besonders des gediegenen Philosophen

einer Zeit, wo man das Erlernen der Sprachen, insbesondere der lateinischen, für die Hauptsache der Erziehung hielt. Als etwa anderthalb hundert Jahre nachher Basedow auftrat, und mit seiner philanthropischen Idee das ganze Erziehungswesen umformen wollte, in der Richtung, die mit der schon von Locke und hauptsächlich von Rousseau eingeschlagenen, zusammentraf, so bestimmte ihn ein Uebergewicht im Erlernen der alten Sprachen und in der Gedächtnißübung, das er vorfand, dazu, daß er ein Gegengewicht in der Verstandesbildung und in den Sachkenntnissen entgegensetzte; dafür begeistert, wußte er allgemein zu begeistern*). Immer aber war es noch der Unterricht und das Lernwesen, in welches auch dieser Methodiker das Ganze der Bildung hineinzog, nur daß er durch den Gedanken, die Aufklärung sey das Mittel für alle Verbesserung der Menschen, den Unterricht zu einem erziehenden machen, und ihn hiermit schon mehr der Gesammtbildung zuführen wollte. — Zuletzt war es Pestalozzi, der nach eben dieser Weise zwar das Wesen

---

Bacon und des unruhigen Lehrers Ratich nicht übersehen darf. Diese drei Methodiker wiesen auf die Natur hin, jeder in eignem Wege. Der Verf. hat in s. Gesch. d. Erz. im 2ten B. S. 386 ff. von ihnen gehandelt.

*) Von diesen Methodikern einer zweiten Periode enthält des Verf. Gesch. d. Erz. im 2ten B. S. 403 ff. u. 447 ff. das Ausführliche. Rousseau's Emile hat stärker eingewirkt, wie irgend ein pädagogischer Schriftsteller, aber die Bewegung, die er aufregte, kam erst in der neuesten Zeit zu einer gedeihlichen Gegenwirkung, welche indessen den Gewinn nicht verloren gehen ließ. Basedow regte lebhafter in Deutschland auf, aber die Gegenwirkung trat alsbald ein, jedoch hat sie, bei dem nicht zurückgewiesenen Gewinn, noch immer nicht die philanthropistische Einseitigkeit besiegt. Ein Lessing lachte über Basedow, schwieg aber auf seine Bitte; Schlözer dagegen sprach derb gegen ihn. J. G. Schlosser erklärte sich in einem Briefe an Iselin v. J. 1776 gegen ihn, worin er unter andern schreibt: „ich kann nicht finden, daß unter Tausenden auch nur Zwei das Gute um des Guten willen, und ihren Stand um des Staates willen suchen und lieben." (Und wo wäre, genau durchforscht, auch nur Einer zu finden?) — Diese Notizen mögen als kleiner Nachtrag zu der angef. Stelle aus der Gesch. der Erz. gelten.

der Menschenbildung, und den Weg zum allgemeinen Heil, in „der Methode" fand, und also ebenfalls in den Theil das Ganze legte, aber er hatte die Idee doch tiefer erfaßt, denn er gieng auf die vollständige und harmonische Entwicklung der Menschenkraft aus, und stand also hiermit an der Stufe der wahren Reform. Sein Zeitalter fühlte diesen Umschwung, und wenn einige Pädagogen sogar an das ABC, — im buchstäblichen Sinne! — die Hauptsache der Bildung knüpften, welches sie jedoch mit einem schon weiter sehenden Geiste thaten, und hierin auch Anerkennung fanden, so sahen wir Alle doch in jenem genialen Manne, der nicht bloß das Quadrat und die Zahl als das Element aller Bildung angab, eine neue Entwicklung der Erziehungsidee, welche unmittelbar dahin führte, daß jede einzelne Thätigkeit des Erziehers auf das ganze Seyn und Werden des Zöglings, und dieses Seyn und Werden auf den ganzen Organismus der Menschheit eingehen müsse. Bei diesem Puncte sind wir jetzt angelangt, und auf dieser Entwicklungsstufe erkennen wir nunmehr die Nothwendigkeit, so wie die Beschaffenheit einer Verbesserung in dem Erziehungswesen. Wir übergehen übrigens die übrigen einwirkenden Anregungen, welche auf diese Stufe führten, da wir die neuere Geschichte der Pädagogik hier nur berühren mußten*).

Mit dieser eingetretenen Periode steht man nun in der Wahl, ob man das bisherige Treiben fortsetzen wolle, obwohl hier und da verbessernd, wie es sich grade machen läßt, und ohne einen höheren Plan für die Menschenbildung, oder ob man in diesen Plan eingehen, und hiernach die Jugend bilden wolle, indem man in dem einzelnen Zweige auf den ganzen Organismus einzuwirken sucht, als ein von der Vor-

*) Der Verf. hat im 2ten B. s. Nachträge, od. Darstellungen aus dem Gebiete der Pädag. die Geschichte der pädag. Literat. und mehrerer im Erziehungswesen wichtig gewordener Männer von der Mitte des 16ten bis in die Mitte des 18ten Jahrh. S. 169 ff. und in dem Aufsatz vorher (S. 131 ff.) die der hierauf folgenden Zeit zu ergänzen gesucht.

sehung dazu berufenes organisches Mitglied. Für diese Wirksamkeit nun, wenn sie gewählt wird, haben wir die Grundzüge hinzuzeichnen. Wir erkennen sie in dem Gegenstande selbst, welcher in derjenigen organischen Verbindung des Einzelnen mit dem Ganzen besteht, aus welcher die Bildung zu einem immer vollkommneren Leben sich entwickelt. Es sind hiernach folgende drei: erstens das Einzelne für das Ganze, zweitens dieses für das Einzelne, und drittens das hieraus erwachsende Leben.

Erster Grundzug: Alles das, was bisher im Erziehungswesen gewonnen worden, muß erhalten und dem Ganzen als die einzelnen Theile angeeignet werden. Jene natürliche Opposition zeigt sich auch in der Geschichte; was der Vorfahrer gethan, misfällt dem Nachfolger, die neu auftretende Generation verwirft das Werk der vorhergehenden. Das aber ist nicht das Gesetz der sich entwickelnden Menschheit, so wenig als der Jüngling seine Entwicklung des Knabenalters vernichten kann. Vielmehr soll das, was unsere Eltern uns erworben, mit Dankbarkeit angenommen werden, und damit sollen wir nur weiter wuchern. Keine ächte Verbesserung geht von dem Gesetze der Stetigkeit ab, welches allen Radicalismus als naturwidrig verwirft. Daher sey uns alles das Einzelne willkommen, was nur irgend im Erziehungswesen gewonnen worden; z. B. auch die Lautmethode haben wir mit Recht dankbar angenommen, so wie so manches in der physischen Behandlung des Kindes, u. dgl., das dem Ueberblicke klein schien. Es wäre ja auch lächerlich, wenn man, wie z. B. Pestalozzianer zu solchem Dünkel kamen, meinte, durch Wegwerfung alles Bisherigen könne man die Jugend, oder wie ihr Pedantismus wähnte, die ganze Welt erlösen und beseligen. Das aber ist freilich das Schwere, und verlangt Selbstverläugnung, daß man das Kleine zum Großen, das Alte zum Neuen, das Einzelne zum Ganzen verwendet; und eben das ist der Grundzug aller Verbesserung. Wir gehen in eben der Reform des Erziehungswesens, an welcher unsere Zeit steht, hiervon nicht ab. Daß sich das, und wie

sich das ausführen lasse, hoffen wir weiterhin vorzulegen. Wir würden uns vielleicht mehr Beifall erwerben, wenn wir diesen Grundzug verwischten, und dafür etwas, neu und frisch aus der Zeit aufgefaßt, mit Anpreißungen hinzeichneten, welches uns nicht schwerer seyn würde, als es Andern geworden, wären wir nicht ganz andrer Ueberzeugung. Das Schaffen ist leichter im Planemachen, als das Erhalten und Verbessern des Vorhandenen; aber alle Erziehungsthätigkeit ist an dieses letztere angewiesen, denn sie bildet die in der Entwicklung begriffene vorhandene Kraft.

2. Der zweite Grundzug umfaßt das Ganze, und das so, daß alles Einzelne darin seine Stelle und seine Belebung findet. Ein jugendlicher Trieb pflegt diejenigen, die Talent in sich fühlen, dahin zu verleiten, daß sie alsobald das Ganze ergreifen möchten, ohne sich viel mit dem mühsamen Erlernen der Elemente abzugeben. Der Jüngling will sich des Geistes bemächtigen vor dem Buchstaben, er dünkt sich mit seinem Idealisiren die Wirklichkeit zu bezwingen, er beginnt mit der Form und verachtet den Stoff. Daher der Zudrang zu der Belletristik und Aesthetik grade von demjenigen Alter, das erst Vieles einsammeln und durcharbeiten mußte, um dem Geiste einen Boden zu bereiten, aus welchem reifes Urtheil und reiner Geschmack erwächst. Bei vielem andern Uebel, das von diesem unbescheidenen Treiben in unserer Zeit herbeigeführt wird, geht auch das Erziehungswesen nicht leer aus. Schon manche Schulplane können zum Belege dienen; auch würden wir manche philosophische Theorieen, welche mit ihren Abstractionen das Kind erziehen wollen, hierher rechnen, wenn sie nicht schon an sich so gar wenig Einfluß auf die Eltern hätten, aber schlimmer ist es mit den Pädagogen, die da ihren ganz eigenen Weg gehen wollen, und ihr Geschäfte, wie das Modewort ist, „großartig“ betreiben, während der Zögling des Kleinen vorerst so viel bedürfte, um zu dem Großen zu erwachsen. — Gegen solche Abirrungen von der Natur und Wahrheit ist jene Verbesserung nothwendig, welche die Tendenz des Zeitalters, die

auf das Ganze hingeht, zu schätzen weiß und in dieselbe eintritt, jedoch so, daß das Ganze nicht eine Leerheit sey, sondern in seinen Theilen erwachse, ohne irgend einen zu vernachlässigen. Ein gemeinsames Leben muß z. B. die ganze Schule, das elterliche Haus, alle Bildungszweige durchdringen, wenn die Erziehung etwas Vollkommenes bewirken will. Es ist nur Ein Ziel, worauf Alles hinstreben soll, die Humanität, im höchsten Sinne dieses Wortes; es ist nur Ein Grund, von welchem alle Bildung ausgeht, die Religion, ebenfalls in der schon erklärten Bedeutung; es ist nur Ein Weg, der von diesem Ausgangspuncte zu dem Strebepuncte sicher führt, das Zusammenwirken im Gesammtleben, und das unmittelbare der umgebenden Kreise. Bisweilen erfreut uns das Beispiel einer solchen Erziehungsfamilie, worin edle Sitte von verständiger Herzlichkeit geleitet auf alle Hausgenossen einfließt, und wo in den Kindern die Blüten der bildenden Kraft wie von selbst erscheinen. Fließet das Leben aus der himmlischen Quelle nur rein in Alles hin, so wird sich auch das Ganze mit allem Einzelnen schön gestalten.

3. Der dritte Grundzug zeichnet den Gang vor, welchen das Leben der Bildung nimmt, wenn es aus dem Lichtquell, der das Einzelne mit dem Ganzen vereinigt, hervorgeht. Wie Göthe die Maler, welche zu der einen oder andern Seite abweichen, in Punctirer und Undulisten eintheilt, so gilt das noch bemerkbarer für die Pädagogen. Der eine hält sich mit dem Kleinlichen auf, und wird Pedant, der andere will es ins Große treiben, und wird ein Abentheurer; beide nur selten so, wie man sie gewöhnlich abbildet, aber desto häufiger in gefälligen Formen, worin man das Abentheuerliche oder Pedantische nicht sobald erblickt, oder leicht für etwas ganz anders hält. Wenn jener Lehrer, der seine Gymnasiasten in der Geographie ein ganzes Semester mit allen Städtchen und Dörfern einer einzelnen Provinz beschäftigte, aus dem strenge behaupteten Grunde, daß man nicht lange genug auch bei dem Kleinsten verweilen könne, wenn das Ganze gründlich solle erlernt werden, als ein Punctirer oder

Pedant dasteht, so ist es jener Hauslehrer nicht minder, welcher seinen Zögling mit Turnübungen und Naturkunde vorzugsweise unterhält, und nicht minder der Philosoph, welcher die Jugend auf der Schule und auf der Universität, ja das ganze Volk durch die Philosophie zum Verstand bringen will. Die Zeit der herumfahrenden Pädagogen, welche Institute in ihrem originellen Style anlegen wollten, scheint zwar vorüber zu seyn, denn diese Glücksritter kommen nirgends mehr an: aber die mit neuen Methoden auftreten, worin sie das Heil verkündigen, oder die ein neues Menschengeschlecht durch ihre Grundsätze hervorzurufen meinen, unduliren ebenfalls und bringen ihr Abentheuerliches in das heilige Geschäfte. Der Genius der Kunst verlangt wie bei dem Maler so bei dem Erzieher, daß er das Kleine aus dem Großen seiner Idee, und dieses Große der verwirklichten Bildung aus dem Kleinen aller seiner Thätigkeiten erwachsen lasse; das ist der rechte Weg, um das Ganze in allen seinen Theilen wohl ausgeführt in seinem Zöglinge zu vollenden.

Aber dieser letzte Grundzug will noch mehr sagen. Das Lebensganze soll fortwährend sich ausbilden. Kindheit, mittleres und höheres Alter sind die einzelnen Perioden, welche sich nur dann gut entwickeln, wenn die Lebensidee des einzelnen Menschen vollständig aus ihrem Keime hervorwächst. Die Erziehung des Säuglings muß auch sein mögliches Greisenalter vorsehen und bedenken, wenn in dieser letzten Stufe der Mensch mit dem Nachgefühle von seiner ersten an freudig auf die zurückgelegte Bahn zurücksehen soll; und so geht sie durch das ganze Leben hindurch. Sie ist vom Anfang an Selbsterziehung und wird es immer mehr, so daß das Unendlichkleine, wie es in dem Kinde noch ist, als das Element anzusehen ist, aus welchem sie sich in der fortwogenden Wellenlinie integrirt, bis sie am Ende ganz in den freigewordenen Geist eingeht. Das Kind wird von Andern erzogen, und erzieht sich selbst, denn die Freithätigkeit kommt der äußeren Einwirkung entgegen; der Knabe und Jüngling wird von Andern erzogen, und erzieht sich, wie er freier ge-

worden, auch mehr selbst; der Mann, wie das Weib, wird von den umgebenden Menschen und Ereignissen erzogen, und erzieht sich selbst, obwohl vielleicht weniger als er in seinem Freiheitsgefühle meint; der Greis wird auch noch erzogen, theils von der Welt, in welche er eingelebt ist, theils von den Einwirkungen seiner Zeitgenossen, und er erzieht sich auch selbst, aber dann erst zu seiner Vollendung, wenn sein Geist sich zu der wahren Freiheit entwickelt hat. Diese durch das ganze Leben hindurchgehende Erziehung*) giebt diesem Leben seine Fülle und Einheit, und setzt mit den äußeren Verhältnissen den Charakter in Einklang; nur auf einen also vollständig erzogenen Menschen läßt sich das Urtheil richtig anwenden, daß seine Schicksale die Außenseite seines Charakters seyen. Wir bemerken nicht selten in dem Leben eines Mannes, wie ihn die Vorsehung zu etwas ganz anderm erzogen hat, als diejenigen, welche für ihn Sorge zu tragen hatten, gedacht und gewollt, hätten diese aber die rechte Einsicht gehabt, wie man sie sich allerdings erwerben kann, würden sie dann nicht selbst die Werkzeuge der Vorsehung geworden, und an die Stelle eines oft harten Schicksals getreten seyn? Zwar können Menschen nie berechnen, welches das Beste sey, das, was der Kampf in einer äußeren Lage zur Folge hat, oder das, was liebende Vorsorger thun, aber wir reden ja davon, was wir in der Erziehung mit sehenden Augen zu thun haben, und das wir, so wenig wie der Arzt, dem Gerathewohl überlassen dürfen. Dabei nun muß man auf das ganze Leben hinaussehen. „Manches Kind ist

---

*) Daß die Erziehung, in ihrem rechten Sinne erfaßt, nicht bloß auf die Jugendzeit gehe, wie das Wort im engeren Sinne allgemein gebraucht wird, sondern die ganze Lebensbahn begleite, sollte kein Pädagoge außer Acht lassen, die Idee ist auch keineswegs neu, und der Verf. hat sie in s. Erziehungslehre (z. B. S. 483.) geltend gemacht. Sie ist aber auf eine neue Weise und sehr belehrend erfaßt worden in dem Buche De l'éducation progressive, ou étude du cours de la vie; par Mdme. Necker de Saussure; 2 tomes Génève 1832.; aber sie ist da nur bis zum Anfange des Jünglingsalters ausgeführt.

wie die Palm= und Oel=Bäume, welche an einem sandigen und steinigen Ort am besten fortkommen und die meisten Früchte tragen; es kommt aus seiner Armuth und Niedrigkeit weit besser hervor, als andere aus ihrem Reichthum und großen Vermögen. Manches Kind verliert nach Gottes Willen seine Eltern — es ist wie ein schwaches und kriechendes Pflänzlein, dem keine Stütze oder Pfahl gesteckt ist, und so lange an der Erde hinkriecht, bis es einen schönen und fruchtreichen Baum erlangt, daran es sich hängt." So schreibt einer der geistvollsten Christen, der bei seiner tiefen Kenntniß des menschlichen Wesens zu einem der vorzüglichsten Erbauungsschriftsteller geworden*): allein wenn nun jemand dieser hülfreiche Baum seyn kann, so soll er es auch als Gottes Willen erkennen, daß er es sey, und so lange die Eltern leben, sind sie zunächst dazu berufen. Auch sind sie dazu berufen, daß sie in der zarten Pflanze schon erkennen, was aus ihr erwachsen will, und welcher Boden ihr diene. Außerdem nun, was nicht in des Erziehers Auge oder Hand gegeben ist, müssen wir der Vorsehung vertrauen, und das bleibt eben sowohl unser Trost da, wo wir nichts thun können, als da, wo wir unser Möglichstes thun, unsere Hoffnung auf den Segen von oben steht. Auch ist die Zeit, wo der Mensch völlig sein eigner Erzieher wird, weder als losgerissen von der früheren, noch als des himmlischen Führers nicht mehr bedürfend zu betrachten. So lange dieser ganze und tiefe Zusammenhang in dem Lebenslaufe des Menschen nicht von seinen Erziehern schon in seiner frühen Jugend bedacht wird, bleibt auch alles, was in seiner Behandlung gethan wird, mehr oder weniger Stümperei, und es kann oft das, was man ohne solchen Hinblick thut, mehr schaden als nützen. Daher ist es zur gewünschten Verbesserung nothwendig, daß alles zugleich auf eine gedeihliche Entwicklung für die Zukunft angelegt werde, und daß die Erziehung im Einzelnen und Ganzen grade den Gang ein=

*) Scriver in s. Seelenschatz.

schlage, welcher in der Lebensidee des Zöglings selbst, nicht blos für seine Person an sich, sondern auch für seine Bestimmung in dem Gesammtleben. Das also sollte der Einfluß der erziehenden Kräfte auf jeden Menschen seyn, daß er sich selbst zu seinem Urbilde erziehe; und der Lösung dieser Aufgabe muß sich die gewünschte Verbesserung annähern. Denn zu keiner Zeit kann sie völlig gelöst werden, weßhalb wir uns auch bescheiden müssen, daß unsere Bemühung überall noch vieles zu wünschen übrig läßt.

Nur der christlichen Erziehung kann es gelingen; sie allein ist die wahre. Wir setzen die Ueberzeugung hiervon voraus, wie wir sie von allen Seiten in den vorigen Abschnitten glauben bestärkt zu haben. Denn wer das Christenthum und die Bestimmung des Menschen kennt, hat schon diese Ueberzeugung, und wird nur nach einer deutlichen Erkenntniß der Gründe verlangen: wer aber jenes Erste noch nicht kennt, für den giebt es auch nur vorerst eine Hinweisung auf das, was ihm eine heilige Angelegenheit seyn sollte. Das bessere Aufleben der christlichen Erziehung der Kinder und der Völker ist es also, einer Erziehung, die wir darum eine höhere nennen*), ist es, worauf wir in unserm jetzigen Culturstande zu denken und das wir aber nur in einem christlichen Staate zu erwarten haben. Was soll nun 1) von diesem, was 2) von den Eltern, was 3) von dem zu erziehenden Individuum selbst dabei zu thun seyn? Diese drei Fragen haben wir nunmehr zu beantworten, und zwar weniger mit allgemeinen Wünschen, als mit ausführbaren Vorschlägen.

*) In den Nachträgen (Darstellungen aus dem Gebiete der Pädag.) rechtfertigt im 1ten B. ein Gespräch S. 333 ff. den Ausdruck „höhere Erziehung" für die jetzige Zeit.

II.

Wie der christliche Staat in unserer Zeit für die Erziehung sorge.

Weit davon entfernt, die Sorgfalt unserer Regierungen für eine durchbildende Erziehung zu verkennen, hoffen wir vielmehr, daß sie ihre Verfügungen so treffe, wie der hohe Zweck vollkommener als bisher erreicht werde; denn das ist an der Zeit. Das Schulwesen und alle die vielfachen Anstalten zur Jugendbildung sind herrliche Beweise dieser Fürsorge, und die Fortschritte der Humanität hierin nicht erkennen wollen, wäre Undank zugleich gegen die Vorsehung und insbesondere gegen das Christenthum, durch dessen Einfluß wir, wie wir oben betrachtet haben, bis auf diese Stufe gehoben worden. Damit es indessen im wahren Fortschreiten bleibe, ist nunmehr das, was nach außen hin gewonnen worden, auch zum inneren Wachsthume der Menschheit zu verwenden; die Verbesserung hat sich in weite Kreise ausgedehnt, und mag damit fortfahren, aber sie darf sich nicht dahin verlieren, sondern muß sich zugleich in ihrer Kraft selbst nach innen hin festhalten und bewahrheiten. Wir wollen uns die Bildungsanstalten, wie sie hierzu einzurichten sind, der Reihe nach vorlegen, indem wir dabei jene Grundzüge erscheinen lassen.

1. Verfügungen, die ins Allgemeine gehen.

Da die Regierung zugleich Volkserziehung ist, so ist auch alles, was sie verfügt und ausführt, wie auch alles, was sie frei läßt, Mittel für die Cultur, und wenn die christliche Weisheit darin waltet, ein sicherer Weg zur wahren Bildung. Das ist zugleich der Weg zu der inneren Festigkeit des Staates, weil diese unmittelbar durch den Gemeingeist bewirkt wird, der dieser Bildung wesentlich ist. Es giebt keine andere Bürgschaft für das Bestehen der Verfassung, für die unzerstörbare Eintracht, für die friedliche Betriebsamkeit, und für das ruhige, freundliche Gesammtleben im Lande, als eben diesen Weg, und sie ist so zuverlässig, wie nur irgend etwas auf der Erde, ja wie das Evangelium selbst; denn in der wahren Bildung erblüht die Liebe zu einem unverbrüchlichen Herzensbande. Wenn die Regierung diesen Weg gut einzuschlagen weiß, so ist ihr festes Bestehen auf die fernsten Geschlechter hinaus so gewiß, wie das Bestehen dieser Geschlechter selbst, wenn nicht Krieg oder Pest oder dergleichen das Volk zerstört. Deßhalb ist auch die Volksbildung durch den großen Organismus aller Völker bedingt, und ein allgemeiner Friedensstand zunächst in Europa, als dem Sitz der Cultur, ist der Herzenswunsch Aller, welche es mit den Fortschritten der Menschheit wohl meinen. Daß die Großmächte unserer Zeit sich zu dieser Gesinnung thätig bekennen, ist selbst einer der größten Fortschritte der Menschheit, eine Stufe, welche die Welt offenbar dem Christenthum zu verdanken hat, wir wollen wenigstens nicht zu den Undankbaren gehören, welche dieses verkennen, und dem die Ehre versagen, dem die Ehre gebührt. Das erste also, was wir von Seiten der Staaten für die Volksbildung wünschen müssen, ist die Forterhaltung des goldnen Friedens, soweit es nur in ihrer Macht steht.

Wir wenden uns indessen zu den inneren Verfügungen in dem Staate, auf das Politische nicht weiter einge-

hend, für den pädagogischen Zweck, um die einzelnen Puncte hervorzuheben, auf welchen die Erreichung dieses Zwecks beruht.

1. Jeder im Volke soll zu seiner Selbstbildung gelangen, um hierdurch seine Bestimmung an sich, so wie seine Stelle und Wirksamkeit im Gemeinwesen richtig zu finden. Das nun wird nur dadurch möglich, daß die Gelegenheit sich zu bilden jedem gleich offen stehe, daß aber auch niemand in Selbsttäuschung verlockt, und in eine falsche Richtung versetzt werde. Es scheint allerdings äußerst schwierig, dieses auszuführen, indessen kann doch Vieles dazu geschehen, und noch manches zu dem, was bisher geschehen ist, weiter verfügt werden. Die Ursache, daß so wenige an ihrer Stelle stehen, woraus denn so manches Traurige erfolgt, liegt allerdings zum Theil in dem Menschen selbst, indem er seine Kräfte nicht recht erkennt, und dabei der Eitelkeit oder Trägheit sich hingiebt, allein sie liegt doch auch großentheils in den äußeren Verhältnissen, welche dann jenen inneren Grund gewöhnlich noch mit verursachen. Darin nun thut eine verbessernde Einrichtung Noth. Daß der Sohn des Landmanns ebenfalls den Pflug, der des Handwerkers seines Vaters Werkzeug, der des Gelehrten das Buch wählt, u. s. w. steht im Ganzen nicht jenem Wunsche entgegen, allein die tieferen Einsichten der Pädagogen, und die überall eröffneten Lehranstalten machen es leicht möglich, daß derjenige Knabe, welcher ein vorzügliches Talent für etwas verräth, auch bald bemerkt und zu seinem rechten Berufe gebildet werde, wie es schon in früherer Zeit manches Beispiel zeigt, und sich diese Beispiele in jetziger Zeit vermehren. Daß nur nicht dieses Gute zum Schlimmen ausschlage! Alles strebt nach einem höheren Stande, und nach Geld. Jene Fürsorge möge also nicht durch diese Triebfedern grade davon abziehen, wohin sie doch eigentlich zurückführen will, von der gewissenhaften Erkenntniß des Berufes, den ihm Gott angewiesen hat. Menschenfreunde haben zu dem Zwecke jener Erleichterung schon in älterer Zeit Stiftungen gemacht, haupt-

sächlich von Stipendien, und an solchen Unterstützungen fehlt es auch nicht in unserer Zeit. Indessen haben sich diese Anstalten nicht immer so nützlich bewiesen, und es ist nicht gut, wenn z. B. das Studiren zu sehr erleichtert wird. Wenn sich ehedem jeder Stand mehr durch sich selbst fortsetzte, so daß mancher eine Art von erblicher Zunft wurde, so ist auch hierin jetzt alles mehr frei gegeben, und jeder kann wählen, was er will — versteht sich, wenn er Geld dazu hat. Dieses souveräne Mittel galt vielleicht nie mehr als jetzt. Es giebt jetzt das stärkste Privilegium, und dagegen müßte allerdings Fürsorge getroffen werden, daß das heilige Vorrecht des Geistes nicht der Geldmacht unterliege. Dem Staate muß es daran liegen, daß alle Kräfte zum Gemeinwohl vorhanden, und in der besten Vertheilung wirksam seyen, daß sonach nicht ein Fach überfüllt werde; er muß also durch Aufmunterung und belehrende Zurückhaltung die junge Generation zu bestimmen suchen, wie es grade die nächste Zeit bedarf. Doch darf hierbei der Blick in eine Zukunft, worin alles mehr und mehr Gemeingut wird, nicht verschwinden*). Hiernach sind Verordnungen, namentlich das Studienwesen betreffend, nothwendig je nach den Zeitumständen; nur sollten sie nie allzu strenge die Ausnahmen abschneiden, die zwar immer eine unbequeme Sache für die Behörde sind, aber doch statt finden müssen, wenn man nicht außerordentliche Kräfte zurückweisen will. Die Gesetze können auch darüber schon manches bestimmen.

Wäre auf die Gewissenhaftigkeit der Menschen zu rechnen, so würde man diese Vorkehrungen kaum bedürfen, denn da würden Eltern für ihre Kinder nach dem Willen Gottes

*) Der Verf. hat in s. Buche die Schulen im 5ten Abschn. diesen Blick in die Zukunft gewagt; auf jeden Fall darf man es nicht darauf anlegen, daß das Gemeingut vielseitiger Bildung bleibend beschränkt werde. Jener ganze Abschn. „Bestimmung des Schulwesens in der Entwicklung der Menschheit" gehört in die obige Idee, so wie auch mehrere Stellen aus des Verf. Unterrichtslehre z. B. S. 272 — 274. 282 — 285.

wählen, was die wahre Bestimmung derselben ist, ohne falschen Rücksichten zu folgen, und die jungen Leute selbst würden sich ihrem rechten Berufe weihen. Der Staat muß das um so mehr wünschen, weil er doch die Freiheit der Wahl nicht weiter erschweren darf, als es unmittelbar die Umstände verlangen, und weil die äußere Beschränkung noch lange nicht zur richtigen Wahl des Berufes hinreicht. Hier zeigt es sich wieder augenscheinlich, wie es die Religion ist, welche das Beste dabei thun muß, daß jeder zu seinem wahren selbst und zu seiner rechten Stelle gelange.

2. Die Vorbereitung zu den Aemtern im Staate, und die unparteiische Besetzung derselben, die ebenfalls auf diese höchste Triebfeder rechnen muß, ist das Bestimmtere in dem eben angegebenen Mittel. Denn hierdurch werden die Kräfte theils zu ihrer rechten Wirksamkeit gefördert, theils wird auch in dem Volke das, was zu seinem leiblichen und geistigen Wohlstande dient, allgemein verbreitet. Wir wollen uns auch hierauf nicht weiter einlassen; wir wollten diesen Punct nur als wichtig für die Volksbildung bemerken. Jedoch müssen wir noch bei einer Hauptsache verweilen, welche unter diese Kategorie gesetzt werden kann; es ist das kirchliche Lehramt. Denn für jenen gemeinsamen Zweck müssen sich Kirche und Staat vereinigen, und weil dieser auf die Religion rechnen muß, so ist es für die Regierung von der höchsten Wichtigkeit, daß das kirchliche Lehramt mit würdigen Männern besetzt werde.

Wie dieses am besten geschehe, ist hier der Ort nicht auszuführen, aber einige Winke sind hier wohl an ihrer Stelle. Wir reden von einem christlichen Gemeinwesen. Wie da auch die Verhältnisse zwischen Kirche und Staat seyn mögen, so ist es die Angelegenheit dieses Gemeinwesens, daß die christliche Religion in Wahrheit in ihm lebe, daß also die Lehrer derselben sie mit Wahrheit in die Gemüther einführen, also wahrhaft christliche Lehrer seyen. Um von ihnen als solchen versichert zu seyn, muß man sie geprüft ha-

den, und damit sie die Prüfung bestehen können, darf es ihnen an Vorbereitungsanstalten nicht fehlen. Wissenschaft und Glaube, beides muß sich in der Person des Geistlichen durchdringen. Die Anstalten für die Wissenschaft bieten sich zwar überall genugsam dar, aber das ist die Klage, daß über diesen Studien der junge Mann oft seinen Glauben verliere. Dann aber ist er zu einem Lehrer des Christenthums untauglich; die Wissenschaft allein, und wäre sie noch so reich und glänzend, macht ihn noch nicht dazu fähig. Auf der andern Seite kann er ein recht gläubiger Christ seyn, der auch seine Wärme mittheilt, aber wenn es ihm an der theologischen Bildung fehlt, so ist er ebenfalls nicht fähig, in unsern cultivirten Gemeinden Religionslehrer zu seyn. Wie nun beides zu vereinigen sey, das eben ist die Aufgabe der theologischen Bildung, und wie der junge Mann herauszufinden sey, in welchem sich beides vereinigt hat, ohne daß man etwa durch eine Hypokrisie getäuscht werde, oder ohne daß eine vorübergehende Zeit der Zweifel seine Verwerfung entscheide, das erfordert eine Kenntniß, welche wir noch nicht sicher besitzen, die aber ebenfalls erlangt werden soll. Es giebt, Gott sey Dank, solche würdige junge Geistliche, die den inneren Beruf haben, aber es giebt noch wenige Männer, welche die Geister prüfen können, und so gehen die Kirchenbehörden gewöhnlich einen unsicheren Schritt in der Auswahl. Besser ist es noch, wenn die Gemeinden selbst wählen, aber doch nur unter der Bedingung ist es besser, wenn die Gemeinde jenen Geist der richtigen Unterscheidung besitzt, und sich nicht durch irgend eine falsche Absicht oder eine Parteiung bei der Wahl bestimmen läßt. Daher ist da, wo sie dieses Recht nicht hat, eine unbedingte Einführung desselben nicht zu rathen. Ist die Gemeinde eine ächt christliche, so wird sie denjenigen Geistlichen, den sie nun einmal erhalten hat, leicht in ihr Christenthum hereinziehen, falls er noch nicht darin lebte, weil die Gemeinschaft des Glaubens mit einer geheimen und bildenden Macht jeden Mitgenossen ergreift. — Eben so ist es zu wünschen, daß die

Geistlichen wie in ihrer Wissenschaft so auch in ihrer Kirche mit ganzer Seele leben; dann erst lebt durch sie der Glaube*).

Wenn nun einmal besser dafür gesorgt wäre, daß schon in der Schule der Knabe für seine künftige Bestimmung erkannt würde, welches nicht schwer ist! dann könnte mancher von dem geistlichen Berufe zurückgehalten werden, der nicht diesen Beruf hat, und vielleicht in einem andern dem Gemeinwesen vorzüglich dienen würde; aber gewiß wird auch der Jüngling, welcher ihn hat, sich bemerkbar machen. Nun möge auch weiter jenes Uebel verhütet werden, daß meist nur Söhne aus der niedern Volksklasse zum geistlichen Stande bestimmt werden, weil er seltner von den höheren, wohlhabenderen und gebildeteren gewählt wird. Daß dieses ein Uebel sey, wird in der katholischen Kirche wie in der evangelischen, und vielleicht noch mehr gefühlt, denn dem Geistlichen darf nichts von Rohheit anhängen, vielmehr muß die Humanität in ihm, der aus aus ihrer höchsten Quelle schöpft, zur Durchbildung des Lebens gelangt seyn. Wie aber dem Uebel vorzubeugen sey, ist nicht im Allgemeinen anzugeben, sondern es richtet sich nach Zeit und Umständen. Nothwendig ist überall nur, daß der geistliche Stand gleich jedem andern höheren als ein Stand, welcher aller Bildung ihre Lebenskraft zuführen soll, in dem Gemeinwesen durch Ehre und Wohlhabenheit, nicht aber durch Glanz und Reichthum ausgezeichnet werde. Auch das läßt sich allmälig einrichten, und es gehört zur besseren Volkserziehung in den Ländern der höheren Cultur.

Diese nämlich verlangen, daß der Religionslehrer wenigstens um nichts niedriger stehe, als die Mittellinie der Gebildeten ist; er soll wo möglich noch über dieser stehn. Denn in ihm selbst soll das christliche Leben in der Stufe hochgebildeter Humanität erscheinen, und durch ihn soll es in alle Glieder der Gemeinde so einfließen, wie es jedes Ge-

*) Die Schilderungen 2te Abth. II., deren Motive zum Theil aus der Wirklichkeit genommen sind, sollten absichtlich hierauf sich beziehen.

müth empfangen kann; dazu aber gehört, außer der Wissenschaft und Frömmigkeit, viel Menschen- und Weltkenntniß. Wäre der Apostel Paulus kein so vorzüglich gebildeter Mann seiner Zeit gewesen, wir hätten keine Briefe an Römer, Korinther, Epheser u. s. w. von ihm, und wie hätte es mit diesen ersten Christengemeinden selbst gestanden? Unsere Zeiten und Gemeinden stehen doch auf einer weit höheren Culturstufe, und nicht selten müssen sie aufs neue für das Christenthum gewonnen, fast durchaus gegen die Zweifel befestigt werden: dazu aber bedürfen sie Lehrer von tiefem Blicke in das menschliche Herz, und vielseitiger Kunde. Jetzt noch durch klosterähnliche Zurückgezogenheit die Geistlichen bilden wollen, hieße das kirchliche Leben, aus dem Volke heraus, in die Kirchenmauern zurückziehen, um es dort zu begraben. Mitten unter den Menschen soll es seine Blüten und Früchte tragen: mitten in der Welt muß der leben, der es aussäet und begießt. Von dem Schlamme der Welt wird er, der Mann von geistlicher Bildung, sich rein erhalten, indem er selbst auch denen, die eingesunken sind, die Hand reicht, um sie herauszuziehen, und er wird diejenigen, welchen die weltlichen Freuden zu Theil geworden sind, in dem Genusse derselben vor dem weltlichen Sinne zu bewahren, und auf den himmlischen hinzuweisen suchen; das aber kann ihm nur gelingen, wenn er selbst in diese Verhältnisse eingelebt ist und sich rein darin bewahrt*). Daher können abgeschlossene Seminarien in unsern Zeiten nicht mehr für den geistlichen Stand vorbereiten; weit bildender für denselben sind die Reisen, welche junge Theologen vor ihrem Eintreten in das Amt unternehmen. Es ist erfreulich, daß dieses anfängt Sitte zu werden, und gewiß ein Fortschritt in der geistlichen

*) Wie viel Bildung gehört schon dazu, daß der Religionslehrer mit dem gottseligen, immer noch im Segen fortwirkenden Scriver sagen könne: „Ich wollte gern, mein Christ, alle Creatur mit dir reden machen, oder vielmehr, ich wollte dir gerne der Geschöpfe Gottes Rede auslegen" —! Das bemerken wir gegen die engsinnige Pietisterei.

Bildung, wie sie unsere Zeit bedarf; vornehmlich auch dadurch, daß diese jungen Männer die kirchlichen Gemeinden in ihren verschiednerlei Verhältnissen sehen, überall die Wirksamkeit des Evangeliums bemerken, und die so mächtig stärkende Gemeinschaft des Glaubens erfahren. Wir möchten das fast auch darum loben, weil es mit der jetzt so allgemeinen Beweglichkeit der Menschen im Reisen zusammenstimmt, inwieferne der Geistliche es doch zu der Liebe zur Heimath und Veredlung der heimischen Sitte zu verwenden weiß, wie wir das schon in Beispielen gesehen haben. Möchte nur den jungen Männern, welche man würdig hierzu findet, die Unterstützung für diese allerdings kostspielige Vorbereitung nicht mangeln! — Es wäre noch viel über alles dieses zu sagen, und auch noch einer oder der andere Einwurf zu widerlegen; allein dazu ist hier nicht der Ort, wo nur in soweit der Gegenstand in Betracht kam, als er die Volkserziehung betrifft, denn diese hängt, wie wir von mehreren Seiten erwiesen haben, durchaus von der Wirksamkeit des Christenthums ab. Was von einer christlichen Regierung hierin zu verfügen ist, muß auch in der Hinsicht bedacht werden, daß es mit allen übrigen Verfügungen, z. B. über die Wahl des Standes im Einklang stehe.

2. Besondere Anstalten.

Was von dem Gemeinwesen irgend im Einzelnen für die Bildung verfügt wird, muß sich dazu vereinigen, daß jeder Zweig der Cultur seine Stelle findet, und alle zusammen auch alle edle Kräfte zur Gesammtwirkung ins volle Leben rufen. Es darf also keine Anstalt hierzu fehlen.

1. Damit nun keine dieser Anstalten fehle, und jede so eingerichtet werde, wie es die Entwicklung des Volkes zu den weiteren Fortschritten verlangt, muß vor allen der Stand, welcher dieses erkennt, vorhanden und selbst in fortschreitender Entwicklung begriffen seyn, so daß von ihm die Intelligenz fortwährend zur Volksbildung höher erhoben und ge-

leitet wird, der Gelehrtenstand. Er ist der eigentlich bildende, wie das Beispiel von Deutschland, welches auch beinahe allein unter den civilisirten Nationen einen eigentlichen Gelehrtenstand zu besitzen das Glück hat, auf eine wir dürfen wohl sagen glänzende Weise bezeugt.*) Seine Bildung erhält er aus den Gelehrtenschulen, Universitäten und Akademieen. Die letzteren Anstalten sind eigentlich bestimmt für die Fortbildung der Gelehrten in ihren Wissenschaften, auf der jedesmaligen höchsten Stufe derselben, so daß sie unter allen Nationen ihr Licht verbreiten; sie sind die großartigsten Bildungsanstalten. Indessen sind die Akademieen in der neuesten Zeit das nicht mehr, was sie nach ihrem älteren Typus waren, der etwa noch in Peking seinen Nachschein hat**), und sie gehen mehr und mehr in Zusammenkünfte der Männer von einzelnen wissenschaftlichen Fächern über, so daß sie, von der allgemeinen Beweglichkeit im Reisen influirt, den Namen wandernde Akademien eben nicht verächtlich machen würden. Denn die Sitte der Weisen in alter Zeit, nach den Bildungsstätten zu pilgern, und von einander persönlich zu lernen, erscheint so wieder in der größeren Form unserer höheren und allgemeineren Cultur. Daß die Regierungen dieses begünstigen, ist ebenfalls ein Fortschritt, der zur weiteren Entwicklung führen wird.

Mehr müssen wir hier bei der zweiten Anstalt verweilen, bei der Universität. Sie hat das mit der Akademie gemein, daß sie eine Fortbildung den Lehrern selbst gewährt, indem diese mit den Wissenschaften nicht nur gleichen Schritt halten, um das der studirenden Jugend mitzutheilen, was bisher in jeder gewonnen worden, sondern indem sie auch durch die Corporation aller Facultäten und ihre literärischen

---

*) Der Verf. muß auf die Ausführung dieses nicht zu übersehenden Gegenstandes in seinen früheren Schriften verweisen, namentlich auf s. B. die Schulen S. 106 ff. und der ganze 5te Abschn., wie auch die oben angef. Abh.: Unsere Nationalbildung.

**) Gesch. d. Erz. 1ter B. S. 65 f. u. a. a. O.

Thätigkeiten in die weiteren Kreise hinauswirken; und so stellt die Universität zugleich eine „Versammlung der Meister unter sich" (wie Schleiermacher die Akademie charakterisirt) dar. So sind auch die Akademieen der alten Zeit im Mittelalter in die Universitäten übergegangen. Diese Anstalten nun unterscheiden sich von den obigen einerseits und von den Schulen andrerseits darin, daß sie in die Wissenschaften je nach den verschiedenen Berufsstudien die zur Reife vorbereiteten Jünglinge völlig einführen. „Die Universität*) erzeugt und erzieht das wissenschaftliche Leben; sie hat es vorzüglich mit — — einem neuen geistigen Lebensproceß zu thun, die Idee der Wissenschaft in den edleren, mit Kenntnissen mancher Art ausgerüsteten Jünglingen zu erwecken, ihr zur Herrschaft über sie zu verhelfen, auf demjenigen Gebiete der Erkenntniß, dem jeder sich besonders widmen will. — Hieraus erklärt sich die kürzere Zeit, welche jeder auf der Universität zubringt, als auf der Schule, nicht als ob nicht um Alles zu lernen mehr Zeit erfordert würde, sondern weil man das Lernen des Lernens wohl abmachen kann in kürzerer; weil eigentlich, was auf der Universität verlebt wird, nur Ein Moment ist, nur Ein Act vollbracht wird, daß nämlich die Idee des Erkennens, das höchste Bewußtseyn der Vernunft, als ein leitendes Princip in dem Menschen aufwacht. — Die Universität hat ein Zulernen, in so fern ist sie zugleich Nachschule, und eben so ist sie Vorakademie."

---

*) Aus Schleiermachers gelegentlichen Gedanken über Universitäten in deutschem Sinn; nebst einem Anhange für eine neu zu errichtende (Berlin), 1808. ziehen wir diese Stelle aus, weil sie den Charakter dieser Bildungsanstalten in diesen Grundzügen tief erfaßt haben. Wir bringen darum gerne diese Schrift wieder in Erinnerung, so wie auch die von Steffens, über die Idee der Universitäten 1809., eben jetzt, da ein nicht gar erbaulicher Schriftenwechsel über die Univers. im Publicum erscheint. Ganz besonders müssen wir auf Savigny's Schrift: Wesen und Werth der deutschen Universitäten, 1834, verweisen, auf welche sich auch der Verf. in s. Nachträgen ꝛc. im 2ten B. S. 43 ff. bezogen hat.

Und deßhalb ist sie auch, wie wir mit zwei Worten hinzufügen, keine Specialschule, sondern die Vereinigung aller Facultäten*).

Die Universität bedarf für ihren Zweck einer mehrfachen Freiheit. Sie bedarf vorerst der Lehrfreiheit, welche darin besteht, daß die Lehrer der Wissenschaften nur aus diesen selbst das entnehmen, was sie lehren, daß sie nur dem Dienste der Wahrheit leben; denn sonst wären sie im Widerspruch mit ihrer Bestimmung. Vorausgesetzt wird daher von jedem, daß er von seiner Wissenschaft und zugleich von Wahrheitsliebe durchdrungen sey, ohne Nebenabsicht und Selbstsucht. Wäre der Lehrer von dem Christenthum durchdrungen, so würde nichts zu wünschen und nichts zu beschränken übrig bleiben, weil dann die Wahrheit und Selbstverläugnung ihn aus seinem Innersten heraus tüchtig machte und fortbildete; welches Aufblühen allseitiger Geistesbildung wäre nicht von einem Vereine solcher christlicher Lehrer für alle Fächer des Wissens zu erwarten! So lange aber hierauf noch nicht zu rechnen ist, sind manche Vorkehrungen nöthig, die sich jedoch nur auf die Anstellung der Lehrer und auf die Beaufsichtigung ihrer Amtsthätigkeit beziehen, ohne jedoch die freie Bewegung ihrer Wissenschaft als solcher im mindesten zu beschränken.

Die andere Freiheit ist für das Lernen. Der junge Mann hat nunmehr sein Fach, und zwar frei gewählt, er muß nun auch seine Studien für dasselbe frei wählen, und seine Kräfte nach seiner Selbstbestimmung darauf verwenden. Denn er soll nachmals als selbstständiger Mann im Gemeinwesen auftreten, und die Universität ist der Ort, wo er sich

*) Der Verf. hat sich schon mehrmals gegen die Benennung „Hochschule" erklärt; er muß das auch hier thun, ob er gleich sieht, daß er nicht vermag gegen den Strom zu schwimmen. In älterer Zeit sagte man von den einzelnen Lehrern auf der Universität, daß sie ihre Schule eröffneten. Dieses scholas aperire setzte aber eine Gesammtheit voraus, welche diese Schulen (im alten Wortsinn) unter sich begriff, und also selbst eine höhere Corporation war, als daß sie Schule heißen konnte.

zu dieser Selbstständigkeit vorbereitet; hier oder nie lernt er nach seiner eignen Ueberzeugung urtheilen, und auf eignen Füßen seinen Berufsweg gehen. Er ist der Schule entlassen, er ist in die Laufbahn eingetreten, wo er seine Lebensidee, deren er sich nunmehr klar bewußt geworden, in seiner Selbsterziehung entwickeln soll. Wären nun diese Jünglinge in diesem ihrem angehenden Mannesalter alle mit dieser Begeisterung, die aus der Besonnenheit (σωφροσύνη) hervorgeht und durch den höchsten Geist geleitet wird, in ihren Studien begriffen, wären sie alle christlich gesinnt, welche herrliche Aussicht für die Zeit, wo sie in das Gemeinwesen wirksam eintreten! Aber hierauf ist leider am wenigsten bei unserer jetzigen Jugend zu rechnen. Daher ist für sie sowohl als für den Staat und die Kirche, für die ganze künftige Generation noch immer eine wachsame Leitung der Studirenden nöthig, welche jedoch nur diejenigen Individuen in Aufsicht zu nehmen hat, die Unordnung und Unfleiß in ihrem Studiren kennbar machen. Auf welche Art dieses am besten geschehe? Man hat hier und da ein Examiniren angeordnet, aber eben keinen empfehlenden Erfolg gesehen, der sich auch schon darum nicht erwarten läßt, weil solche Äußerlichkeiten viel zu wenig so eingerichtet werden können, als daß sie das innere Streben, worauf es doch hierbei abgesehen seyn muß, kräftig anregten, oder auch hinlänglich erkennen ließen. Ueberdas ist es eben so unbillig als niederschlagend, um einiger Unfleißigen willen die würdigen Studirenden noch so schulmäßig zu behandeln, und also jene mit Recht geforderte Lernfreiheit grade da zu beschränken, wo sie am gedeihlichsten statt finden kann. Das einfachste und in der Erfahrung bewährteste Mittel ist, daß die Lehrer ihre unordentlichen Zuhörer väterlich zurechtweisen, oder über ihren Studienzweck verständigen.

Die dritte Freiheit, welche mit gutem Grunde für die Universität verlangt wird, ist die im engeren Sinne sogenannte akademische Freiheit. Der studirende Jüngling muß als solcher behandelt werden, der mit seinen Studien auch

seinen Charakter selbstständig bildet*). Er steht noch nicht als Staatsbürger da, denn er bereitet sich erst zu seiner Stelle im Gemeinwesen vor, er kann also noch nicht unter den bügerlichen Gesetzen stehen. Diejenigen Gesetze, unter welchen der akademische Mitbürger steht, müssen aus dem Zwecke dieser Bildungsanstalt hervorgehen, wo sich der Jüngling eben erst, und zwar durch freie Wahl, zu seinem Lebensplane für seine männliche Wirksamkeit vorbereiten soll. Dieses geschieht unter der Leitung der Lehrer. Das Jünglingsalter macht es indessen nöthig, daß diese Leitung auch mit Bewachung der Sitten, und besonders eines unter diesen Altersgenossen freundlichen Betragens, verbunden seyn soll; es macht eine disciplinarische Gesetzgebung und Verwaltung nöthig, welche jedoch zugleich eine väterliche seyn muß. Man hat in neuester Zeit viel hierin anders und anders einzurichten, auch wohl gar die akademische Gerichtsbarkeit aufzuheben, in eine polizeiliche zu verwandeln oder der bürgerlichen einzuverleiben versucht, aber, weil im Widerspruch mit der für unsere deutsche Nationalbildung wesentlichen akademischen Freiheit überhaupt, konnte auf diesem Wege der gewünschte Zweck nicht erreicht werden. Er wird es nie können, wenn man nicht die Universitäten zu Schulen herabsetzen, oder ebenfalls im Widerspruch mit unserer deutschen Bildung, jenen ausländischen schulmäßigen Anstalten, wie z. B. die Orforder Colleges sind, annähern und in einen wesentlich verschiedenen Typus umwandeln will. Träten alle Jünglinge auf die Universität mit edler Gesinnung und festbegründetem Charakter, wären sie alle christlich erzogen, so würde allen jenen Klagen, die leider noch nicht abnehmen, z. B über die Unsitte der Duelle und das so leichte Fallen auf der verführerischen Bahn, auf dem

*) Die Art, wie der in der vorigen Abtheilung geschilderte Oheim seine jungen Leute behandelt, könnte als Probe dienen; weshalb der Verf. jene Form der Belehrung nicht ohne Rücksicht auf das Ganze einer höheren Erziehung gewählt hat.

sichersten Wege abgeholfen seyn; dann erst könnten die Eltern und die Staaten mit Freuden ihre edlen Söhne auf die Universität schicken und der Zurückkunft der reich und schön gebildeten mit noch größerer Freude entgegen sehen. In solcher akademischer Jugend wäre dann das Leben der Humanität in seiner herrlichsten Blüte, der Menschenfreund würde sich dieses Anblicks erfreuen, wie einer schönen und reichen Landschaft, die einen unendlichen Segen für die künftigen Geschlechter verheißt. Hier ganz besonders kann es erschaut werden, wenn man anders darauf die Blicke wenden will, wie das Christenthum es ist, das in die höchste Stufe der Erziehung erhebt, und diejenigen wahrhaft bildet, die dazu berufen sind, für die Welt die bildenden Kräfte zu werden. Dem Gerechten ist kein Gesetz gegeben, und so fühlt auch der sittliche Student sich wahrhaft frei; er weiß kaum, daß er unter Disciplinargesetzen steht. Aber weil nicht darauf zu rechnen ist, daß alle, die die Universität beziehen, mit solcher Bildung eintreten, und nicht zu verhüten ist, daß auch junge Leute von rohen Sitten sich hinzugesellen, so ist eine wache Aufsicht und strenge Zucht nöthig, die sich nach Umständen richten muß, weßhalb grade die akademischen Gesetze von Zeit zu Zeit manchen Aenderungen unterworfen sind.

Es scheint, daß keine Bildungsanstalt auch für ihre Fortschritte so unmittelbar mit der allgemeinen Bildung zusammenhängt, als die Universität, welches sich daraus erklärt, daß sie grade der Ort ist, wo sich die gebildeteste Jugend zusammenfindet. Wie die Culturstufe und Sitte des Volkes, so diese Jugend im Ganzen genommen. Ja eben hier ist der Centralpunct der Volksbildung, von welchem sie auf alle Classen bis in die unterste hin ausgeht. Diese hochwichtige Bedeutung haben unsere Universitäten für die deutsche Nation, und ihren Einfluß auf diese zur harmonischen Entwicklung der Kräfte gewinnen sie eben dadurch, daß die Studierfreiheit sich auf alle Stände erweitert hat, und daß auch die gegenseitige Mittheilung der Lehrenden und Lernenden

frei steht. Darum ist denn auch eine völlige Freigebung in der Wahl der Universitäten zu wünschen, und es können nur vorübergehende Beschränkungen, oder was die Landesuniversitäten betrifft, nur ermäßigende, nicht völlig abschließende zuträglich seyn. Nicht zu übersehen ist die Wirksamkeit dieser Anstalten weit über die heimischen Gränzen hinaus. Der Gelehrtenstand wird auf denselben gebildet, und dieser wirkt unter allen Völkern der Erde. Das Ausland giebt uns dagegen bis weit von Osten und Westen her seine nicht zu verachtenden und für die Fortschritte der Bildung wichtigen Beiträge. So ist der Einfluß unserer Universitäten wahrhaft kosmopolitisch, und der Centralpunct, wovon die Entwicklung der Menschheit überhaupt ausgeht, und fortwährend ihre Nahrung zieht. Die Universitäten sind also zum Ganzen der Erziehung nothwendig, und ihre Verbesserung ist mit allen Fäden in die der Erziehung verwebt. Das Ideal dieser Anstalten sollte daher im Herzen aller derer, welche an denselben und für dieselben arbeiten, mit wachsender Kraft leben.

Man hat für diese innere Verbesserung als Maaßregel, und das zugleich in anderer Hinsicht, nöthig befunden, keinen zum akademischen Mitbürger aufzunehmen, der nicht als reif dazu anerkannt worden, und ein sogenanntes Maturitäts-Examen bestanden. Auch hat man in der neuesten Zeit diese Maaßregel in manchen Staaten geschärft, wozu die Gründe theils in der Ueberfüllung der studirenden Volksclasse, theils in der höheren Stufe der geistigen Entwicklung liegen, indessen hat man bis jetzt doch fast nur die wissenschaftliche Reife dabei in dem Auge, und die sittliche kommt kaum in Betracht. Allerdings ist diese nicht so leicht zu erkennen, und so sicher zu entscheiden als jene, allein ist sie darum minder nothwendig? Wir dächten, sie sey es noch mehr; denn der edle junge Mann studirt besser, als der kenntnißreichere, der nicht von edler Gesinnung ist, und er sucht auch die Lücken auszufüllen, welche grade er ernstlich fühlt. Daß man aber auch über die sittliche Reife bestimmt urtheilen

kann, das wissen alle ächte Pädagogen recht gut, und wären besonders auf den Gelehrtenschulen dazu im Stande, wenn man nur alles dazu einleitete. Es könnte gewiß auch von dieser Seite weit mehr zur Verbesserung der Sitten auf der Universität geschehen. Dagegen ist es sehr bedenklich, die Reife für diese Anstalt nach einer Prüfung der Kenntnisse zu bestimmen. Ein junger Mensch kann den Kopf vollgepfropft haben, und doch für ein akademisches Studium und das von demselben abhängende Amt untauglich seyn, weil es ihm an Geist und Trieb fehlt. Ein anderer hat Geist, Talent und Bildungstrieb in einem Grade, daß er es zu etwas Vorzüglichem bringen würde, nun aber wird er verworfen, weil es ihm an den nun einmal vorgeschriebenen Kenntnissen fehlt. Sein Fortstudiren wird ihm abgeschnitten, er wird auf immer aus einem Wirkungskreise verbannt, in welchem er seine rechte Stelle und das Gemeinwesen seinen rechten Mann würde gefunden haben! Wenn manche neuere Verordnungen früher schon dagewesen wären, so hätte unsere Nation nicht wenige ihrer größten Geister im Gelehrtenstande entbehrt; Schulmeisterei hätte so die Stelle der Geisteskraft eingenommen. Ist denn der Bildungsgang bei einem Menschen wie bei dem andern? müssen sie denn Alle in dieselbe Schule gegangen seyn? Und entwickelt denn nicht mancher erst auf der Universität seine Anlagen zur Trefflichkeit, während der, welcher auf der Schule voranstand, nachher zurückgeht? Wenn man also vorjetzt glaubt, Prüfungen der akademischen Reife anordnen zu müssen, so seyen sie nur so, daß sie nicht wenige Ausnahmen zulassen, und nicht etwa grade die edleren Kräfte von dem Studiren abweisen. Was also hierin bei dem Andrang zum akademischen Studium vor der Hand nöthig befunden wird, das möge nur mit solchen Rücksichten geschehen. Wir haben nämlich hier die Idee der fortschreitenden Gesammtbildung vor Augen.

2. Der Gelehrtenstand ist es zwar, von welchem diese Gesammtbildung ausgeht, und so kam uns vor allem die-

jenige Anstalt in Betracht, auf welcher er selbst gebildet wird. Damit ist es aber nicht genug. Das was Gemeingut ist in der Geistesentwicklung, soll sich überallhin unter das Volk verbreiten, unter die gebildete Klasse sowohl, als unter die andern. Hierzu dient die literärische Mittheilung. Auch sie verlangt eine Freiheit, nicht nur die der Presse, von deren Bedingungen wir schon oben gesprochen, sondern auch die des ungehinderten Verkehrs der Literatur. Allein es können Umstände eintreten, wo die Druckschriften der Unsittlichkeit oder den revolutionären Umtrieben dienen, und also die Bildung des Volks grade durch sie in ihrer reinen Entwicklung gestört würde. Die polizeiliche Aufsicht über die Leihbibliotheken und die andern Wege, auf welchen solche schädliche Schriften verbreitet werden, ist also im Allgemeinen nothwendig, nur ist auch ihr solche Schonung des freien Verkehrs zu empfehlen, die der freien Entwicklung der Humanität nicht hemmend in den Weg tritt. Denn die Freiheit dieses Verkehrs ist die Mutter der Fortschritte nach innen wie nach außen. Auch an populären Belehrungen durch Schriften wird es dann nicht fehlen, ohne daß man nöthig hat, sie, wie wohl sonst geschehen, durch Preißaufgaben und dergl. hervorzurufen. Das bekannte „Noth- und Hülfsbüchlein" hat seiner Zeit trefflich zur Volksbildung in den untern Classen gewirkt, und zwar nachhaltig. Es hatte noch den christlichen Sinn nicht so verloren, wie so manche Volksschriften der späteren Zeit, indessen hätte er doch sich lauter darin aussprechen sollen; denn er ist es, der erst alle Kenntnisse zur wahren Aufklärung erhebt.

3. Das unmittelbar Wichtigste, was für die Volkserziehung geschehen kann, und Gott sey Dank bisher auch angeordnet ist, sind die Schulen. Soll die Bildung vollständig seyn, so darf keine Art der Schulen in dem Gemeinwesen fehlen. Da wir hier nicht wiederholen wollen, was vielfältig (und auch von dem Verfasser*) anderswo gesagt wor-

*) In seinem Buche die Schulen. Was oben gesagt wird,

den, so verweilen wir nur soweit bei diesen Anstalten, als wir auf die Puncte, worin sie sich mit der Gesammtbildung vereinigen, aufmerksam machen müssen.

Zuerst müssen wir an die Gelehrtenschulen denken. Schon die Betrachtung der Universitäten führte uns auf sie, und hier erinnern wir daran, daß sie eigens zur Vorbereitung auf jene dienen sollen. Dieser Hauptcharakter solcher Schulen entscheidet zugleich über ihre Einrichtung, welche für den Unterricht das klassische Studium zur Basis haben muß. Alle Streitigkeiten, welche schon länger her darüber geführt worden, und alle Erfahrungen, die man da, wo man es anders hält, machen wird, führen zuverlässig auf diesen alten Grundsatz immer wieder zurück. Den Beweis dieses Ausspruchs brauchen wir hier nicht zu wiederholen; die künftigen Geschlechter werden ihn bekräftigen*). Wir schließen hiermit keineswegs den Unterricht in andern Lehrgegenständen aus, denn der künftige Gelehrte muß so in den Kenntnissen vorbereitet werden, daß er in der allgemeinen Bildung nicht zurückstehe: aber wir verlangen eine mehr methodische Anordnung dieser Lectionen. Sie fehlte bisher noch zu sehr, weil immer noch jener (objective) Encyklopädismus herrscht, der sich von der Alexandrinischen Zeit bis auf die Französische Schule eines Rollin, und noch weiter bis in die vielfachen Lehrtabellen im Deutschen Schulwesen herabgezogen. Noch viel zu wenig ist die Idee von einer pädagogischen (subjectiven) Encyklopädie erfaßt, welche grade in solchen höheren Schulanstalten ausführbar, und vornehmlich jetzt an der Zeit wäre.

---

schließt sich als ergänzend an das an, was der Verfasser dort entwickelt hat.

*) Schleiermacher hat in s. oben angef. Schrift über Universit. den Charakter dieser Schulen ungenau und zu enge bestimmt, wenn er ihn hauptsächlich in die formalen Uebungen, in das Gymnastische setzt, das Grammatik und Mathematik als die Hauptgegenstände des Unterrichts verlangt (welches der Verf. in s. Unterrichtslehre S. 290 Anm. anführt), und wenn er sie als den Ort ansieht, wo man dem Jüngling alle wissenschaftlichen Fächer zur Auswahl vorlegen kann.

Sie geht von der Entwicklung der Kraft aus, und leitet den Geist des Zöglings Schritt vor Schritt zu allen den Gegenständen hin, die er jedesmal zur rechten Zeit und Stunde erfassen und sich aneignen kann; sie leitet ihn dabei so, daß er sie mit seinem eignen Bildungstriebe erfassen will und sie sich wahrhaft aneignet, und daß er nach dieser beendigten Lehrzeit alles das in sich aufgenommen hat, was zu jener Vorbereitung gehört, als eine Saat, welche nun mit jedem Tage fortwächst, und das Leben selbst zu einer beständigen Schule macht. Wie solcher Unterricht anzuordnen sey, hat der Verfasser anderswo angegeben*), mit der Ueberzeugung, daß die Schule, welche seine Vorschläge befolgen würde, den Zweck einer gründlichen Vorbereitung für den Gelehrtenstand auf dem einfachsten, zugleich sichersten Wege erreichen wird. Freilich sind die Männer an solchen Anstalten noch selten, welche Selbstentäußerung genug besitzen, um auf das Methodische für die jugendliche Kraft, die sich von innen heraus entwickeln soll, mit Liebe einzugehen. Das aber gehört grade zu den Verbesserungen, welche unsere Zeit fordert.

Eben jetzt bewegen sich in Schriften und Gegenschriften Anklagen der Gymnasialschulen, daß sie die Schüler zum Nachtheile ihrer Gesundheit über die Maßen anstrengen, daß man die Forderungen für die Zulassung zur Universität zu hoch spanne, und daß man die jungen Leute mit einer Last von Lernereien überschütte. Ganz ungegründet sind diese Anklagen nicht, obgleich mitunter übertrieben, und wohl nicht aus gehöriger Umsicht hervorgegangen. Man klagt, daß die Knaben und Jünglinge jetzt zu viel auf den Bänken sitzen müßten, aber man hat vergessen, daß in den ehemaligen

*) Der Verf. hat in dem 2ten B. s. Nachträge rc. S. 266 ff. das Bild von zwei Musterschulen gezeichnet, von einer Bürger- und einer Gelehrtenschule, und in dieser letzteren den Unterricht nach obiger Idee in einer sehr gut möglichen Ausführung angegeben. Uebrigens bezieht er sich auf den Abschn. in s. B. die Schulen, wie auch in s. Unterrichtslehre (S. 287 ff.), welche von diesen Anstalten handeln.



Zeiten wir und unsere Vorväter von Frühmorgens bis Mittags, und alsobald nach der kurzen Mahlzeit bis Abends in den dumpfen Schulstuben zusammengedrängt saßen, ohne einmal frische Luft zu schöpfen; draußen herumspringen durfte ohnehin die muntere Jugend gar nicht, wenn sie nicht den Stock fühlen wollte. Dabei gab es für sie in Wind und Wetter, in Eis und Schnee keine Mäntel, keine warme Kleidung; und dennoch wurden die Männer tüchtig und kräftig nicht selten bis ins hohe Alter. Die größere physische Zumuthung ist es also nicht, worüber man in unsern Zeiten Klage zu führen hat, vielmehr umgekehrt die Verweichlichung. Indessen halten wir das allerdings für einen Fortschritt in dem Schulwesen, daß man das physische Wohl der Jugend nicht wie ehedem zurücksetzt, daß man heitere Schulzimmer, Erholung in freier Luft, gymnastische Uebungen, kurz alles das anordnet, was die Fürsorge für die Gesundheit erfordert, und daß man überhaupt die intellectuellen Kräfte im Gleichgewicht mit den physischen, und alle in Harmonie bildet. Die Vorschläge, das Alter der Schüler zu berücksichtigen, und z. B. sie nicht früher mit diesem oder jenem Lernen anzustrengen, als die Kraft dazu fähig ist, sind nicht nur längst von Pädagogen gegeben, und das nach physiologischen Gründen, sondern auch vielfältig in Ausübung gebracht, so daß man sich wundern muß, in manchen Schriften des Tages dergleichen zu lesen, als bisher unbekannte Dinge, als ganz neue Vorschriften, was man doch schon längst theoretisch und praktisch kennt.

Mehr Grund hat man gegen die Ueberladung mit Lehrgegenständen auf den Gelehrtenschulen zu klagen. Der sogenannte philosophische Cursus in der obersten Classe könnte theils abgeschnitten, theils auf wenige Lehrstunden zurückgeführt werden; wie er auf den sogenannten Lyceen dasteht, ist er ganz unpädagogisch. Die eigentliche Philosophie gehört ohnehin noch nicht für den Jüngling, sie kann nur seinem Dünkel dienen, vielmehr fordert sie einen männlich

gewordenen Geist. Eine kurze, praktisch betriebene Schullogik, allenfalls mit einer kurz begriffenen encyklopädischen Uebersicht der Wissenschaften, ist Alles, was man für diese Anstalten fordern kann. Ganz besonders halten wir für die Psychologie, wenn sie nicht in die gefährlichsten Selbsttäuschungen und in leere Reflexionen einführen soll, dieses Alter noch bei weitem nicht geeignet. Man pflegt auch Physik, Botanik ꝛc. in das weit gemachte Fach der Philosophie zu setzen, und meint, dieses alles müsse auf der Schule erlernt werden, wozu man denn noch so viele Lehrstunden nöthig hat, daß man mit der Berechnung derselben nicht auszukommen weiß. Als Grund nimmt man an, daß doch jeder Gelehrte, welcher Wissenschaft er sich auch widme, alle diese Kenntnisse besitzen müsse, aber nach der Schulzeit keine Gelegenheit mehr finde, sie sich zu erwerben. Dieses letztere widerstreitet indessen durchaus den Lebenserfahrungen und der Gelehrtenbildung selbst. Denn diese geht im Leben fort, und lernt da an einem Tage mehr in dergleichen Dingen, als in den Schuljahren zusammengetragen werden kann, wo es doch nur so gelernt wird, daß es der angefüllte Kopf gerne wieder verliert. Werden uns doch jetzt der anziehenden Schriften für solche Belehrungen von allen Seiten her viele geboten. Man denkt überhaupt zu wenig daran, daß die literärischen Mittheilungen zu einer fortgesetzten Schule geworden sind. Weit besser ist es, wenn der Jüngling in dergleichen Kenntnisse nur eingeleitet, und noch besser ist es, wenn der Trieb in ihm erweckt wird, sie im Leben zu erlernen und sich überhaupt nach allen Seiten hin auszubilden. Das ist die Bestimmung der Schule, welche zu dem akademischen Studium vorbereitet, und das ist die scharfe Gränze, wodurch sie von der Universität geschieden wird, so daß auf dieser die Wissenschaft herrscht, d. h. daß aller Unterricht nunmehr (objectiv) wissenschaftlich geworden. Der pädagogische, welcher der Schule zukommt, werde jedoch in der obersten Classe vorbereitend in den akademischen eingeleitet. Wollte man doch nur die neuesten Fortschritte in der

Methodik auf den höheren Schulen in Anwendung bringen, so würde jenen Anklagen mit einem Male abgeholfen.

Ausdrücklich müssen wir auch hier daran erinnern, daß die Beziehung auf das Ganze der Volksbildung bedacht werde. Die Gelehrtenschulen müssen im Verhältniß zu derselben in soweit stehen, daß ihrer nur grade so viele vorhanden seyen, als das Bedürfniß verlangt, daß aber jede in ihrer Einrichtung das Ideal einer solchen Anstalt möglichst aufstelle, und deßhalb auch nicht ein Monopol behaupte, wodurch dem Jüngling die Vorbereitung auf andere Weise abgeschnitten würde; sie soll vielmehr auch Privatanstalten neben sich dulden, wodurch sie selbst den Vortheil zieht, daß ihre vollkommnere Ausbildung mehrseitig angeregt wird.

Daß gerade in diesen Schulen, worin die Männer der wichtigsten Wirksamkeit für das Gemeinwesen gebildet werden, das Christenthum nicht zurückstehen dürfe, fängt man jetzt an besser zu erkennen, da man das Uebel fühlt, welches einerseits die Vernachlässigung, andrerseits die verkehrte Anwendung dieses Princips der höchsten Bildung verschuldet hat. Vor allem sollten die Gymnasiallehrer ächtchristlich gesinnt seyn, dann würden sie den Geist des Christenthums auch ihrem Unterricht einhauchen, und den Gemüthern ihrer Schüler mittheilen. Wie viel Segen würde daraus für Kirche und Staat erwachsen! Christliche Gelehrtenschulen fördern das sittliche Leben zu einer Blüte, die auf die ganze Volksbildung übergeht.

Von den Volksschulen haben wir nur wenig hier zu sagen; wir erinnern nur an das Allbekannte, von den erfreulichen Fortschritten unserer Zeit, sowohl in der Vollständigkeit als in der Einrichtung dieser nothwendigen Anstalten*). Daß sie jedoch ihren Hauptzweck der Humanitätsbildung noch lange nicht so erreicht haben, wie man sich das versprochen, ist ebenfalls allbekannt, und wird bereits

*) S. die Schulen, wo der zweite Abschn. den Volksschulen gewidmet ist.

auch schon hier und da laut beklagt. Unsere Zeit steht also hier grade an einem Bedürfnisse der Schulverbesserung, die in dem Innersten vorgehen muß. Unsere Volksschulen müssen das christlich-sittliche Leben besser als es bisher geschehen begründen. Das Wie ist nicht schwer einzusehen, ja es wird schon hier und da erkannt und auch in Ausübung gebracht. Daß es der Religionsunterricht noch nicht ausmache, wird eben wohl eingesehen, und darum hat man auch schon an die Aufgabe gedacht, die Religion zum Grunde alles Unterrichts zu legen*), und es wird ein Meisterstück künftiger Methodiker seyn, diese Aufgabe zu lösen. Es versteht sich, daß keine Beengung des Geistes, sondern überall Erweiterung des geistigen Strebens aus solchem Schul-Encyklopädismus einer höheren Ordnung erfolge, welches um so leichter erwirkt werden kann, da der Geist eben recht seinen Aufschwung, seine Wahrheitsliebe und seine Freiheit im Forschen durch seine christliche Gesinnung gewinnt. Vorjetzt ist das an der Zeit, in keiner Anstalt für den Jugendunterricht im christlichen Gemeinwesen einen andern Lehrer anzustellen, als der von dem Geiste des Christenthums so durchdrungen ist, daß er diesen Geist in allem seinem Lehren ausspricht, und also die jungen Gemüther in seinem Unterricht zu christlichen Gesinnungen belebt. Für das Sittliche hat man das ohne Wi-

*) Wir beziehen uns hierbei auf Mehreres, das über diesen Gegenstand oben in der 1ten und 2ten Abth. vorgekommen, z. B. S. 136. Wir können dabei nicht umhin, einen der scharfsinnigsten Gedanken, den wir je darüber gelesen, aus dem oben angef. Werke de l'éducation progressive etc. hierher zu setzen. Die Verfasserin, die schon im 1ten B. den Grundsatz ausgesprochen, „daß die Religion entweder Alles oder Nichts sey", urtheilt in dem 2ten: „En examinant sérieusement ce grand sujet, on s'apercevra que tout système, qui se fondera sur un autre principe que la religion, sera par cela seul incomplet par ce qu'il exclura la religion même. On ne peut, dans un plan raisonné, lui donner un rang secondaire. Si on le fait dans la pratique, c'est par faiblesse, par inconsequence: de propos délibéré on ne le saurait.

derrede immer von den Lehrern verlangt, warum nicht auch für das Christliche? Das ist ja doch die Wurzel des sittlichen Lebens; die Pflanze, die der Wurzel entbehrt, wird bald verwelken.

Die Umsicht umher auf die Verhältnisse in dem häuslichen wie in dem öffentlichen Leben, und auf die Thätigkeiten, nicht nur der jetzigen sondern auch der vorauszusehenden, in dem Volksganzen ist grade für das Schulwesen nothwendig, wenn es seine Stelle in der Volksbildung erfüllen soll. Hierin eben wird Weisheit verlangt. Denn da nicht unbedingt die Entwicklung der Kräfte frei gegeben werden kann, wie wir oben sahen, und da auf der andern Seite die Freiheit im Lehren, Lernen, Erwählen des Berufes, persönlichem Ausbilden, geistigem Mittheilen nicht um ein Haar breit weiter beschränkt werden darf, als es unmittelbar zur Sicherung des guten Gedeihens nothwendig ist: so kann es nur der schärfsten Beurtheilung gelingen, um diese Gränze richtig zu finden, und z. B. die Prüfungen der Lehrer, die Lehrplane 2c. so einzurichten, daß man überall das Rechte trifft. Ja, es gehört dazu eine Art von Vorausfühlen der nächsten Periode, damit ihr nichts Gutes vorenthalten, nichts Schlechtes zugeführt werde. In allen diesen Verfügungen spreche sich also ebenfalls die Harmonie mit dem Gesammtleben aus.

In einer Rede über den Volksunterricht in England, am 21ten Mai 1835 im Oberhause von Brougham gehalten, werden wir auch von dorther an eine solche Beziehung des Schulunterrichts auf das ganze Volksleben erinnert. Wir setzen die Stelle hierher, welche der Verbindung mit der häuslichen Erziehung gedenkt. „Der große Mißgriff in der Kinderzucht, — sagt der edle Lord — scheint mir jedoch darin zu liegen, daß man zu spät damit beginnt. Vor dem siebenten Jahre könnte das Kind schon einen guten Theil nützlichen Unterrichts in sich aufnehmen, während es jetzt in diesem Alter gewöhnlich erst das ABC zu lernen anfängt. Vor dem siebenten Jahre sind die meisten Kinder anstellige,

kluge und neugierige Geschöpfe. In der That, zwischen meinem 2ten und 6ten Jahre lernte ich mehr, als in irgend vier späteren Jahren meines Lebens. Der ganze Charakter des späteren Menschen bildet sich in den ersten sieben Jahren; in diesem zarten Alter eignet man sich Gewohnheiten des Fleißes oder des Unfleißes an, welche die Folgezeit niemals ganz ausrotten kann." Der Redner empfiehlt hierauf die Kleinkinderschulen, besonders auch in volkreichen Manufactur-Städten, um zugleich Laster und Verbrechen zu verhüten. Diese Anstalten, welche dieser Staatsmann selbst zuerst hat gründen helfen, haben ihren herrlichen Einfluß bewährt, nicht mit Unrecht hat man sie als eine neue Aera in der Volkserziehung bezeichnet*), und mit Freuden sieht man, daß sie sich mit jedem Jahre in und außerhalb Deutschland vermehren.

Das Volksleben soll sich nach allen Seiten hin zur Blüte der Humanität entwickeln. Die angegebenen einzelnen Bildungsanstalten sind die nächsten und wesentlichsten Mittel für diesen Zweck. Allein sie sind es nur dann recht, wenn sie in die Gesammtheit aller übrigen Einflüsse und Thätigkeiten harmonisch eingreifen. Das führt uns auf den Grundton zurück. Er ist kein anderer als jene Liebe, die nur im Christenthum rein und stark hereinlebt. Die sittliche,

*) So bezeichnet die Infant-schools ein Nordamerik. Schriftsteller. Der Verf., welcher in s. B. die Schulen S. 6 ff. diese Anstalten beschrieben, und seitdem an seinem Wohnorte selbst eine solche Anstalt hat anlegen helfen, kann aus unmittelbarer Ueberzeugung in das Lob ihres wohlthätigen Einflusses einstimmen. Von ihrer Vermehrung in deutschen Städten, in Italien u. s. w. sind ihm neuerdings Kunden zugekommen. Die Gräfin Brunsvick, welche sich durch Stiftung von Kleinkinderschulen zu Ofen große Verdienste erworben hat, benachrichtigte so eben den Verf., daß dermalen schon an 6000 kleiner Kinder in Ungarn in solchen Anstalten besorgt würden.

überhaupt die ganze Erziehung wird nur als christliche das, was sie seyn soll *). Betrachte den Menschen im Gleichgewicht, worin alle Kräfte in ihrem richtigen Verhältnisse wirksam sind, und seine Lebensfülle sich schön entwickelt, und Du siehst in ihm eine glaubensvolle Seele, aus deren tiefstem Grunde seine Lebensblüte erwächst. Wenn nun das Volk aus solchen Menschen besteht, und diese aus dem Gesammtleben als solche hervorgehen, dann entwickeln sich alle seine Kräfte zur fortdauernden Blüte der Humanität. Hierzu müssen denn alle jene Verfügungen und Anstalten zusammenwirken, aber fehlt jener Lebensgrund — vergeblich sind dann alle Erwartungen und Versuche, um zu dem Besseren fortzuschreiten. Das Heil wird auf anderem Wege nicht gefunden; das läßt sich immer mit Gewißheit voraussagen. Was für die gewünschten Fortschritte verfügt wird, kann nur dann den edlen Zweck erreichen, wenn der Geist der Bildung alles durchdringt, d. h. wenn in Kirche und Staat das Christenthum wirkt. So lange es hieran fehlt, wird auch die Erziehung des Einzelnen nicht ganz das seyn können, was sie seyn soll, und weil es noch so sehr hieran fehlt, so bedarf sie einer Verbesserung von Seiten des Staates, welche darin besteht, daß er eine christliche Volkserziehung begründet.

---

*) Ein deutscher berühmter Staatsmann (Ancillon) sagt in einer seiner Schriften ganz einfach, daß „in der falschen Richtung der Erziehung und des Unterrichts die eigentliche Wurzel der Gebrechen der Zeit liege;" das führt zu der weiteren Frage: woher diese falsche Richtung? und dann auf die Antwort: weil die Jugendbildung von der Religiosität losgerissen worden.

III.

Was verlangt eine bessere Erziehung von Seiten der Eltern?

1. Die Eltern.

Die Menschheit entwickelt sich von Geschlecht zu Geschlecht; durch die Eltern wird das Kind erzeugt und erzogen, wenigstens in seinem ersten Aufleben. Sein Erstes in Anlagen und Eindrücken hat jeder Mensch von seinen Eltern erhalten, und das ist durch sein ganzes Leben hin bleibend*). Soll nun in dem Kinde, soll in der ganzen jungen Generation die Menschenkraft zum Besseren stetig fortwachsen, so muß sie schon in Vater und Mutter edel seyn, und in welchem Grade sie das ist, in demselben kann sie in den Söhnen und Töchtern fortleben, und im Geistigen um so höher steigen. Die physischen Kräfte haben allerdings ihr Maximum, ihre Gesundheit und Stärke hängt jedoch in der Regel von der physischen Beschaffenheit der Eltern ab: die geistigen Kräfte aber sind in ihrer Entwicklung einem höheren Gesetze unterworfen, nach welchem sie

*) Der Verf. bezieht sich hier und in dem Folgenden auf seine Erziehungslehre, Leipzig, bei Göschen, so daß er hier nur ergänzend zusammenstellt.

von Geschlecht zu Geschlecht steigen sollen in der Annäherung zum Ideale der Menschheit. Zwar hat dieses auch seine Begränzung in dem Maaße der menschlichen Geisteskraft, und es geht nur innerlich ins Unendliche, in dem Streben der Freiheit zur Uebereinstimmung mit dem göttlichen Willen. Eben aus dieser Gottähnlichkeit nun soll eine Verherrlichung der Menschheit erfolgen, in welcher von Geschlecht zu Geschlecht das göttliche Ebenbild immer vollkommener erscheint, und sich auch manche vielleicht noch schlummernde Anlagen, überhaupt aber höhere Kräfte in dem Menschengeschlechte entfalten.

Sind die Väter und Mütter gut, so läßt sich auch erwarten, daß sie gute Kinder haben. Nur ist diese Erwartung bei weitem nicht sicher. Daß die Kinder wohl gerathen, hängt von vielen Bedingungen ab, die nicht in der Eltern Gewalt stehen, und so geschieht es, daß oft die besten Eltern über das Misrathen ihrer Kinder trauern müssen. Von dem Physischen, der Gesundheit u. s. w. abgesehen, ist es auch das Intellectuelle und Moralische, wodurch den Eltern Trauer bereitet wird, ohne daß sie es verschuldet haben. Wir bemerken das hier nur so im Allgemeinen, denn ganz dürfen die Väter und Mütter nie die Schuld von sich abwälzen, wenn ihr Kind in geistiger Hinsicht verdirbt, wäre es auch nur ihrer Unkunde in der rechten Behandlung zuzuschreiben, in welcher Unkunde wir ja Alle uns mehr oder weniger noch befinden, weil wir in dem Erforschen der vollkommneren Erziehungsthätigkeit noch nicht zum Ziele gelangt sind*). Weil nun aber grade die vernünftigen Eltern hierauf denken, so müssen wir es als die erste Bedingung für die bessere Kindererziehung erkennen, daß die Eltern vernünftig seyen, und können von solchen, die nicht darauf denken, vollends von solchen, die schlechter Art sind, nicht das er-

*) In den Nachträgen rc. 1ter B. ist die Frage: Warum ist manchmal eine Erziehung von christlichen Eltern so unwirksam?" S. 207 ff. beantwortet.

warten, was zu der Fortbildung der Menschheit gehört. Der andern Bedingungen, welche nicht in des Erziehers Gewalt stehen, sind allerdings sehr viele. Die Natur und Sitte der Nation fließt in die Familie, durch diese in das Kind ein; die Umgebung von den Personen umher und allem Andern, Zeit, Umstände, Schicksale, und am Ende das Innerste der Freiheit und Persönlichkeit, alles dieses entreißt der absichtlichen Erziehung oft den größten Theil ihrer Macht, wenn gleich von den weiteren Fortschritten derselben zu hoffen ist, daß sie auch Vieles hierin vorsehen und für ihren Zweck ordnen könne. — Wir sehen also auch von dieser Seite, wie eine durchaus gute Erziehung des einzelnen Kindes nur in einem durchaus guten Zustande des ganzen Volkes möglich ist, und ohne diesen ihre Verbesserung immer nur unvollkommen bleibt.

Doch geht von dieser auch jene wieder aus, und so muß auch von Seiten der Eltern geschehen, was nur irgend in ihrer Gewalt steht. Zu wünschen wäre, daß in sie die Bildung ihres Volkes so eingegangen sey, wie sie auf ihr Kind übergehen soll, indessen kann man darauf nur in seltneren Fällen rechnen, und darf also die Forderungen für das Allgemeine nicht zu hoch spannen. Das nun, was wir von allen Eltern fordern, indem wir eine christliche Erziehung verlangen, ist daß sie selbst Christen seyen, und in einer christlichen Ehe leben, und in ihrem Kinde ein Gotteskind erkennen und erziehen*). Sind Vater und Mutter selbst in der Liebe verbunden, wie sie das Christenthum einflößt, und tragen sie mit dieser Liebe ihr Kind auf ihren Armen und in ihrem Herzen, so geht sie auch schon durch den Zug der Sympathie auf dieses so über, daß sie ihr Gleichartiges in ihm erweckt. Aber sie leitet auch das Nachdenken überall auf eine vernünftige Erziehung, sie hält den

*) Der Verf. muß hier auf seine christl. Ethik, den 2ten B. das Hausbuch, 3ten Abschn. II. 2. den Leser verweisen, falls dieser geneigt ist, seine Gedanken über die christliche Ehe zu vernehmen.

Willen hieran fest, und sie treibt zur gewissenhaftesten Ausführung. Vereinigen sich hierin Vater und Mutter, so ist eine Hauptbedingung für die gute Erziehung des Kindes erfüllt, daß sie sich aber hierin vereinigen, das ist der Segen, den das Christenthum über ihre Ehe gesprochen.

Häufig ist es indessen der Fall, daß der Vater allein steht oder die Mutter allein, sey es nun in der christlichen Gesinnung oder in dem Zusammenleben. Man hat allerdings alsdann wegen der Erziehung des Kindes Besorgnisse. Indessen lehrt doch die Erfahrung, daß manches Kind, dem eines der Eltern durch den Tod entrissen worden, wohl geräth, und daß es von der Mutter oder dem Vater allein recht gut erzogen wird; eben so daß Kinder unter fremder Hand vielleicht sogar besser gedeihen, als es unter ihrer natürlichen Eltern Hand geschehen wäre, ja sogar, daß Kinder unter Mißhelligkeiten der Eltern selbst, auch unter bösartigen Vätern oder Müttern, dennoch wohl gerathen. Bei den so vielfach gestörten reinen Verhältnissen des Menschenlebens, und allen den übrigen Bedingungen, woran wir oben erinnerten, kann es gar nicht anders seyn, als daß das, was in der Regel erwartet wird, durch Ausnahmen ganz anders ausfällt. Jedes Menschenkind ist zugleich ein Kind der Vorsehung, und so ist es uns tröstlich zu sehen, daß sie auch da Mittel und Wege zu seiner Bildung zu finden wußte, wo wir in Sorgen darum waren. Auch das erinnert uns daran, daß wir mit allem unserm Denken und Thun nichts vermögen, wenn Gott seinen Segen nicht dazu giebt, und daß es eigentlich die Vorsehung ist, welche die Menschen erzieht. Indessen ist sie, ist Gott es auch, welcher die Eltern dazu berufen hat, oder die er an ihre Stelle setzt, daß durch sie zunächst diese Erziehung ausgeführt werde; jene Beispiele heben ihre Verpflichtung nicht auf. Wir müssen daher die Mütter und Väter aufmerksam darauf machen, wie sie für die Fortschritte der Erziehung in unserer Zeit selbst gebildet seyn sollen.

Zuerst reden wir von den Müttern. Durch sie wirkt

zunächst die Natur auf das Kind; denn diese ist die Mütterlichkeit selbst*); sie soll aber als die in der Menschheit erhöhete Natur in der Mutter wirken. Der Einfluß der Mütter ist unberechenbar, denn das ganze Menschengeschlecht, welches ist und war und seyn wird, hat unter ihren Herzen gelegen, und wird unter ihren Herzen liegen. Wie das Ebenbild Gottes in diesen Herzen lebt, so pflanzt es sich in das Menschengeschlecht fort. Denn es ist nicht blos das Blut und die physische Anlage, es sind auch die Triebe des geistigen Herzens, welche auf das Kind übergehen, und was noch unendlich mehr sagen will, es sind die Gesinnungen der Mutter, welche auf die ganze Erziehung des Kindes einfließen, in der Zeit, wo dieser Einfluß der wichtigste für das ganze Leben ist. Wollen wir einen gründlich verbesserten Zustand der Erziehung, so müssen wir ihn mit dem weiblichen Geschlechte anfangen. Gebt dem Volke christliche Mütter, so seht ihr ein christliches Volk aufleben.

Schon durch die Bewahrung der Sitte hat das weibliche Geschlecht in der ganzen Volkserziehung eine höchst wichtige Wirksamkeit. Wir wollen es daher weniger tadeln, wenn sie an zu strenger Sitte festhalten, als wenn sie zu nachgiebig in dieser ihrer eigentlichen Regierung sind, indem sie sogar durch diese Strenge die feinen Gefühle bewahren**). Nicht minder ist den Frauen ein großer Antheil an der Volkserziehung durch ihren lebendigen Sinn für die Religion angewiesen. Es ist anerkannt, wie wirksam fromme Weiber für die Verbreitung des Christenthums von Anfang her waren: sollten sie es nicht auch jetzt vorzüglich seyn, nämlich zur Verbreitung im Innern?

Auch ist ihnen ihr Einfluß auf die Männer angewiesen.

---

*) Der Verf. hat dieses und das Weitere in der unlängst erschienenen 2ten u. umgearb. Aufl. seiner Grundsätze der Töchtererziehung ꝛc. entwickelt.

**) „Les moeurs sévères conservent les affections sensibles.“ Mdme. de Stael.

— Wir meinen nämlich den der wahren Humanität, welcher nicht in das Amt sich einmischt und in die Rechte des Mannes eingreift, sondern mit weiblichem Edelsinn und Verstand sein Gemüth zu erheitern, sein Herz gut zu stimmen, seinen Geist zu beleben weiß. „Wenn eine Frau, schreibt eine geistreiche Französin*), die Eigenschaften und Schwächen ihres Mannes kennt, so wird sie beides zum Guten wenden, ohne ihn zu verletzen. Bei Gelegenheit wird sie seine Heftigkeit besänftigen, oder seine Gleichgültigkeit antreiben; sie wird ihm, wo es Noth thut, die Tugenden selbst eingeben, die ihm nur um ihretwillen mangeln." Weiter urtheilt dieselbe eben so wahr: „Wenn aufgeklärte und freundliche Frauen ihre Bemühungen auf dem Lande mit dem frommen Eifer der Geistlichen vereinigten, so würde eine große moralische Verbesserung durch eine so heilsame Thätigkeit bewirkt werden." Wir fügen noch ein Wort von Fenelon hinzu: „Selbst diejenigen Männer, die in aller öffentlichen Auctorität stehen, können nichts Gutes durch ihre Berathungen zu Stande bringen, wenn die Frauen nicht ausführen helfen." — Diese Stimmen, und wir könnten noch mehrere der neuesten Schriften hinzufügen, kommen aus dem Lande der Galanterie, in Deutschland spricht man weniger davon, weil man es hat, obwohl noch besser haben könnte, was dort gewünscht wird. Die Bestimmung des weiblichen Geschlechts findet indessen ihr Höchstes in der Mütterlichkeit.

Die väterliche Bestimmung ist die, daß sie die mütterliche in der frühesten Zeit des Kindes unterstütze, daß sie aber mehr und mehr in die männliche Leitung, hauptsächlich in die Belehrung der heranwachsenden Kinder übergehe. Der Vater wirkt vorzugsweise durch den Ernst der Zucht und durch den Unterricht. Zwar hat auch hiervon einen Antheil die Natur dem weiblichen Geschlecht übertragen, für die Geistesbildung aber dem männlichen Geschlechte doch das Hauptgeschäfte. Der Landmann und der Handwerker unterrichtet

*) Mdme. Remusat.

seinen Sohn in den körperlichen Arbeiten, und steht hierdurch in dem einfachsten Verhältnisse zu seiner Bildung, das in der Regel auch den besten Erfolg hat. In dem Gelehrtenstande ist das nicht so völlig ausführbar, nur wäre zu wünschen, daß die Väter ihre Knaben zugleich als deren tüchtige Lehrer in das Geistesleben einführten; denn sie könnten das am leichtesten und am gründlichsten. Der Vater lernt alsdann die Anlagen seines Sohnes so genau kennen, daß er frühe genug dessen innere Bestimmung zu erschauen vermag, und ihm hiernach die Richtung für dieselbe zu rechter Zeit geben kann. Das würde ein Hauptmittel seyn, um jeden an seine rechte Stelle zu bringen, und also unendlich wichtig für das Gesammtleben. Aber nur diejenigen Väter haben den reinen und tiefen Blick in dieses Innere, welchen das Christenthum die Geistesaugen eröffnet; nur sie wählen auch unbefangen und ohne falsche Triebfedern denjenigen Beruf für ihre Söhne, welchen sie für den erkennen, der ihnen von der Vorsehung angewiesen ist; nur sie wirken in ihrer ganzen Erziehungsthätigkeit im Namen Gottes, und mit heiligem Ernst. Wenn nun gleich der Vater zunächst für die Söhne diese Pflichten hat, so hat er sie doch auch bei den Töchtern mit zu erfüllen, die übrigens zunächst der Mutter zugewiesen sind. Im Ganzen hat es Gott schon durch die Natur so eingerichtet, daß die väterliche und mütterliche Wirksamkeit sich zur gedeihlichen Erziehung der Kinder vereinigen muß.

Eine der häufigsten Ursachen, warum die Erziehung oft den gewünschten Erfolg nicht hat, ist der Mangel an diesem gegenseitigen Einverständniß. Das sagen denn wohl alle unsere Erziehungsbücher, und die Klagen über diesen Mangel wiederholen sich alltäglich, aber den tieferen Grund, von welchem aus allein dem Uebel abgeholfen werden kann, pflegen sie nicht anzuzeigen. Es ist auch da nicht mit allerlei Hausregeln und Ermahnungen gethan, der Grund liegt tiefer. Ihr vermöget Mann und Weib nicht in das gegenseitige vollkommene Verständniß über die Erziehung ihres

Kindes zu bringen, wenn nicht ihre Herzen sich gegenseitig mit völliger Selbstverläugnung zuneigen, und wenn nicht beide in Einheit nach dem Höchsten der Menschheit streben. Wahrheit und Liebe muß die Eltern zu ihrer heiligsten Pflicht vereinigen. Nennen wir also den wahren Grund, aus welchem den Eltern die Freude einer gesegneten Kindererziehung kommen soll, so ist es das Christenthum.

Indem die Eltern die Vermittler sind zwischen dem Ganzen des Volks und den Individuen, welche hereinleben, wie auch zwischen den bisherigen Geschlechtern und der Nachwelt, so geht in ihnen alles zusammen, was für die Entwicklung der Menschheit geschehen soll, die Bildung der Zeit geht durch sie auf das Kind über, und durch die Bildung des Kindes wirken sie wiederum in die unabsehbaren Kreise der Gesammtheit. Es ist also für das Ganze der Erziehung von unendlicher Wichtigkeit, daß vorerst die Eltern wohlerzogen seyen. Dieses Urtheil ist nun zwar ein allbekannter Gemeinplatz, wir müssen es jedoch hier bestimmt aussprechen, um des Zusammenhanges willen, damit man auch von dieser Seite bemerke, warum die gegenwärtige Erziehung noch nicht den Erfolg habe, den man sich so gerne verspricht, und damit man zugleich sehe, worauf die Hoffnung einer vollkommneren Volks- und Kindererziehung beruht. Weil nun das Christenthum einzig und allein die Bürgschaft für die Verbesserung des Menschengeschlechts leistet, so werden wir auch hier wieder auf den tieferen Grund zurückgeführt. Möchten nur die Gesinnungen dieser Religion in allen Vätern und Müttern leben, wie hätte sich doch da die Welt unserer Kinder und Kindeskinder zu erfreuen! Dann erst würden sich auch die Beschränkungen verlieren, welche sich jetzt noch das Elternrecht gefallen lassen muß*), damit den Kindern ihr heiligstes Recht geschützt werde, denn alsdann würden die Eltern nicht nur ihre heiligste Pflicht darin fin-

*) Von dem Elternrecht s. die Schulen S. 296 ff. 310 ff.

den, das Kind gut zu erziehen, sondern auch ihres eignen Lebens Blüte und Freude.

---

2. Worin ist die Erziehung der Kinder zu verbessern?

Die Antwort auf diese Lebensfrage ist eine Aufgabe, deren Lösung ins Unabsehbare geht. Denn nicht unser Zeitalter, nicht das nächste, keins der kommenden vermag sie vollständig zu lösen, weil nur mit der fortschreitenden Bildung das allmälig eingesehen werden kann, was zu verbessern ist, weil in dem krankhaften Zustande des Menschengeschlechts immer etwas zu verbessern bleibt, und weil diese Verbesserung nach dem Gesetze der Stetigkeit erfolgen muß, nicht durch ein Wunder der Umwandlung, sondern durch umbildende Entwicklung. Indessen müssen und können wir um dieser letzteren willen doch eine Antwort geben. Wir wissen ja, was jetzt Noth thut, und die Mängel der bisherigen Erziehung liegen vor Augen. Da nun auch schon darüber so viel zu sagen wäre, daß wir nicht an das Ende kommen würden, so erwählen wir zu der aufgegebenen Beantwortung nur den kürzesten Weg, wir machen nämlich auf die Fehler aufmerksam, die jedem vorliegen, der in die bisherige Kindererziehung hereinblickt, und deren Verbesserung wir in jetziger Cultur als nothwendig und als möglich erkennen. Dabei verlieren wir aber nicht den Zustand der Gesammtheit aus den Augen, durch welchen die wahrhaft gute Erziehung des einzelnen Kindes bedingt ist, um die Gewissen der Erzieher theils zu beruhigen, wenn sie wegen dessen, das doch nicht in ihrer Gewalt steht, über den schlechten Erfolg ihrer Bemühungen klagen müssen, theils zu schärfen, wegen dessen, was sie selbst besser zu thun haben.

Der Verfasser glaubt für diesen Zweck am besten der Ordnung zu folgen, wie das Kind von seiner Geburt an be-

handelt wird, um Schritt vor Schritt, das Bekannte voraussetzend und zunächst auf seine Erziehungslehre verweisend, das Nöthige anzudeuten oder zu ergänzen.

Wir reden hier von dem einzelnen Menschen, der erzogen werden soll, und da muß uns alsobald die große Einseitigkeit unserer Erziehungsschriften auffallen, da sie ihre Grundsätze so zu bestimmen pflegen, als lebe das Kind so losgerissen von dem Organismus des Ganzen, und als solle es zu einer solchen Selbstständigkeit gelangen, die keinem Menschen zukommt*) Was kann durch eine solche Behandlung herauskommen? Bildet man etwa dem Baume eine schöne Krone, wenn man dieses und jenes Blatt, und wären es auch alle Blätter, sorgfältig reinigt, oder hier und da ein Zweiglein nach Belieben ab- oder ausschneidet? Da könnte ja etwas gethan werden, das dem Baume vielmehr schadet. Und so ist es mit den Erziehungsregeln. Viele bewirken wohl etwas, das augenblicklich gefällt, das weiter sehende Auge aber Mängel gewahren läßt, welche ihrer Zeit hervortreten werden, und vielleicht unterblieben wären, hätte man die Regeln nicht befolgt. So ist es begreiflich, daß die Klage sich immer wiederholt, es werde mit der sorgfältigsten Erziehung doch so wenig ausgerichtet, und auch die besten Anweisungen seyen am Ende unnütz. Wenn Montesquieu das Unvollkommene darin findet, daß wir drei Erziehungen hätten**), die mit einander im Widerspruch stehen, „die unserer

*) Welche Erziehungsschrift wäre denn von dieser Einseitigkeit ganz frei zu sprechen? welche deutsche? welche französische? welche englische? Selbst die geniale Levana hat sich nicht höher darüber erhoben, als daß sie nur Ahnungen enthält; und selbst das vollständige, gelehrte, prüfend auswählende Werk unsers verewigten Niemeyer geht nicht auf jenen Zusammenhang ein. Der Verf. nennt hier die zwei Werke, welche er für die Hauptwerke in dieser Literatur erkannt hat; von seiner Erziehungslehre darf er nicht reden, außer daß seine gegenwärtige Arbeit bestimmt ist, auch in ihr Einseitiges zu verbessern. — Die philosophischen Bearbeitungen der Pädagogik führen wohl mehr auf das Ganze hin, verlieren aber zu sehr das wirkliche Leben in Abstractionen.

**) S. oben S. 48.

Väter, die unserer Lehrer und die der Welt," so hat er die Sache nur obenhin berührt, indessen doch berührt, und an der Pädagogik war es, tiefer einzugehen; wenn er aber als Ursache hinzufügt, „daß uns die Religion in einen Widerspruch mit der Welt versetze, welchen die Alten nicht gekannt," so ist zu bedauern, daß der, welcher den Geist der Gesetze darstellen wollte, den Geist des Christenthums so wenig kannte, um ein so unrichtiges Urtheil zu fällen, und auf eine nicht geringe Geistesnachkommenschaft zu vererben. Besser wird es nicht mit der Erziehung des Kindes, so lange es so bleibt, aber thöricht wäre es zu erwarten, daß sich die bisherige Weise ändern werde, sobald man nur die Verbesserung lehrt. Vielmehr ist es gut, daß man nicht so jede neue Lehre in der Erziehung ausüben will, denn damit würde auf verschiedenen Seiten nur mehr verdorben; genug wenn man nur erst das erkennt, was allmälig ins Leben treten soll. Wegen dieser Erkenntniß müssen wir nun die vorliegenden Puncte betrachten.

A. Die Kindheit.

1. Die Eltern nehmen mit Freuden das Neugeborne auf. Sehen sie es aber auch alsobald als ein Vernunftwesen an, das ihnen Gott geschenkt hat, um es als ein Gotteskind zu lieben und zu erziehen? Sehen sie es dabei nicht minder als ein Menschenkind an, das mit seinem Erwachen ins Leben auch schon jenen Hang zu entwickeln beginnt, den wir an dem ganzen Menschengeschlechte beklagen, und den jeder in sich selbst findet? Beides müßte die Grundgesinnung seyn, womit sie ihr Kind liebend begrüßen. Ermangeln sie des Ersten, der Andacht bei seinem Empfange, so entbehren sie von Anfang des lebendigen Grundsatzes, der sie bei der Betrachtung und Behandlung ihres Kindes beständig leiten soll; leider noch immer der gewöhnliche Fall; darum ist vielen Eltern und Angehörigen das Kind nicht viel mehr als eine Spielpuppe, und so begründen sie in ihm alsobald mit sei-

nem Eintritt unter die Menschen ein Gefühl von einem ganz falschen Verhältnisse, in welches dasselbe hereinlebt. Fehlt ihnen das Zweite, so ist das Mangel an Selbsterkenntniß, und sie sehen das Kind von Anfang mit einer Täuschung an, welche nichts anders ist, als jene Selbsttäuschung, woran die Menschen gewöhnlich krank sind, und welche ein Unheil nach dem andern nach sich zieht; und so tragen sie diese Krankheit alsogleich auf das Kind über, das doch wenigstens die Disposition dazu mitbringt. Der Rousseau'sche Erziehungswahn von einer ursprünglichen Unschuld und Reinheit des Menschen hat diese Krankheit so vermehrt, daß sie gewissermaßen schon dem ganzen Erziehungsgeschäfte eingeimpft ist. Wird das Kind als durch und durch gutartig angesehen, so wird man bald an ihm vorerst irre werden, dann ärgerlich, und nun wird das arme Kind mit vielleicht zunehmendem Verdrusse behandelt, somit vielleicht das vorhandene oder vermeinte Gutartige durch Bösartiges vergiftet. So kommt es denn, daß die ganze Entwicklungszeit eine fortwährende Enttäuschung mit immer neuer Verfälschung des Urtheils, und also die Erziehung ein verkehrtes und verdrußvolles Geschäfte wird. Das alles sollte und würde anders seyn, wenn die Eltern alsobald ihr Kind mit dem richtigen Blick ansähen. Dieser aber kommt nur aus jener Quelle, welche die Gottes- und Selbsterkenntniß dem Gemüthe einflößt; und darum mußten wir für die wahrhaft zu verbessernde Erziehung als nothwendige Bedingung christliche Eltern verlangen.

2. Das Kind beginnt seinen Lebenslauf, und die Eltern wünschen ihm den längsten, möchten auch das von Gott erbitten, daß sie es in blühender Jugend heranwachsen sähen. Denken sie aber auch wirklich daran, daß es älter werden soll? daß es nicht immer Kind bleibt? Gewöhnlich scheint das den wenigsten so recht in den Sinn zu kommen. Denn sonst wollten sie nicht das herumlaufende Kleine noch fortwährend als das behandeln, welches sie auf den Armen trugen, sonst würde die Mutter nicht den Knaben noch her-

zen, und der Vater an seiner Hand festhalten wollen, wie früher in der Kinderstube. Man kann sagen: die meisten Eltern verwöhnen sich an das Kind, darum können sie es nicht ertragen, daß es aufhört Kind zu seyn; das Verschwinden des Kindlichen erzeugt in ihnen einen geheimen Verdruß, der sich in ihrem ganzen Benehmen gegen ihre heranwachsenden Söhne und Töchter zu zeigen pflegt. Soweit eine Vergleichung des Menschen mit dem Thiere erlaubt ist, so findet sich von solcher allmäligen Entfremdung ein Abbild in der Art, wie sich die Alten ihrem Jungen in dem Grade entziehen, wie es heranwächst, bis sie endlich dasselbe, an dem sie ihre ganze Lust hatten und für das sie ihr Leben ließen, von sich stoßen, und vielleicht bis auf den Tod befeinden. Der Mensch aber soll auch hierin über dem Thiere stehen, seine Kindesliebe, unendlich mehr als jene Storgie des Naturtriebes, soll sich als elterliche Treue durch das ganze Leben hin bewähren, die Periode der Erziehung aber zu einer glücklichen Zeit machen, worin er sich der Vernunftentwicklung des Kindes und seiner Annäherung zur Selbstständigkeit von Tage zu Tage mehr erfreut. Soll dieses nun recht möglich seyn, so müssen die Eltern das Ideal ihres Kindes vor Augen haben, zu welchem dassebe unter ihrer bildenden Hand erwachsen soll, und hiermit auf seine ganze Lebensbestimmung hinausschauen. Eigentlich sollte man in dem Säugling schon den Greis im Geiste sehen. Man sieht bisweilen Wochenkinder, deren frühes Hinwelken in ihren Gesichtszügen einen Greis erblicken läßt; hier aber reden wir von jenem prophetischen Seelenblicke, der sich bei dem gesunden Kinde auf 60 bis 70 Jahre hinauswagt, um so viel möglich seinen Lebensmorgen mit seinem ganzen Lebenstage bis zum späten Abend in reine Harmonie zu stimmen.

Denn auch der einzelne Mensch hat sein Lebensganzes, und die Kinderjahre als von diesem losgerissen zu betrachten, führt in der Erziehung von Anfang an irre. Jener Blick nun bis wenigstens in das Alter der Reife ist nur dann tief

und rein, wenn er von dem Gedanken an die Bestimmung des Kindes, das Ebenbild Gottes in sich aufzustellen, und von dem Glauben an das Reich Gottes, in welchem die Eltern leben, um auch ihre Kinder hereinzuführen, erfüllt und begeistigt wird*). Das aber kann er nur im Christen seyn. So lange es noch daran fehlt, bleibt die Erziehung noch eine schwankende, mitunter auch unfreundliche Thätigkeit, die eben nicht den Segen haben kann, den man sich doch gerne von ihr verspricht. Vernünftiger geht doch der Gärtner mit seinem Bäumchen zu Werke, denn er sieht in seiner Richtung, in seinen hervortreibenden Zweigen u. s. w. auf den künftigen Baum; aber für die Behandlung des Menschenkindes ist noch weit mehr Vernunft nöthig. Sie muß sich über das Gegenwärtige hinaufschwingen, welches so leicht im Sinnlichen festgehalten wird, und sich zu dem Uebersinnlichen der Idee in die Zukunft hinaus erheben.

3. Wir wissen, daß die ersten Eindrücke die wichtigsten sind. Ob sie gleich nicht schöpferisch wirken, und keine Anlagen erzeugen, die nicht da sind, wie auch keine daseyenden vernichten, so rufen sie doch schlummernde Triebe hervor, so daß sie sich als Anlagen gestalten, oder überlassen sie tieferem Schlummer, so daß sie vielleicht nie zum Erwachen kommen. Auch wiederholen uns die Erziehungsregeln, von allen Seiten, daß jedermann dem Kinde mit Freundlichkeit entgegen kommen müsse, um das Gleichartige in ihm zu beleben, und daß nur liebevolle Behandlung die Liebe in ihm entzünde, die in jeder Kindesseele als der göttliche Funke nur auf den belebenden Hauch wartet. Und wir erfahren häufig genug, wie traurig die Wirkungen auf die Kinder sind, wenn man ihnen mit bösem Gesicht begegnet, wohl gar sie anfährt, oder sie nicht mit dem furchtbaren Anblick zorniger Geberde verschont; Eindrücke, die oft in das ganze Leben Bitterkeit und Menschenhaß einträufeln. Wird denn

---

*) Erziehungsl. S. 25 ff. 331. 421 ff. 483 ff. 572 ff. u. a. a. O. Nachtr. 1ter B. S. 179 ff. auch an einigen Orten im 2ten B.

aber diese psychologische Wahrheit beherzigt? Sehe man die Wärterinnen, ja sehe man selbst die Mütter und die Väter, wie sie oft die Seele des Säuglings mit Blicken und Worten schon in ihrem Aufleben unheilbar verwunden und ihnen Tigergrimm eingießen. Einer solchen Seele können die Menschen nie die Liebe einflößen, zu welcher man sie doch verpflichten will, und keine Erziehung wird das eingeflößte Gift, oder auch nur die Menschenscheu ganz austilgen. So lange nun die erste Erziehung des Kindes es nicht mit jenen schlimmen Eindrücken verschont, so bleiben uns fortwährend die Klagen über boshafte Kinder, wenigstens über manche Unart eines lieblosen Gemüths, und alle Bemühungen des Erziehers sind fruchtlos. „Die Kinder kommen zu uns vom Himmel, schreibt bildlich schön eine mütterliche Frau*), mit ihren kleinen Seelen voll Unschuld und Frieden; und so sollte doch der Einfluß der Mutter sich nicht aufs entfernteste den Einfluß der Engel verderben." Allein auch die Mütter sind Menschen, und was kann sie, was kann die Väter und die Andern um das Kind her gegen Leidenschaftlichkeit schützen, als ein sittlich fester Charakter, was kann sie jeden Augenblick in diesem erhalten, was wird ihr ganzes Benehmen gegen das Kind zu einem liebevollen machen, als ein mit Liebe erfülltes Herz, welches in der Nähe des Kindes sich

---

*) The mother's book by Mistress Child. Boston. — Der Verf. verweiset übrigens hier insbesondere auf das, was er in s. Erziehungsl. über die Entstehung und Heilung der Unarten S. 421 ff. gesagt hat, und zugleich auf mehrere Stellen in des Philosophen Kants Pädagogik, z. B. „Man kann wohl mit Wahrheit sagen, daß die Kinder der gemeinen Leute viel mehr verzogen werden, als die Kinder der Vornehmen; denn die gemeinen Leute spielen mit ihren Kleinen wie die Affen." So auch wie er weiter das erste Willfahren bei dem despotischen Willen der Kinder rügt, wo er sagt: „es ist äußerst schwer nachher, dieß wieder gut zu machen, und es wird nie gelingen." Noch wiederholen wir hier ein Wort des Dichters Göthe, das wir schon angeführt haben (Erziehungsl. S. 574.): „Wer Unreines in seiner Jugend aufgefaßt, und es auch nach seiner Art verarbeitet hat, an dem wird es sich rächen."

an heiliger Stätte fühle, wo man nur als Engel erscheinen möchte, und was kann ihnen unter den mannigfachen Reizungen zum Verdruß diese würdige Stimmung bewahren, wenn nicht die durch das Christenthum gebildete und ganz in das Leben eingegangene Gesinnung?

4. Es ist nicht die Unschuld eines Engels, welche uns in dem Kinde erscheint, und so können wir die obigen Ausdrücke, daß es so rein vom Himmel zu uns komme, nur als poetische nehmen. Aber es bedarf der Engel zum Schutze gegen sich selbst, d. i. gegen die hervorstrebende Selbstsucht. Das sind nun freilich nicht die Menschen, von denen es erzogen wird, aber sie sind doch zu dem Geschäfte der Liebe berufen, das ihrer Freundlichkeit auch den Ernst hinzufügt, denn dieser ist es, der jenen Seelenschutz gewährt, so wie die ärztliche und diätetische Fürsorge gegen Leibeskrankheiten wacht, und so wie der Gärtner auch das gesunde Bäumchen mit dem Messer nicht verschont, wo ein üppiges Zweiglein hervorbringt. Eine gewisse Strenge bedarf auch die Kindesseele; sie muß nur aus dem liebenden Herzen verständiger Eltern kommen. Das wissen auch fast alle Eltern, und gleichwohl wird in der Anwendung dieser Strenge am allermeisten gefehlt. Viele unterlassen sie ganz, in der Meinung, daß dazu immer noch Zeit sey, und so wird es zu spät, sie müssen sie verdoppeln, und die Unart läßt sich doch nicht mehr entwurzeln. Andere übertreiben sie, und werden zu Dämonen gegen die Kinder, so daß die Herzen derselben vor ihnen wie vor Schreckbildern zurückbeben; oder sie lassen nur ihren Zorn und Aerger heftig gegen sie aus, oder was oft noch tiefer einschneidet, mit Kälte, oder was eben so schlimm ist, am unrechten Orte, und so verderben sehr häufig die Eltern die Kinderherzen durch eine unvernünftige und lieblose Härte. Noch andere, vielleicht die meisten, verderben sie dadurch, daß sie nicht die rechte Vereinigung zwischen Strenge und Milde zu treffen wissen; sie sind entweder immer im Affect, bald mit ihren Liebkosungen, bald mit ihrem bösen Gesichte, und bringen einen Wechsel von Ebbe und Fluth

in die kleine Seele, welcher mit dieser erwächst, andrer schlimmen Folgen solcher unsittlicher Eindrücke nicht zu gedenken: oder sie lassen eins zu sehr vorherrschen, sey es den Ernst oder sey es die Freundlichkeit, da doch vielmehr eins durch das andere durchblicken muß, wenn es Erziehung seyn soll. Betrachten wir nun bloß diese allgewöhnlichen Fehler in der Erziehung, so müssen wir uns verwundern, daß sie noch so viel leistet, und wir nicht noch mehr Klagen über ihre Unzulänglichkeit vernehmen. Jene Vereinigung erfordert indessen nicht geringe Einsicht oder vielmehr einen reinen Tact, der nur durch Kenntniß des menschlichen Herzens, mit liebender Selbstverläugnung verbunden, erworben wird. Was die Eltern dazu führt, und zugleich sie zu einer gewissenhaften Erforschung treibt, wie und wo sie Milde, wie und wo sie Strenge anzuwenden haben — wisset Ihr ein anderes Mittel als das Christenthum?

5. Die Wartung und Pflege ist das Früheste, was in der Erziehung des Kindes verlangt wird. Daß diese physische auf die moralische und intellectuelle Erziehung, wie man sie dreifach abzutheilen pflegt, einen großen Einfluß habe, genauer betrachtet Eins sey, wird ziemlich allgemein anerkannt, und von jeder Wärterin erfahren. Das Kind wird zu seinem leiblichen Gedeihen aufs beste gepflegt, hiermit aber durch das Aeußere sein Inneres ernährt. Seine Seelenthätigkeiten erwachen in seinen körperlichen, und wirken auch auf dieselben zurück, wie z. B. schon das Wochenkind sich bisweilen gegen das Waschen wehrt. Wenn nun eben in diesem Falle die Mutter nachgiebt, so wird schon die erste Regung des Eigenwillens gepflegt, statt daß ein ungestörtes Fortfahren der Gesundheit auch den Sinn für Reinlichkeit und Folgsamkeit pflegen würde, wie es sich gebührt. Das kann die gebildete Mutter sehr gut einsehen, denn auch die ungebildetste bemerkt das, warum wird es denn so wenig, oft gar nicht ausgeübt? Und wo sich die Mutter durch das Schreien ihres Kindes zwar nicht stören läßt, da wird sie doch öfters selbst gereizt, und sie reizt dann, viel-

leicht ohne es zu wissen, ihr Kind nur heftiger, und impft ihm unvermerkt ein Widerstreben selbst gegen diejenige Behandlung ein, die es unter der mit Freundlichkeit geführten Hand allmälig als angenehm fühlen würde, hiermit ein geheimes Widerstreben gegen die erziehende Hand überhaupt. Wenn das Kind daliegt, so sieht es nach etwas hin, schon in seinen ersten Lebenstagen, und wenn es herumgetragen wird, so merkt es gerne auf dieses und jenes: das wäre die beste Veranlassung auch seine Aufmersamkeit alsobald zu beschäftigen, während man für seine gesunde Lage und Bewegung sorgt. Aber wie selten geschieht das? Statt dessen thut man alles Mögliche, um die Blicke des Kindes unstet zu machen, und die Seele an Zerstreutheit zu gewöhnen. Wir beobachten dieses Verfahren mit den Kleinen unter den gebildeten Eltern wie unter den ungebildeten, und schon hieraus können wir uns eine Menge von Unarten erklären, deren frühe Spuren nachmals nie völlig ausgetilgt werden. Auch noch von der Seite wird in der physischen Pflege vieles für die geistige vernachlässigt und verdorben, daß man auf sie allein in den ersten Lebensjahren alle Sorgfalt verwendet, als bestehe in ihr allein die Erziehung während dieser Zeit, ob man gleichwohl weiß, wie grade in dieser frühesten Jugendperiode das Gemüth in seiner wollenden und denkenden Thätigkeit begründet wird. Dafür begründen sie in dem Kinde selbst eine Sorgfalt für seinen Körper als für sein höchstes Gut. Es würde nicht zu begreifen seyn, warum die Eltern bei dieser pädagogischen Aufklärung, die durch so viele Schriften alltäglich verbreitet wird, so wenig darauf achten, da sich ihnen doch grade die angenehmste Seite der Erziehung hierin darbietet, wenn nicht aus der sinnlichen Denkart der Mütter und der Väter. Würden sie nur Selbstverläugnung genug besitzen, um sich ganz in die Seele ihres Kindes einzuleben, und dann auch den rechten Sinn haben für das Geistige der Seele, das sich in dem gesunden Leibe entwickeln soll, so würden sie mit ganz anderer Freude und Hinsicht ihr Kind warten und pflegen.

Es waren allerdings Fortschritte, die seit Locke in der physischen Erziehung der Kinder statt gefunden, und z. B. auch dahin geführt, daß man das Wickeln und Wiegen, die Fallhüte und Gängelbänder u. dergl. abgeschafft*). Aber warum geht man denn hierin zurück, und sieht wieder Kinder mit schönen Fallhüten gekrönt, an Laufbändern schwebend, u. s. w. wie vor hundert Jahren? — Vielleicht aus derselben Triebfeder, aus welcher die Leute das Abschaffen nachmachten; es ist der Wechsel der Mode, und diesem giebt sich die Eitelkeit der Eltern lieber hin als der Vernunft. Wahrlich, es müßte da eine höhere Triebfeder wirksam seyn, wenn die Eltern die vernünftigen Grundsätze in der physischen Behandlung ihrer Kinder befolgen sollen.

6. „Die drei ersten Lebensjahre sind die wichtigsten in der Erziehung;" das sagen die Alten und die Neuen**) und das läßt sich alltäglich bemerken. Gleichwohl herrscht noch das Vorurtheil, das gradezu diesem Grundsatze zuwider wirkt, daß man die Erziehung erst später anfangen müsse, weil doch die Kinder in den ersten Jahren noch nichts verstehen, und man am besten ihrer Entwicklung freien Lauf lasse. Ein offenbares Vorurtheil ist das aber, denn es kommt von völliger Unkunde sowohl der Entwicklung als der Erziehung her. Was nach jenen ersten Lebensjahren in dem Kinde erscheint, ist das Erzeugniß der früheren Eindrücke, und was dann erst geschehen soll, ist vorher schon entweder vorbereitet oder verdorben. Die Kräfte, die Anlagen, die Gewöhnungen haben sich bis dahin schon so gestaltet, auch zum Theile befestiget, daß die Nachhülfe keine Abhülfe seyn kann, so wenig

*) Man hat es auch hierin wohl übertrieben, woraus dann immer eine übertriebene Entgegensetzung zu erfolgen pflegt, und so kommt es wohl, daß in der neuesten Zeit dergleichen Dinge wieder empfohlen werden. Wir müssen das für manche Fälle zugeben, aber nur als Ausnahmen, gewiß nicht als Regel. — Das Weitere sagt der Verf. Erziehungsl. S. 334 ff. 348 ff. 487 ff. — So ist es auch mit den Säugammen.

**) Gesch. d. Erz. 1. S. 401. Erziehungsl. S. 567. u. a. a. O.

wie die Verkrüppelungen des Bäumchens sich wieder in den schönen freien Wuchs schmiegen. Daher kommt es denn, daß die nachmalige Erziehung, mit der man nun erst meint einschreiten zu müssen, meist in Kranken-Operationen besteht; eine Quälerei für die Erzieher und Zöglinge, wo verrenkte Glieder eingerichtet, verdorbene Säfte gereinigt werden müssen, und die Natur immer wieder in ihrer reinen Entwicklung Eingriffe erleidet. An das Gesetz der Stetigkeit kann sich die Pädagogik nicht genug halten. Eben dieses Gesetz sagt uns aber auch, daß jene drei ersten Lebensjahre nicht etwas Abgeschnittenes sind, so daß die Erziehung in dieser Periode in ihrer Hauptthätigkeit fertig geworden, da vielmehr, wie bis zu dem hellen Selbstbewußtseyn hin, so in dessen immer hellerem Hervorscheinen, ein ununterbrochenes Erwachsen statt findet, mit welchem täglich Neues zum Vorschein kommt, und täglich Altes verschwindet. Damit nun stets das Bessere aus dem Vorhandenen hervorblühe, und nichts verschwinde, was zur bleibenden Blüte gehört, so hat der Erzieher fortwährend dieselbe Sorgfalt auf das drei- und mehrjährige Kind zu verwenden, wie auf das zweijährige. Er wird aber nur dann seiner Einwirkung die rechte Stärke und Richtung zu geben wissen, wenn er von Anfang an das rechte Ziel vor Augen hat, und in seinem Zöglinge mit jedem Tage mehr die Idee seiner Lebensbestimmung erkennt. Wir müssen zwar gewisse Entwicklungspuncte, analog den Gewächsen, als ein Anhalten der Natur bezeichnen, die etwas Neues vorzeigen, wie z. B. das Erscheinen der Zähne, und so auch das Ich, welches das zwei- bis dreijährige Kind ausspricht, aber wir wissen, daß das, was uns da erscheint, doch verhüllt schon da war, und so denn in sich Weiteres verhüllt, das in einer späteren Periode zum Vorschein kommt. Daher ist zwar auf solche Abschnitte eine eigene Aufmerksamkeit und Sorgfalt zu verwenden, aber es ist das ebenwohl nur die Fortsetzung der erziehenden Thätigkeit, welche ihre Blicke schon auf das wirft, was sie kommen sieht.

Da sich bis zu diesem Alter die Anlagen sammt dem ganzen Gemüth so weit entwickelt haben, daß ein geübter Blick sie ziemlich bestimmt erkennen kann, so ist es auch nothwendig, daß sich die Erziehung sorgfältig hiernach zu richten hat. Je weniger dieses geschieht, um so weniger können alle die allgemeinen Erziehungsregeln helfen. Aber jene Kenntniß kommt uns nur durch die vorherige genaue Beobachtung des Kindes, wozu vornehmlich in der frühesten Zeit das Mutterauge erleuchtet ist, wenn das Mutterherz von der falschen Liebe gereinigt ist*); und wozu die Natur selbst mit eigenen Freuden auffordert. Denn welche Blumen sind schöner, als die natürlichen Aeußerungen des in dem Kinde erwachenden Geistes? sie zu bemerken ist auch für die Eltern belohnend**), weil sie daraus ersehen, was sie der Kindesseele einzuflößen haben, damit sie nur schöne Blüten hervortreibe. Grade hierin kündigen sich mehrere Anlagen an, die aber erst dann als Anlagen bestimmt erscheinen, wenn sie die pflegende Hand ernährt und hierdurch gleichsam hervorzieht, und so ist es auch mit den gutartigen Richtungen. Aber es kündigen sich hierin auch bösartige oder überwiegende Triebe an, denen man da noch zu guter Stunde widerstehen kann. Ueberhaupt ist diese früheste Periode vorzugsweise die Saatzeit für das Gemüth, wie aber das Einsäen am besten geschehe, das ist eine noch nicht erforschte Tiefe in der Kunde von der Kindesseele***). Eine noth-

*) Die Angaben hierzu giebt des Verf. Erziehungsl. an mehreren Orten, z. B. 155 ff. 180 ff. 222 — 238. 371. Unterrichtsl. S. 148.

**) Mehrere Schriften, auch von Frauen, haben auf die Mutterfreude aufmerksam gemacht, welche in der Beobachtung dieser Aeußerungen, wahrhafter Poesieen, besteht; auch hat der Verf. noch besonders in s. Grundsätze der Töchtererz. (2te Aufl. S. 86.) daran erinnert.

***) In den Nachträgen, 2tem B. S. 251 ff., hat der Verf. aus einem der neuesten anthropol. Werke, Schubert, Geschichte

wendige Bedingung für die Theorie wie für die Praxis ist jene Kenntniß des menschlichen Herzens, welche nur durch das Christenthum kommt, das denn zugleich den Tact der liebenden Einwirkung auf die Kindesseele lehrt. Die Eindrücke mit ihren Nach- und Gegenwirkungen wären nach einem tiefliegenden Gesetze, bis zu welchem noch keine Psychologie reicht, nach den mathematischen Formeln des Unendlichen zu berechnen; und so muß die Pädagogik sich bescheiden, daß sie hierin noch weit zurück ist, und nur nach und nach tiefer eindringen kann, aber darum auch einen Fehler nach dem andern begeht, wenn nicht die Tiefblicke eines reinen Sinnes von Mutter und Vater mehr und mehr das Rechte treffen, und ihre höhere Pietät sie in jedem Momente das Rechte thun läßt. Da sehen wir recht entschieden die Unvollkommenheit aller unserer Erziehung, auch der besten. Denn jener Frühmorgen ist ja die wichtigste Saatzeit. Was irgend Tadelnswerthes bis selbst an das späte Lebensende vorkommt, das ist auch zugleich eine Anklage gegen die Versehen in jener frühesten Zeit. Aber wo wären die Eltern, deren Verstand und Kunst gar nichts versehen hätte? und wo wäre ein Versehen so gering, daß es nicht unberechenbar schlimme Folgen hinterließe? Gesetzt aber auch, der Schutzengel des Kindes selbst leitete alle Eindrücke in seine Seele, so stünden doch nicht die Weltumgebungen, von welchen sie ausgehen, in seiner Gewalt, und da müßte er doch, wie die Mutter, mit seinem Gebete Gott anrufen, von dessen Vorsehung am Ende alles abhängt. Dann aber ist auch die erwachende Willensfreiheit des Menschen in Anschlag zu bringen, und wer vermag diesen unmeßbaren Factor zu bestimmen? So nun steht es mit der Erziehungswissenschaft! Sie reicht, gleich der Naturwissenschaft und ärztlichen Praxis, bis an ihre jedesmaligen Gränzen, die sich

---

der Seele, welches die reichsten und tiefsten Blicke enthält, pädagogische Winke hierzu gegeben.

jedoch fortwährend erweitern, und es muß immer der practische Blick, die Eingebung der Kunst hinzukommen. Unser Wissen bleibt hierin stets Stückwerk, und das so sehr, daß schon öfters die Meinung hoch herauftauchte, es möge wohl am besten seyn, bei dem Kinde alles, wie die Einen sagen dem Zufalle, die Andern der Vorsehung, zu überlassen, denn was man recht gut zu machen vermeine, könne grade die schlimmsten Folgen haben, und es sey doch am Ende alle diese Erziehungskunst nur Pfuscherei. Diese Meinung hat sich durch Rousseau's Empfehlung der „negativen" Erziehung (welche indessen in seinem Emile eine sehr positive, eine wahre Verkünstelung ist) um so mehr Beifall erworben, weil sie für die Eltern bequem ist, und sogar alle ihre Verwahrlosung des Kindes rechtfertigt.

Nein, so will es nicht das Christenthum. Es läßt uns bekennen, daß wir noch weit entfernt sind, unsere Kinder vollkommen zu erziehen, weil wir selbst noch von der Vollkommenheit entfernt sind, es stärkt uns aber in dem Streben nach derselben für uns und unsere Kinder, es läßt uns den göttlichen Beruf fühlen, als die unmittelbaren Organe der Vorsehung alles zu ersinnen und anzuwenden, wodurch unsere erziehende Thätigkeit gelingen möge, und es flößt uns hierzu Geist, Tact und Hoffnung ein. Haben wir so an unserer Seite alles gethan — aber wer kann sich dessen rühmen? — so vertrauen wir auf den, der das Gedeihen giebt, und übergeben das Kind in allem, was wir nicht vermögen, seiner Vaterhand. — So erkennen wir auch aus diesem tieferen Grunde die Einheit der wahren Erziehung mit dem Christenthum. Das zeigt sich schon in jener ersten Periode, und in ihr findet nur erst die Einführung in das Leben statt.

Alle die Regeln, welche unsere Erziehungsschriften geben, und deren auch die vollständigsten noch lange nicht genug gegeben haben, denn jede einzelne wird immer wieder durch weitere bedingt, bringen wenig Heil, können sogar viel verderben, werden aber auch gewöhnlich nicht befolgt. Nur in jener Einheit erhalten sie ihren Werth. Daher kann auch

kein Pädagoge für irgend einen Fall Rath geben, viel weniger noch als ein Arzt, wenn jenes Ganze fehlt; wo aber eine Mutter den rechten Verstand dafür im Herzen trägt, da weiß man zu rathen, z. B. ob und wie ein Kind zu strafen sey. Wir nehmen folgenden Fall an. Eine Mutter fragt, wie sie sich bei ihrem etwa zweijährigen Mädchen zu verhalten habe, das ein stilles, gutes Kind ist, aber an Schwäche im Kopf leidet, seine gute Partie Eigensinn hat, und, wenn es ihm nicht gleich nach seinem Willen geht, lange hin verdrossen ist, dann nach allem schlägt, was man ihm zur Begütigung darbietet, selbst nach dem, was es vorher verlangt hatte. Diese Reizbarkeit kommt allerdings von einer anhaltenden Krankheit des Kindes, während welcher dasselbe seine Plagen, die ihm die Geschwüre verursachten, mit Engelsgeduld ertragen, und in schmerzensfreien Momenten fröhlich und guter Dinge war: aber jetzt zeigt dieses Kind große Unarten, und die Mutter weiß nicht, wie sie es zweckmäßig bestrafen soll. Denn die Kleine fühlt wohl, wo sie Verweise verdient hat, welche ihr die Mutter mit ernster Miene giebt, z. B. bei Verunreinigung, aber in jenem Falle halfen sie nichts. Was würdet Ihr nun dieser Mutter anrathen? Sie ist eine der seltneren Mütter, die ihre Kinder schon in ihrer frühesten Entwicklung beobachten, und jede Spur verfolgen, um die schlimmen Eindrücke zu entkräften, u. s. w., auch beurtheilt sie durchaus mit christlichem, festem Gemüthe ihre Kinder und behandelt sie hiernach. Da läßt sich nun leicht hinsagen: „nur nicht diesem Mädchen seinen Willen gethan!" Wie aber, wenn es da nur noch stärker gereizt würde, wie es dort wirklich der Fall ist? Da muß man doch auch die rechte Art treffen, wie der Wille zu brechen sey, und diese läßt sich nur aus der ganzen Individualität des Kindes abnehmen, und erfordert tausend kleine Einflüsse heute und morgen und sofort. Aber auch damit ist es nicht genug, denn auf das Gute, das sich doch so entschieden in diesem Mädchen gezeigt hat, müssen die Einflüsse eingehen, und ist die Mutter so glücklich, dieses Gute

durch Gleichartiges zu ernähren und hervorzuheben, so hat sie schon den Sieg über jenes Böse des Eigensinnes und Murrsinnes mehr als halb errungen. Das müssen wir ihrem christlichen Tact anheimstellen. Ferner muß überhaupt die Mädchennatur, insbesondere aber die Kränklichkeit des Kindes in Betracht gezogen werden, namentlich seine Denkschwäche, und hierbei nicht nur die Reizbarkeit der Nerven, sondern auch das Uebergewicht eines Willens, der mehr von diesen widrigen Reizen, als von dem Verstande bestimmt wird. Die physisch-psychischen Heilmittel reichen hierzu nicht aus, es müssen die moralischen, und zwar aus ihrem Lebensgrunde hinzukommen; die Willenskraft muß durch Kräftigung des Verstandes, dieser aber durch Besserung des Willens, beides also vereinigt durch das fromme Gefühl, gestärkt werden; wenn z. B. die Mutter mit dem Kinde betet wegen seiner Unarten, sobald es stille geworden, wozu ebenfalls nur ihr reines Gefühl die rechte Minute finden kann. Im Augenblicke jener Ausbrüche würden wir indessen auf keinen Fall zu einer Begütigung rathen, vielleicht eher zum Schlagen auf seine schlagenden Händchen, ohne weiteres Moralisiren, auf jeden Fall aber zum festen Versagen, wobei die Mutter, ohne sich weiter um das Kind zu kümmern, es ganz seinem Verdrusse überläßt, damit es ihn in sich selbst und nicht etwa durch fortgesetzte Aufregung gegen Andere auskämpfe. — Wer aber kann das alles sicherer treffen, als eine verständige, fromme, festgesinnte Mutter? und wer kann ihr dabei besser rathen, als der ihr mit Liebe zur Seite stehende und von gleichen Grundsätzen geleitete Vater? Uebrigens ist den Eltern im vorliegenden Falle ein Trost der Art zu geben, wie ihn der Arzt in manchen chronischen Uebeln der Kinder giebt, daß sich jene Unarten mit der Zeit verlieren, so wie das Kind an Gesundheit und Verstand zunimmt, aber wie sich von selbst versteht, unter der sorgfältig erziehenden Hand. Dieser Trost findet besonders bei der Reizbarkeit, die vom Zahnen kommt, in den ersten Lebensjahren statt, und so noch unter manchen andern Umständen.

Wenn aber die Mütter sich so beruhigen, daß sie nicht auf alles, was dagegen zu thun sey, denken, so vernichten sie sich diesen Trost.

B. Das Alter zwischen 3 und 7 Jahren.

Wie ein Tag in den andern hinüberfließt, so auch eine Lebensperiode in die andere, doch aber ist es in der Seele nicht wie draußen in der Natur, wo die Jahreszeiten sich merklicher abgränzen, sondern Saat und Ernte dauern in ihr gleichzeitig fort, oder vielmehr ist die Ernte nichts anders als eine Saat, und so an jedem Tage. Die ersten drei Lebensjahre tragen schon das vierte in sich, und mit diesem alle weiteren. Die Erziehung soll alles in dem guten Gedeihen erhalten, damit in jeder Stunde der Wachsthum aufs beste fortgehe, und nichts anders einfließe, als wodurch sich die Anlagen in der rechten Richtung entwickeln. Ist nun diese früher verkümmert oder schief geworden, so wird sich das Bäumchen nicht mehr in den graden Wuchs so leicht bringen lassen. Das Verwahrlosete wird in der Seele nie wieder völlig gut gemacht, denn so wie kein Eindruck spurlos bleibt, so konnte auch die Lücke, wo der edle Same ausgeblieben, nichts Gutes hervorbringen; dagegen ist auch bei dem erwünschtesten Erfolge bis dahin manches neue Uebel zu fürchten. Ueber die junge Saat ziehen Wetterwolken; und auch bei unbewölktem Himmel droht ihr noch mancherlei Unheil. Während dieser Periode ist also eine dreifache Rücksicht in der erziehenden Thätigkeit nöthig, das Gutmachen dessen, was vorher versehen worden, die gegenwärtige Entwicklung, und die Aussaat für die zukünftige.

1. Was vorher versehen worden. Ueberall hören wir Klagen über die Unarten der Kinder, und wo man ein Knäbchen oder Mädchen um sich hat, wird man oft genug erinnert, daß doch wohl die Ruthe noch nöthig sey. Das ist denn die Zeit, wo die Kleinen nicht mehr so erfreuen,

vielmehr öfters den Aerger aufregen. Vorher nämlich waren sie mehr zur lieblichen Unterhaltung geeignet, und dieser gab man sie hin, ohne die Fehler zu bemerken, die jetzt nun aus ihrer Hülle hervorbrechen, und einen desto widrigeren Eindruck machen, je weniger sie in ihrem Entstehen beachtet worden. Denn da ist es nicht bloß der Contrast, sondern auch der geheime Vorwurf, was den Verdruß hervorbringt, womit die Eltern von dieser Zeit an die Kinder zu behandeln pflegen. Dadurch werden denn diese am wenigsten gebessert, vielmehr zurückgestoßen, und das fühlen die armen Kleinen wie ein Hinausstoßen aus ihrem Paradiese der elterlichen Liebe. Innige Naturen empfinden das tiefer, und entfremden sich mit Schmerz von der Mutter oder dem Vater, schließen sich vielleicht liebend an andere Personen an, oder werden verschlossen, verstockt, boshaft. Weichherzige Kinder werden in solchem Schmerze wohl grade das nicht, aber ein trüber Sinn überzieht dann leicht ihre Seele, und sie geben sich an Tändeleien, selbst an Hausthiere hin, statt in den Herzen der Menschen ihr kindliches Leben und den Zug nach Oben zu fühlen, dessen sie grade doch so sehr bedürfen. Lebhafte Kinder machen sich weniger aus diesem Zurückgestoßenwerden, denn sie ergreifen gar bald etwas anders, werden leichtsinnig oder auch zornsüchtig, schlagen selbst gegen ihre Eltern aus, deren Schuld es doch ist, daß sie nicht mehr mit Liebe an sie sich halten. Grade solche Knaben erhalten durch solche Behandlung zu künftigen Ausschweifungen gleichsam eine Vorbestimmung; denn jener Schutzengel in der Stunde der Verführung, die Erinnerung an liebe Eltern, ist gar nicht für sie da. Energische Naturen kümmern sich weniger darum, dafür aber verlieren sie ganz das Vertrauen auf die elterliche Leitung, deren sie vornehmlich bedürften; solche sind es, die leicht Wildlinge werden, in tolle Unternehmungen gerathen, und zunächst den Eltern durch Ungehorsam und Widerspenstigkeit zu schaffen machen. Warum aber bedachten diese nicht, welcher Natur auch ihre Kinder seyn mochten, die heilige Lehre: „Reizet sie nicht

zum Zorn, sondern ziehet sie auf in der Furcht und Hinweisung zum Herrn," wo jedes Wort einen tiefen Sinn hat.

Was nun zur Heilung der schon vorhandenen Unarten geschehen könne, ist hier nicht weiter anzugeben*), weil wir nur auf jene Grundfehler in der ersten Erziehung aufmerksam machen wollten. Denn werden sie nicht vermieden, so ist die meiste Mühe und Arbeit vergeblich, und dabei ist des Zürnens und Zankens und Züchtigens im Hause kein Ende. Somit bleibt also die Erziehung, auch bei aller Sorgfalt in dieser zweiten Periode, höchst unvollkommen. Dennoch hat sie die Aufgabe, daß sie gut mache, was irgend gut zu machen ist, und das auf die beste Weise. Das Erste hierzu ist, daß die Eltern sich nicht von ihren Kindern entfremden, sondern vielmehr den inneren, sollen wir ihn einen magnetischen, oder besser den heiligen Zug der Liebe nennen? — durch jene Verbindung des Ernstes mit der Freundlichkeit verstärken. Da sehen wir aber fast überall Fehler über Fehler. Dort läßt man es an der Strenge fehlen, hier an der Milde; dort ist der Vater heftig und hart, wird nur gefürchtet, und zeigt sich fast nur mit der drohenden oder strafenden Miene; dort läßt er die Knaben ihr wildes Wesen treiben, lobt ihre kräftige Natur, oder läßt sie spielen und müssig gehen, wie es ihnen beliebt, oder er fragt vielleicht gar nicht nach ihnen. Die Mutter verhätschelt das Söhnchen, vereitelt das Töchterchen, verheimlicht dem Vater dieses und jenes, wo sie sein Aufbrausen, seine Strenge fürchtet, oder ihn schonen will; eine andere zieht das eine Kind vor, drückt das andere zurück, behandelt sie nach Gunst und Ungunst, nach Laune u. s. w. Und schon das zerstört alle erziehende Thätigkeit in ihrem Grunde, daß die Eltern nicht übereinstimmen; das bemerken die Kinder sehr bald,

---

*) Darum hat der Verf. in s. Erziehungsl. der Entstehung und Heilung der Unarten rc., also der pädagog. Medicin, einen eignen Abschn. gewidmet. S. 421 ff. wie auch in den Nachtr. im 1ten B. Abh. I.

und wissen es nur zu sehr zu benutzen. Was helfen nun da alle Heilmittel, wenn immer neues Gift eingeflößt wird? Die erste Bedingung also, wenn diese Mittel wirken sollen, ist, daß die Eltern die Herzen der Kinder an den ihrigen festhalten, die ihrigen selbst vereinigen, und in völliger Eintracht ihre Kinder behandeln. Grade dieses Alter zwischen dem vierten und achten Lebensjahre ist es, wo den Kindern der häusliche Friede, die mütterliche Wärme, die väterliche Leitung am meisten Noth thut, sonst setzen sich die Unarten, auch die sonst verschwinden würden, nur um so fester und verschmelzen mit neuen. Aber, wie kann man hoffen, daß jene Hauptbedingung erfüllt werde, so lange die Väter und Mütter nicht das sind, was sie seyn sollen, das sie eigentlich nur durch das Christenthum werden können? Denn besitzen sie auch die besten Grundsätze, und lassen sie es auch nicht an verständiger und einverstandener Anwendung derselben fehlen, so fehlt doch jener Blick in das Innerste des Kindes, und jene Kraft der höheren Liebe, wodurch der Erfolg der Erwartung noch ganz anders würde entsprochen haben.

Noch manche andere Bedingungen müßten eintreten, wenn die moralische Heilkunde in dieser Periode glücklich seyn soll. Wie viel kommt z. B. auf die andern Hausgenossen und auf die Gespielen an! Denke man ein naschhaftes Kind, oder ein zum Lügen geneigtes, oder ein neckisches, ein tückisches, ein träges — oder welche Unarten es sonst haben mag, so vermögen die Eltern allein wenig, wenn ihm die umgebenden Personen vielleicht sogar dabei behülflich sind, oder wenn sie ihm auf falsche Weise entgegentreten. Gleichwohl darf man das Kind nicht von der Gesellschaft abschließen, weil das theils naturwidrig wäre, theils auch andere Uebel erzeugt, und die Gelegenheit zur Entwicklung der Liebe abschneidet. Hier ist also wiederum der Fall, wo wir die Unzulänglichkeit unserer Erziehungskunst alltäglich erfahren, welche also um so mehr die Wachsamkeit und Anziehungskraft der Eltern in Anspruch nehmen muß, aber

auch die Gesundheit der Mütter und Väter, an der es leider nicht selten fehlt.

Wir redeten bisher nur von Austilgung der schlimmen Eindrücke und Folgen, aber eben so wichtig ist doch auch in dem Rückblick auf die vorhergehende Periode die Forterhaltung und Verstärkung des Guten; und auch hierin wird von den meisten Eltern gefehlt. Denn entweder überlassen sie das seinem eignen Gange, welches ganz recht wäre, wenn das Gute nicht beständig in seinem Kampfe gegen böse Eindrücke müßte gestärkt, und überhaupt gehegt und gepflegt werden; oder sie verstehen nicht das Wahre von dem Scheine zu unterscheiden, und preißen manches als gut an ihrem Kinde an, das vielmehr ein verlarvtes Krankheitsübel ist; doppelt schlimm, wenn sie dem Kinde selbst ihr Wohlgefallen daran beweisen, aber nicht minder schlimm, wenn sie das wahrhaft Gute in dem kindlichen Herzen verkennen; das Veilchen will zwar in seiner Verborgenheit blühen, aber nicht zertreten seyn.

Die Mütter haben es in dieser Periode leichter mit den Mädchen als mit den Knaben; denn sie kennen das weibliche Wesen, und sind von Natur aufmerksamer auf seine Schwächen oder Schleichwege, der männliche Charakter wird aber in seiner ersten Entwicklung meist von ihnen unrichtig beurtheilt. Sie sehen an ihrem kleinen Knaben Manches gerne, was ihnen Sorgen machen würde, wenn sie ihn durchschauten, und Manches dagegen ist ihnen unangenehm, das sie ihm nachsehen sollten. Hierzu kommt nun noch in unserer Zeit ihre Nervenschwäche, oder sonst ein Uebelbefinden, und so wird ihnen die Gegenwart der lärmenden Bürschchen lästig, oder sie verlangen Rücksichten von denselben, die noch gar nicht in ihrer Natur liegen. Deßhalb müssen sie schon bei dem dreijährigen Knaben mehr auf die Hülfe und Leitung des Vaters rechnen, und bei diesem Alter ist es noch schwerer, der Mutter Rath zu geben, als in der früheren Zeit. Wenn sie uns z. B. fragt, was sie bei ihrem 3 bis 4jährigen Knaben zu thun habe, der ihr durch seinen Eigen-

willen und Ungehorsam Sorge macht, so ist zwar die Regel leicht hingesagt, sie solle ihm nur nicht nachgeben, sondern fest bei ihrem Willen stehen, ohne sich im mindesten auf ein Capituliren einzulassen. Aber wie das zu machen, wenn nun der Knabe heftig andringt, wenn er tobt? Soll sie ihn schlagen, einsperren, oder gar nicht auf ihn achten? Die Mutter klagt weiter, daß er bei ihr in dem Zimmer gefährliche Dinge treibe, die sie ihm doch nicht zulassen könne, daß er auch bisweilen sein kleines Geschwister auf boshafte Weise necke, obgleich er bitterlich weint, wenn er ihm glaubt einen Schaden zugefügt zu haben, ja dann vielleicht außer sich kommt, und sich nicht zufrieden geben kann. Wie also ihn da noch bestrafen? Wenn er sich nun so unbesonnen benimmt, daß sie ihn nicht ohne Aufsicht lassen kann, die doch nicht immer möglich ist? Wenn er sich auch nicht lange für sich beschäftigen mag, das Bilderbuch bald wieder wegwirft, u. dgl. mehr — was soll die arme Mutter thun? Und wenn nun auch jene Erfahrungen, an die sie ihn erinnert, nicht vom Necken abhalten? Allerdings rathen wir der Mutter, daß sie mit Festigkeit und Ruhe dem Knaben Ernst zeige, vielleicht auch ihn schlage oder einsperre, das wir aber ihrem Tact anheim geben; indessen ist es damit noch nicht genug. Der Vater muß dabei zu Hülfe kommen, und das Ansehen der Mutter erheben, sie selbst muß in ihrem Benehmen sich gleich bleiben, damit sie dem Knaben in diesem einzelnen Falle nur den Eindruck von gestern und ehedem fortsetze, und sie muß sich zu einer andern Stunde, wo er sich ruhig zu ihr hält, an sein Herz wenden, um das theilnehmende Gefühl in ihm zu verstärken, welches durch Erzählungen u. dgl., vornehmlich auch wenn sie Morgens und Abends mit ihm betet, am besten geschehen kann. Ueberhaupt ist ihr ein erwünschter Erfolg zu versprechen, wenn sie in solcher Behandlung fortfährt, weil doch das Ganze eigentlich bleibend einwirkt, und wenn alles in der Umgebung damit zusammenstimmt. Bedenken wir nun, wie selten diese Bedingungen eintreten, so müssen wir uns wundern,

daß in diesem und in den alltäglich vorkommenden Fällen, die Mütter noch so viel ausrichten, als doch die Erfahrung lehrt. Gottes Führung muß das Beste dabei thun, um das gut zu machen, was die Erziehung vernachlässigt hat, die, wie sie nun einmal noch jetzt ist, ihrer allopathischen oder homöopathischen Heilkunst sich wenig rühmen darf.

2. Auch die Entwicklung des Kindes während dieser Periode verlangt ihre gedeihliche Pflege, abgesehen von dem, was bis dahin erwachsen ist. Man könnte einen Hauskalender für jedes Jahr der Kinder aussinnen, wie man für die Monate und Tage Gartenkalender hat, wenn sich das Seelenleben so nach Naturgesetzen fügte, daß man nur die Regeln wie bei Blumen und Bäumen zu beobachten hätte. Indessen giebt es doch auch hier gewisse Gesetze der physisch-psychischen Entwicklung, deren Befolgung grade für diese Jahre sehr wichtig ist, und den Eltern nicht genug an das Herz gelegt werden kann, weil man sie gewöhnlich eben nicht befolgt sieht. Viele nämlich fehlen darin, daß sie zu wenig dabei thun, andere und wohl die meisten darin, daß sie dem Guten zu viel thun.

Zu wenig geschieht bei den Kindern dieses Alters dort in der physischen, dort in der ethisch-psychischen, dort in der geistigen Bildung, theils indem man nicht bedenkt, daß jetzt grade die rechte Zeit der Gewöhnung sey, theils indem man nur auf Eins Sorgfalt verwendet, z. B. auf den Leib, während man die Seele verwildern läßt; bisweilen auch umgekehrt. Eine wunderliche Moral, die nichts von Gewöhnung wissen wollte, hat zwar ihre Zeit überlebt, aber sie wirkt noch unter älteren Leuten unter den Gebildeten nach, und für alle Eltern ist es sehr bequem, den Knaben frei gehen zu lassen, ohne sich um seine bösen oder guten Angewöhnungen zu bekümmern. Allenfalls wird er gezankt, wenn der Vater eine Ungeschliffenheit an ihm bemerkt, oder von der Mutter angehalten, wie er sich im Gehen, Stehen, Waschen, Essen, Sprechen, Arbeiten u. s. w. verhalten solle: allein das betrifft meist nur Einzelnes und Aeußeres, besteht

auch nur in gelegenheitlichen Erinnerungen, und geht höchst selten aus einem festgehaltnen Plane hervor. Die Mädchen sind hierin glücklicher, weil ihre und ihrer Mütter Natur schon an sich mehr an die Sitte festhält; nur sind sie nicht immer so glücklich, zu reinen Sitten gewöhnt zu werden. Gleichwohl ist auch bei dem männlichen Geschlechte die gute Gewohnheit für das ganze Leben wohlthätiger, als man denkt, und wenn man scherzweise den Menschen ein Gewohnheitsthier genannt hat, so mag man mit mehr Recht im Ernste die guten und schlechten Züge in seinem Charakter schon in jenem Alter aufsuchen, wo sie durch Gewöhnung entstanden. Was wir oben über die Macht der Sitte vernahmen, das läßt sich auf die Macht des Angewöhnens während dieser Lebensperiode anwenden*). Es gilt auch für die Tugenden. Reinlichkeit, Aufmerksamkeit, Wohlwollen, Gehorsam, Fleiß, Frohsinn u. s. w. alle diese Tugenden sind zuerst Gewohnheiten, die der junge Mensch dem elterlichen Hause verdankt, und dann werden sie zu Tugenden erhoben, wie sich der Geist zur Billigung und freien Fortbildung derselben erhebt. Kinder, welchen sie nicht angewöhnt sind, werden sie späterhin nur schwer erringen, wenn sie noch das Glück haben; denn während das Gute nicht einheimisch wird, nimmt an seiner Stelle das Schlechte diesen Wohnsitz ein. Wer hat dann deß die Schuld? Und so müssen wir auch hierin die mangelhafte Erziehung beklagen.

Zu wenig geschieht während dieser Periode auch dadurch, daß man nur von einer Seite das Nöthige thut, und das, was für die andern Seiten ebenso wichtig wäre, und auch jenem erst seinen Werth gäbe, vernachlässigt. Die sogenannte physische Erziehung verlangt in eben dieser Periode eine fortgesetzte Aufmerksamkeit und gute Gewöhnung. Da ist es

---

*) In der ersten Abth. S. 44 ff. 53 f. 97. auch an einigen O. in der 2ten Abth. Die Lehre von der Gewöhnung der Kinder als einem Hauptheile der Erziehung, findet sich Erziehungsl. S. 41. 371. 380 ff. 393 f. u. Unterrichtsl. S. 95.

nun schon lobenswerth, wenn die Eltern an die einfache Lebensweise, körperliche Uebung, und naturgemäße Abhärtung gewöhnen, auch das Mädchen nach seiner Art; möchten sie die Kinder nur weniger verweichlichen, als man es leider an der Jugend unserer Zeit bemerkt! Dabei sollten sie auch bedenken, daß ihr Kind auch einen Geist hat, dem der Leib nur dienen soll, und daß sie nicht den Diener über den Herrn setzen. Wenn sie meinen, daß nur erst der Diener stark genug werden müsse, damit seiner Zeit der Geist ihn wohl bereitet vorfinde, so machen sie sich ein lächerliches Phantasiegebilde von einem „seiner Zeit" (wann?) einziehenden Geiste, und haben sich ganz aus der menschlichen Natur heraus verloren, welches denn eine betrübte Erziehung giebt. Dafür meinen es Andere besser zu treffen, wenn sie sich an die Seele wenden, sey es nun um sie mehr durch das Gefühl, oder mehr durch den Verstand zu bilden. Sie werden durch den augenblicklichen Erfolg auf diesem Wege immer eifriger, und indem sie so das Herz und den Geist ihres Kindes bilden, glauben sie Alles gethan zu haben. Das Beste haben sie wohl gethan, aber Alles? Gewiß nicht, wenn sie die Gesundheit des Kindes darüber zurücksetzen, oder auch die intellectuellen Kräfte zum Nachtheile der moralischen hervorheben, wie auch nicht minder, wenn sie den Verstand unter einem Uebergewicht des Gefühls herabsinken lassen. Denn jede dieser Einseitigkeiten stört nicht nur die Harmonie der Gesammtbildung, sondern auch die rechte Gestaltung der einzelnen hervorgehobenen Kraft*).

Und wie Vieles ließe sich noch sagen, wo in der gewöhnlichen Erziehung zu wenig geschieht! Wir wollten hier nur im Allgemeinen daran erinnern. Aber nicht minder wird auch durch ein Zuvielthun gefehlt. Man will erziehen und immer nur erziehen, und gefällt sich in dieser Geschäf-

---

*) Da sich grade hierin die meisten Erziehungsthätigkeiten bewegen, so muß der Verf. auf seine ausführliche Darlegung derselben verweisen in s. Erziehungsl. bes. S. 339. 380 ff. 530 — 536.

tigkeit, man hört, lieset, spricht von Erziehung, faßt Grundsätze, greift bald zu diesem, bald zu jenem, geht wieder davon ab, befolgt einen neuen Plan, und welches oft eben nicht besser ist, hält steif an dem alten — und was bewirkt man durch alles dieses Treiben? Wenns hoch kommt ein Machwerk. So ist es am Ende nicht ein Erziehen, sondern ein Verziehen zu nennen, was grade in dieser Periode, von welcher wir hier reden, im elterlichen Hause vorkommt. Läßt man der Natur nicht Zeit zu ihrer Entwicklung, treibt man sie weiter vor, oder greift man in sie ein, so stört man die Kraft in ihrer festen und reinen Gestaltung. Dazu wird man in jenem Alter so leicht verleitet, wo bei den Kindern die ersten Geistes- und Herzensblüten erscheinen, und die Eltern immer nur mehrere sehen wollen, oder die Zeit nicht abwarten können. Dagegen giebt es Väter, mitunter auch Mütter, welche lieber ihre Gefühle oder Gedanken dem Knaben in die Seele geben wollen, weil sie an den von selbst erwachsenden keinen Gefallen haben, und die also durch Frembartiges das Natürliche verdrängen. Das giebt denn wohl einen Schein von Bildung, aber das Gemüth des Kindes wird unwahr gemacht, und gradt das Beste wird nicht ins Leben gerufen. Eben jene Periode im Kindesalter ist es, wo der Erzieher am meisten darauf aus zu seyn pflegt, den jungen Menschen nach seinem Ebenbilde zu erziehen, wenn er nicht etwa den ehedem philosophisch oder theologisch beliebten Grundsatz noch hegt, Alle in Eine Form abzudrücken, statt daß er grade in dieser Periode das Urbild des Zöglings erblicken könnte und sollte, um es zu diesem und in demselben zum Ebenbilde Gottes zu erziehen*). Dann würde er aber die Blütenknospe nicht mit seiner Hand eröffnen, sondern sie von ihrer inwohnenden Kraft und dem Lichtrufe von oben sich entfalten lassen. In der religiösen Er-

---

*) Auch dieses hat der Verf. in s. Erziehungsl. an mehreren O. gezeigt, und in den Vorbegriffen S. 44 ff. wie auch 331. den Begriff der Bildung entwickelt.

ziehung dieses Alters ist das so äußerst wichtig, und grade hierin verderben die falschen Ansichten so viel. Wie selten sind doch die wahren Bildner! Aber sie suchen ja nicht die rechte Weihe, welche die Väter und Mütter so leicht erlangen könnten, wenn sie sie suchten. — So wie in den niederen Ständen gewöhnlich zu wenig für die Kinder in diesem Alter geschieht, so thut man in den höheren meist zu viel, und es ist schwer zu entscheiden, welches das größere Uebel sey: aber es giebt eine Einfalt des Gemüths, welche den rechten Mittelweg trifft, und demjenigen zu Theil wird, der das Eine, was Noth ist, besitzt.

Weil nun die thätigen Erzieher gemeiniglich in diese Fehler gerathen, so ist hauptsächlich durch sie die gute Sache der Erziehung selbst in Miscredit gekommen. Dazu haben denn auch die pädagogischen Schriften das Ihrige beigetragen, wenn sie mit einem Regelwerke auftreten, oder gar eine ganz neue Kunst ankündigen. Weder eine speculative noch eine empirische Pädagogik kann einen andern Weg zeigen, als den schon längst bekannten, aber wenig betretenen, welcher die einzelnen Vorschriften für das, was in diesem Kindesalter zu thun ist, nur nach dem Geiste benutzt, der die ganze Thätigkeit leiten muß; und dieser Geist ist hauptsächlich während dieser Periode den Eltern zu wünschen.

Denn diese Kinderjahre sind die schönen Tage des beginnenden Frühlings, wo überall Keime und Knospen schlummern, und nur auf den Ruf des Himmels warten, um hervorzubrechen. Hält sie ungünstige Witterung zurück, so verkümmern manche, andere gehen ganz zu Grunde. Das ist noch weit mehr bei den Anlagen des Kindes der Fall, als man mit Augen sieht, sie wollen in jener Zeit ins Leben gerufen seyn. Wird z. B. das fromme Gefühl nicht erweckt, so erstirbt es leicht im Keime; wird der Verstand nicht entwickelt, so verdumpft die Denkthätigkeit schon im Anfang; wird die Körperkraft nicht geübt, so erschlafft und erlahmt sie; wird nicht der Gehorsam und der Fleiß angewöhnt, so bleiben alle Tugenden, so bleibt der ganze Bildungstrieb

zurück, und wird nicht das alles in Harmonie gesetzt, so entsteht eine nur einseitige Bildung, wo nicht gar eine gestörte, eine Entstellung. Was hilft es auch, daß vorher die Anlagen so weit erweckt worden, wenn man sie dann nicht in ihrer weiteren Entwicklung unterhält? was hilft das Aufknospen der Blüte, wenn Frost kommt und sie erfriert? Ach, so erfrieren oft die schönsten Blüten der ersten Kindheit in der zweiten! Deßhalb ist auch in jenen Jahren schon mit dem eigentlichen Lernen der Anfang zu machen, nämlich mit dem elementarischen, welches mehr formal bildet. Denn wird dieser Grundunterricht methodisch ertheilt*), so erweckt und übt er alle Kräfte harmonisch, und sichert also das gute Gedeihen. Eben so wird dieses auch dadurch gesichert, daß die Eltern ihre Kinder nicht bloß in ihrem engen Kreise halten, sondern sie auch mit ihres Gleichen sich herumtreiben, und allmälig auch unter andere Menschen kommen lassen; denn auf diese Weise werden sie vielseitiger und kräftiger entwickelt, und der Bestimmung zur Geselligkeit gemäß. — In allem diesem bleibt für die heutige Erziehung vieles zu wünschen übrig.

3. Schon hieraus ergiebt sich, wie viel man während dieser Periode der folgenden schuldig bleibt. Es ist bekannt, daß mit dem Zähnewechsel und den übrigen Veränderungen, womit das erste Jahrsiebent in der Regel endigt, auch sonst Neues hervorbricht, und das nicht bloß im Physischen. Wenn nun in dieser Krise das Kind nicht gehörig behandelt wird, so erzeugen sich manche krankhafte Zustände, zunächst für den Körper, wobei jedoch auch die Seele mehr oder weniger mit zu leiden hat. So ist es, wenn diese Entwicklungsperiode von dem Arzte nicht genug verstanden, oder von dem Lehrer nicht genug geschont wird. Eine Ueberspan-

*) Darum ist die Unterrichtslehre zugleich ein wesentlicher Theil der Erziehungslehre, und wird in der neueren Zeit auch so behandelt, wie der Verf. die seinige ausgeführt hat, und so besonders den Abschn. von dem Grundunterricht S. 83.

nung der Geisteskräfte führt gewöhnlich zu einem siechen Leben, bisweilen zum frühen Tode, und hat auch der Natur nach eine Erschlaffung der Geistesthätigkeit zur Folge. Doch darf auf der andern Seite auch dem Knaben und Mädchen nicht zu viel nachgegeben werden, sonst gewöhnt es sich daran, und geräth in die oft für das ganze Leben so nachtheilige Schwäche sich selbst zu viel nachzugeben, da doch vielmehr der Wille für die Pflicht der Stärkung bedarf. Wie wenig das bedacht wird, liegt am Tage, aber wie schwer ist da das Rechte zu treffen! Auch hierzu reichen die Regeln nicht aus, und müssen die Herzensblicke der Erzieher das Beste thun. Sie müssen das Kind durchschauen, seine Kräfte genau kennen, und das, was die natürliche Schwäche und Reizbarkeit jetzt mit sich bringt, von dem zu scheiden wissen, was der Willenskraft mangelt. Wir wüßten in solchen Fällen nie zu rathen, wenn wir nicht das Kind länger her beobachtet hätten, und doch ist die Mutter und der Vater nur allein fähig, tiefer in die Natur ihres Kindes einzudringen. Wenn irgend, so ist es hier, wo nur der durch fromme Liebe geleitete Blick das Rechte erfinden kann. Gleichwohl ist das während dieser Periode durchaus nöthig, wenn die Erziehung auch in der folgenden gelingen soll.

Abgesehen von diesem vorübergehenden krankhaften Zustande, der sich mit dem Wechsel des Gefieders bei den Vögeln vergleichen läßt, und manches Analoge auch sonst in der Natur hat, das uns Winke für die Behandlung geben kann, ist auch in der gesunden Entwicklung immer an das zu denken, was aus dem Kinde ferner werden soll, und was die jetzige Saatzeit verlangt. Man muß das der bisherigen Erziehung zugestehen, daß sie allerdings darauf Rücksicht nimmt, ob aber nicht oft zu viel? Zu viel nämlich da, wo man die Gegenwart der Zukunft zum Opfer bringt. Das Kind soll man nicht um seinen Lebensmorgen betrügen, indem man das jedesmalige Heute in den folgenden Tag verlegt, das Kind anstrengt im Anfange der Woche für das Ende, und seine Vergnügungszeit ihm weiter hinaussetzt.

Dieses hat den Nachtheil, daß die Kinder mit ihrer Phantasie nur noch mehr in der Zukunft zu leben sich gewöhnen, wozu sie ohnehin geneigt sind, und darüber der Gegenwart nie recht froh werden, welches doch selbst für ihr Lernen besser wäre, überhaupt auch für ihr ganzes Gedeihen. So kommt es, daß sie theils nach Zerstreuung schmachten, theils Trübsinn in sich aufnehmen, theils ihrem Charakter einen unfreundlichen Ernst aufdringen. Das giebt dann eine Gemüthsart, die gar nicht in der Naturart lag, sondern durch eine falsche Erziehung eingeimpft worden, wie sich in dem Leben mancher Menschen gar wohl bemerken läßt, und nur zu wenig von den Biographen verstanden wird. Daß unsere Erziehungsthätigkeit hierin vieles verschuldet, brauchen wir nicht weiter zu erinnern.

Dagegen wird aber im gemeinen Leben auch wieder zu wenig bedacht, was die jetzt vielleicht gedeihliche Behandlung des Kindes weiter nach sich ziehen werde. Nicht selten giebt eine allzu nahrhafte Diät, vielleicht gar mit reizenden Gewürzen verbunden, dem Kinde ein blühendes Aussehen, worauf dann späterhin ein Hinwelken erfolgt. So ist es mit aller der feineren Verhätschelung in der Gesundheitspflege. Die jetzt in Mänteln einhergehenden Knäblein lassen keine Männer hoffen, die Wind und Wetter und Zugluft u. dgl. nicht zu scheuen brauchen; und man darf nur mit der Verweichlichung des weiblichen Geschlechts so fortfahren, um die Klagen über die Nervenschwäche desselben und die Unfähigkeit für die Mutterpflichten auf die künftige Generation noch vermehrt zu vererben. Man kann nicht ernstlich genug gegen die mancherlei Verwöhnungen in dieser Periode warnen, besonders gegen die so entsittlichende, daß sich die Kinder nichts versagen können. Ein in dem ersten Jahrsiebent naturgemäß abgehärtetes Kind wird es als Greis noch seinen Eltern danken. Darin hat also ebenfalls die jetzige Erziehung ihre großen Mängel, die man nicht einmal dafür hält. Sie ließen sich weiter im Sittlichen, besonders im Religiösen, wie überhaupt in der ganzen Geistesbildung nachweisen, aber es sey hier mit diesen

Winken genug*). Denn sie reichen genugsam hin, um daran zu erinnern, daß der Erzieher die ganze Lebensidee seines Zöglings in sich tragen muß, um schon in jener frühen Periode die Gegenwart wie mit der Vergangenheit so mit der Zukunft zu der Darstellung dieser Idee zu vereinigen, um zu wissen, was heute zu thun sey für morgen, oder was besser morgen erst geschehe, und um überhaupt nichts in der Saat zu versäumen, in der Blüte zu verderben. Das alles konnte unsere bisherige Erziehung nicht leisten, weil sie zu wenig von dem Geiste ausging, der die rechten Grundsätze treffen lehrt.

C. Fehler der Erziehung in dem Alter zwischen dem 7ten und 14ten Jahre.

Das zweite Jahrsiebent hat eine zweite Kindheit eröffnet, die aber schon zur Entwicklung der Mannbarkeit hinüberspielt. War das erste ein Alter der kindlich spielenden Kraft, so ist die jetzige die Zeit, wo dieses Spiel einen ernsteren Charakter annimmt. Denn der Knabe will jetzt schon etwas werden und seyn, er hat sich fühlen gelernt, und möchte sich gerne frei machen; sein Bildungstrieb sehnt sich nach einer gewissen Selbstheit. Wenn gleich, wie wir uns oben daran erinnerten, keine Periode so scharf abzugränzen ist, daß nicht ein unmerklicher Uebergang von einer in die andere statt fände, so ist doch grade zwischen diesen beiden Jahrsiebenten eine schärfere Scheidelinie sichtbar. Sowohl diese Abgränzung als jener Uebergang muß in der Erziehung berücksichtigt werden. Geschieht nicht das erstere, so behandelt man das Kind in gleicher Weise wie vorher, hält ihm noch dasselbe zu gut, was man jener Kindheit zu gut halten muß, verlangt dagegen nicht von ihm, was man von dem verlangen muß, das die Kinderschuhe ausgezogen hat,

*) Die Erziehungsl. des Verf. ist hierauf weiter eingegangen S. 366 ff. 393 ff. 521 — 536.

straft es noch ebenso, spielt noch ebenso mit ihm, denkt nicht an seine höheren Forderungen 2c., und so erbittert man es oft, oder schlägt es nieder, oder läßt seine Kräfte einschlafen, und nähret nicht den neuen Wachsthumstrieb, bis vielleicht einige Jahre hingegangen sind, wo der heranwachsende junge Mensch strenger daran erinnert wird, daß er kein Kind mehr ist; und so wird viel durch diese Nichtunterscheidung der beiden Perioden verdorben. Nicht minder wird verdorben, wenn man nicht genug darauf achtet, wie eine auf die andere übergeht, um das Gute fest zu halten, das hinüberfließen soll zur stetigen Fortbildung, das Schlimme aber nicht hereinzulassen, d. h. gegen das Bleibende zu wachen, und das Abfallende nicht zu begünstigen. Denn wie der Zähnewechsel, so auch manches andere Körperliche: es geht Altes weg und kommt Neues; dasselbe zeigt sich auch im Geistigen. Krankhafte Uebel z. B. der Knochen verlieren sich da nicht selten, andere z. B. Nervenschwäche, kommen neu oder verstärkt zum Vorschein; bisherige Unarten vergehen von selbst, andere entstehen; die Denkkraft, die vorher schlummerte, erwacht oft zur Freude der Eltern, oder gewährte sie vorher schöne Hoffnungen, so tritt jetzt wohl eine scheinbare Dummheit ein; das Gedächtniß wird hier stärker, dort schwächer; die lieblichen Blüten der Kindheit sind dahin, dafür nimmt die Phantasie bei manchem eine ernstere Richtung, und die kindliche Naivetät wird nunmehr schon durch kleine Reflexionen zernichtet. Wer sich nun nicht auf diesen Entwicklungsgang versteht, der weiß ihn auch nicht zu leiten, das doch so schwer nicht wäre. Durch solche Unkunde unterbleibt denn das, worauf die Natur nur wartete, um ihre neuen Blüten aufs Beste zu entfalten, und um ihre Verdorbenheiten auszuscheiden. Sind aber nicht alle diese Mängel der Nichtbeachtung allgewöhnlich? Wie viel verschuldet auch hierin unsere heutige Erziehung!

Sie sollte vielmehr mit dem zweiten Jahrsiebent **1)** ihre Aufmerksamkeit auf das, **was im vorhergehenden geworden**, verdoppeln. So lange der Erzieher nicht weiß,

wie die gegenwärtigen Unarten aus den vorhergehenden erwuchsen, so kann er sie auch nicht heilen, so wenig als der Arzt Kinderkrankheiten in diesem Alter heilen wird, bevor er ihre Anfänge erkundet, ob sie vielleicht verlarvte Drüsenübel sind, oder ob sie in der Schwäche während der Entwicklung, oder in dem stärkeren Wachsthum ihren Grund haben. Auch Unarten verlarven sich, und ihre Heilung wird jetzt schwieriger. Bei den moralischen Krankheiten läßt sich ohnehin nicht so ein Recept schreiben wie bei den physischen, denn sie hängen von einer Unendlichkeit der Einflüsse ab, die nur zu einem kleinen Theil gewöhnlich in unserer Gewalt stehen. Noch seltner denken die Eltern daran, daß die neuen Unarten, die ihnen jetzt Noth machen, wenn sie über die Ungeberdigkeit in diesen sogenannten Flegeljahren ihrer Kinder, oder über ihren Ungehorsam, über ihren Mangel an Gefühl u. dgl. klagen, oft nur ein Umschlagen der früher vorhandnen sind. Auch sind sie vielleicht meistens nichts anders als eine Art Metastase des verirrten Bildungstriebes, der in einer falschen Richtung ausbricht, und wo sich dann die bösartige Materie auf die edleren Theile wirft. Das wäre doch vor allem zu erforschen, wenn man heilen will. Aber wer denkt daran? und wie planlos wird gewöhnlich die Heilung unternommen! gewöhnlich nur nach augenblicklichen Anregungen mit Palliativmitteln!

Ganz besonders sollte man den Naturgang vor Augen haben, den uns eine tiefere Anthropologie auffschließt; wir meinen zunächst das Gesetz der Reaction. Grade in der Periode, wo der Knabe nicht mehr Kind seyn will, entzieht er sich gerne der leitenden Hand, mag weniger auf das gebietende Wort hören, handelt lieber nach seinem Sinne als nach der gegebenen Vorschrift, kurz, er sehnt sich im Stillen nach Emancipation. Da erzeugen sich dann jene Unarten des Ungehorsams, der Rechthaberei, des geheimen Widerspruchs oft bis zu den gröbsten Ausbrüchen. Das Mädchen kommt zwar seltner zu solchen Ausbrüchen, aber es verhärtet sich desto mehr im Innern, und setzt seinen Kopf auf, um

im Stillen nur seinem Sinne zu folgen. Gleichwohl würde dieses Unwesen etwas ganz anders geworden seyn, hätte es der Erzieher nicht dahin ausschlagen lassen, sondern in dem Bildungstriebe das Reine bemerkt, woraus es ursprünglich entstanden, und alsogleich von dem Selbstsüchtigen befreit, welches sich daran gehängt, und hätte er es dann alsobald in die gute Richtung eingelenkt. O, wie viel könnten die Erzieher hierin leisten, wenn sie darüber nachdächten! Und wie selten kommt ihnen dieser Theil einer höheren Erziehung auch nur in den Sinn!*)

Man sollte schon durch das Naturgesetz der Schwankung oder Wellenbewegung daran erinnert werden, daß in dieser zweiten Periode ein gewisses Steigen oder Fallen dessen eintreten muß, worin die Kraft in der vorhergehenden niedriger oder höher stand. Ferner findet doch wohl auch das Gesetz der Polarisirung so gut wie bei den Farben und Tönen statt, die sich gegenseitig hervorrufen, und welches sich in gewissen Gegenwirkungen kund giebt. Warum verliert der Knabe oder das Mädchen z. B. oft auf einmal seine Lust an dem, was ihm bis dahin unendlich lieb war? und warum wird es ihm oft sogar zuwider? Es läßt sich bisweilen bemerken, wie der 7jährige Knabe nicht mehr das seyn will, was er früher war, und also in eine Reaction gegen sein eignes Selbst tritt. Das führt weiter auch auf seine Zuneigung oder Abneigung gegen Personen, auf sein Herzensverhältniß zu den Eltern, und erklärt vielleicht die Erscheinung, daß manchmal der Knabe, der so innig der Mutter zugethan war, ihr jetzt durch seine Kälte wahres Herzeleid macht. Da ist wenigstens noch viel für den Pädagogen zu beobachten und tiefer zu erforschen, als seine Bücher ihn lehren, wenn er anders ein ächter Erzieher wer-

*) Die Entstehung und Heilung der Unarten hat in des Verf. **Erziehungsl.** S. 421 ff. ihren eignen Abschn., welcher in den **Nachträgen** rc. im 1ten B. einige weitere Winke erhalten hat.

den will. Wie weit ist aber unsere Theorie und Praxis noch davon entfernt!

So lange wir nun den Entwicklungsgang in dieser Periode in seinem Verhältnisse zum vorhergehenden nicht einsehen, fahren wir auch auf dem Wege, den wir jetzt zu suchen haben, noch im Nebel herum, und kommen öfter in die Irre als auf den rechten Weg. Noch wäre viel davon zu sagen, wie die geistige Fortbildung und somit der Lehrplan nur dann richtig für das Individuum getroffen wird, wenn wir auf die bisherige Art, Richtung und Stärke seiner Entwicklung zurückschauen. Wir müßten verzweifeln an unserm ganzen Erziehungswesen, wenn wir bloß diese Mangelhaftigkeit ins Auge faßten, und nicht zugleich den Trost hätten, daß auch hier ein Weg jedem treuen Herzen offen steht; es ist die Selbstverläugnung des Erziehers, die Reinheit des Sinnes und die Gewissenhaftigkeit in jener Erforschung; es ist die durch Frömmigkeit dahin geleitete Urtheilskraft, daß sie das Kind erkenne, und die rechten Maaßregeln hiernach auffinde. War nun in jener Periode der Blick auf diese gerichtet und bereitete die Bildung vor, so wird es bis dahin ein Ganzes der Erziehung.

2. Diese Zeit hat denn auch ihre Bedürfnisse für die Gegenwart. Jetzt ist es grade die rechte Lernzeit, jede Stunde hat da ihren unendlichen Werth. Der Körper ist in voller Bewegung, und seine Haltung, sein Wuchs, seine Stärke und Gewandheit verlangt da jene Schule, welche die Alten in ihrer Gymnastik gar wohl zu würdigen wußten; ohne sie entsteht jene Plumpheit und Ungeberdigkeit, welche uns an der Jugend auf dem Lande fast überall begegnet. Es ist zugleich die Zeit, wo durch eine gute Lebensordnung der Gesundheit eine feste Grundlage gegeben wird, oder sie durch Unordnung verkümmert; weßhalb auch die geistige Anstrengung und das lange Sitzen der Kinder z. B. in der Schule ermäßigt werden muß. Es ist aber auch die Zeit, wo die Seele schon höheren Eindrücken offen steht, und wo ihr auf das Edle gerichtete Trieb will heraufgezogen und belebt seyn.

Geschieht dieses nicht, so nimmt sie die schlechten Eindrücke auf, und die sinnlichen Lüste und Begierden erwachen an der Stelle, wo gute Gefühle aufblühen würden, wenn die Eltern und Lehrer ihnen entgegen kämen. Auch würde der Verstand sich zu allem Lernen fröhlicher entwickeln, wenn nur die Lehrer das Methodische besser verstünden. Aber grade in dieser Periode werden die häufigsten Fehler begangen, wo sie noch am leichtesten zu vermeiden wären, denn es legt sie da in dem Zöglinge alles klärer vor Augen, und grade für diese Zeit sind die meisten Erziehungsgrundsätze ausgedacht. Es wird wie in dem vorigen Stadium hier durch das Zuwenig, dort durch das Zuviel gefehlt, und durch das eine wie das andere das, was vorher verdorben worden, eben nicht verbessert. Indessen wollen wir noch an einige andere gewöhnliche Fehler erinnern. Sie betreffen das Verhältniß der Eltern zu den Kindern, welches sich in diesen eigentlichen Schuljahren zu ändern pflegt, und wo die meisten Eltern nicht das rechte zu erhalten wissen, indem sie ihre Kinder theils zu sehr von sich entfernen, theils noch immer so wie bisher an sich festhalten. Beides widerspricht dem richtigen Bildungsgange; denn vornehmlich der Knabe soll jetzt mehr zum selbstständigen Denken und Handeln, dabei zum geselligen Leben und zu vielseitiger Erregung, wie auch zur Lust und Liebe an seinen Lehrgegenständen erzogen werden, dabei jedoch sein Gemüth, seine Pietät, seinen kindlichen Gehorsam nicht verlieren. Das Mädchen bleibt von Natur mehr dem elterlichen Hause eigen.

Die Schule nimmt die siebenjährigen Kinder auf; sie gehen hiermit aus der Hand ihrer Väter und Mütter in eine andere Leitung über. Man bemerkt da, wie das kindliche Gemüth nicht ohne Schmerz in die fremde eintritt, wenn sich gleich die Kinder, und das in dem jetzigen Schulwesen weit mehr als ehedem, auf dieses neue Leben freuen. Darum sollten die Eltern ihren Knaben — denn für Mädchen ist auch hierin weniger Verlust der häuslichen Wärme zu befürchten — jenen Schmerz nicht dadurch noch stärker fühlen

lassen, daß sie sich selbst seinem Herzen entfremden, und ihren Einfluß auf ihn vermindern. Der Erfolg davon ist, daß der etwa 8jährige Knabe die Gefühle des 7jährigen oft schon ganz unter seinen Cameraden verloren hat, und so mit jedem Jahre in seinem Gemüthe größeren Verlust erleidet. Hierzu kommt dann nicht selten, daß jene Pietät in einen Gegensatz umschlägt, indem der Schüler nun in den Ton der andern einstimmt, und auch sein Inneres an dieses Gesammtleben hingiebt, welches zwar sein Gutes hat, aber nur wenn es unter einem guten Einfluß steht. Weil sich die Eltern diesen nicht bei ihrem Knaben zu Hause zu erhalten wissen, so begleitet ihn kaum noch etwas davon mit in die Schule; und das ist denn auch die Ursache, warum die Lehrer nicht so auf die Sittlichkeit ihrer Schüler wirken können, als sie gewiß wirken würden, wenn die häusliche Erziehung mitwirkte. Dazu aber müßten die Mütter nicht den Knaben anders des Morgens aus dem Hause entlassen, als früherhin bevor er an seine Beschäftigung gieng, sie müßten seinem Herzen ihren Segen jedesmal mitgeben, und ihn ebenso bei seiner Rückkunft empfangen, aber sie müßten dabei verstehen, seinem Gefühle, das nicht mehr das des Knäbleins ist, zu entsprechen, und es durch ihre Anerkennung seiner sich nur verschieden gestaltenden Wahrheit zu einer höheren Blüte zu entwickeln. Wie segensreich dieser mütterliche Einfluß während der ganzen Schulzeit bis ins Jünglingsalter wirke, bezeugt manches erfreuliche Beispiel. Aber warum sind diese Beispiele so selten? Ach, es fehlt zu sehr an verständig-frommen Müttern! Nicht minder fehlt es aber an verständig-treuen Vätern für ihre Knaben, welche die Schule besuchen. Sie haben eben sowohl Unrecht, wenn sie dem Lehrer alles überlassen, sich oft kaum nach dem Betragen und Lernen der Kinder erkundigen, als wenn sie das Ansehen des Lehrers herabsetzen, und seinen bildenden Einfluß auf irgend eine Weise entkräften. Wohl mag der Fall bisweilen eintreten, daß der Vater Fehler des Lehrers zu verbessern hat, allein es gehört Klugheit dazu, dieses so zu thun, daß er ihm

nichts bei dem Schüler entziehe, was ihm doch immer gebührt. Wenn sich die Väter nur gerne mit ihren Söhnen beschäftigen wollten, so weit ihnen hierzu die Zeit vergönnt ist, so würden Lehrer und Schüler nur dabei gewinnen. — Die Menge der Regeln, die sich hierzu geben lassen, kann übrigens auch hier zu nichts helfen, wenn den Eltern und Lehrern die Weisheit der Anwendung fehlt*).

Wird der Knabe im Hause unterrichtet, so ist wohl das Verhältniß der Eltern gegen ihn und die Lehrer nicht ganz dasselbe, wie das bei dem Schulbesuche, indessen gelten doch auch da dieselben Grundsätze, und derselbe Geist muß die Mitwirkung der Väter und Mütter leiten. Schwer ist es in dieser wie in jener Lage bei der zunehmenden Selbstkraft des jungen Menschen den elterlichen Einfluß nicht abnehmen zu lassen, und auch da ihn fortzuführen, wo das, was er lernt, nur von seinen Lehrern beurtheilt werden kann, allein nothwendig ist und bleibt er doch fortwährend, wenn die Erziehung gelingen soll. Weil es aber so gewöhnlich hieran gebricht, so ist daraus so manches Mislingen auch der weiteren Erziehung in den gebildeteren Ständen zu erklären; denn in der niederen Volksclasse treten hierin weniger Störungen des häuslichen Verhältnisses ein. Dagegen bleiben aber auch in dieser Classe die Kräfte auf einer niedrigen Stufe stehen, und in den einzelnen Fällen, wo der Knabe mit größeren Anlagen (wie es bei einem Jung-Stilling und Andern der Fall war) aus der Familie herauswächst, stechen sie um so greller hervor. Hier freilich ist es die Genialität, welche ihren eignen Weg geht, und den Eltern ist für diesen seltnen Fall keine Vorschrift zu geben, außer daß sie nur den frommen Sinn des Knaben unterhalten, übrigens aber nicht seinen Weg, welcher der Weg der Vorsehung zu seyn pflegt, ihm erschweren sollen. Eben in diesem Alter treten

*) Wir wollen auch nicht wiederholen, was der Verf. in s. B. die Schulen über das Elternrecht, die Lehrer u. s. w. ausgeführt hat, S. 294 ff.

die besondern Anlagen merkbar hervor, und so darf der Knabe, werde er auch nicht grade ein Linné oder ein Lessing, oder ein Beethoven u. s. w., nicht der Schule allein überlassen, und der elterlichen Aufmerksamkeit entzogen seyn.

Der entgegengesetzte Fehler ist, wenn die Väter oder gar die Mütter ihre Söhne noch immer an sich allein festhalten wollen. Bei den Töchtern ist das weniger zu beklagen, weil sie dem häuslichen Leben weniger entfremdet werden sollen, obgleich auch ihnen eine gewisse Vielseitigkeit durch andern Unterricht und Gesellschaft nicht versagt werden darf. Schon der 8jährige Knabe bedarf zu seiner Geistesbildung einer mehrseitigen Erregung als ihm der Unterricht des Vaters in der Regel gewähren kann; wenigstens bedarf er der Lerngenossen. Dieses Bedürfniß nimmt mit jedem Jahre so zu, daß auch die Väter, die andere Knaben gut unterrichten, dieses erfahren, und daß sogar ihre eignen Söhne gegen die fremden in diesem Unterricht zurückzubleiben pflegen. Auch hier erscheint jene natürliche Opposition, nach welcher der Knabe lieber eine fremde Hand als die gewohnte des Vaters ergreift. Er würde also nicht wenig in seiner guten Entwicklung gehemmt oder gar verdrossen werden, wenn sich ihm die bisherige Leitung so zu sagen aufdränge, wo er nach einer andern sich sehnt, die ihm nur aus einem falschen Festhalten an die gewohnte Hand versagt wird. Wo es nicht anders seyn kann, nur da sieht man den Knaben dem väterlichen Unterricht mit Lust und Liebe zugethan. Der Unterricht ist in dieser Periode allerdings eine Hauptsache, aber auch im Uebrigen der Erziehung ist es nachtheilig, wenn die Eltern nur für sich allein den Einfluß auf ihr Kind sich vorbehalten wollen, statt daß sie bedenken sollten, wie dasselbe für die Gesellschaft und das gegenseitige Empfangen und Mittheilen heranwachsen, also mehr und mehr seine Bildung auch durch andere Menschen gewinnen soll. Selbst das knabenhafte Herumtreiben mit den Spielgenossen ist oft weit mehr werth, als die Eingezogenheit in der elterlichen Wärme, woraus die Mutter-

söhnchen doch irgend einmal in die rauhere Atmosphäre herauskommen müssen; und bei dem Knaben, der da noch so fleißig, folgsam und vergnügt in dieser Stille lebt, haben die Eltern meist ihre Freude dahin, denn seine Bildung, die von einer Seite so schön zu gedeihen scheint, ist doch die der Stubenpflanze, und es bleiben da oft die besten Kräfte unentwickelt. Daher sehen es verständige Mütter gerne, wenn schon ihr kleiner Knabe unter gut gearteten seine kleinen Freunde findet. Es gehört die Schärfe des weiblichen Blickes dazu, um seine Gesellschafter zu beobachten, und die Kunst des mütterlichen Herzens, um unvermerkt seine Wahl hierin zu leiten. Aber meist versehen es sie sowohl als die Väter hierin, so wie überhaupt, daß sie den heranwachsenden Knaben nur an ihrem Gängelbande halten wollen, wodurch sie doch gewöhnlich sein Herz desto mehr verlieren. Dadurch entsteht denn sehr viel Unerfreuliches in dem ganzen Erziehungsgeschäfte jener Periode.

Gewiß ist es für die Eltern und Lehrer schwer den Mittelweg zwischen dem Zuviel und dem Zuwenig in der allmäligen Freilassung der Kinder aus ihrer Hand vor dem 15ten Lebensjahre zu treffen, und gleichwohl ist es von der höchsten Wichtigkeit auch schon für die Gegenwart. Denn ohne das wird Geist und Gemüth theils weniger entwickelt, theils in sich selbst entzweit, und durch mancherlei Hemmungen in seinem Wachsthum entstellt.

3. Wie viel ist nun vollends während dieser Periode für die Zukunft zu bedenken! Auch hier geben wir nur Winke, um an die Gebrechen der bisherigen Erziehung zu erinnern. Wenn ein Jüngling dem Laster in die Arme fällt, ja wenn der Mann in späterem Alter ein Trunkenbold oder ein Spieler geworden, so gehe man nur in diese seine Knabenzeit zurück, und man wird da vielleicht schon die Anfänge finden, die, hätte man sie nur gekannt, ausgetilgt werden konnten, und die man in solcher Unkunde wohl gar ernährte. Putzsucht, Unordnung im Hauswesen, Saloperie (zu deutsch Schlamperei), Leichtfertigkeit u. dergl. bei dem weiblichen

Geschlechte in höheren und niederen Ständen entsteht meist schon in dem Mädchen unter 14 Jahren, aber die Mütter sind verblendet. Allerdings entdecken sich die Keime solchen Verderbens in dem Knaben und Mädchen ziemlich sicher, wenn die Eltern nur darauf achten, sich darüber belehren lassen wollten. Damit könnten sie sich viel Kummer ersparen, und viel Noth ihren Kindern und Enkeln. Daß sich die künftigen Verdorbenheiten frühe ankündigen, weiß übrigens schon der gemeine Mann durch seine Sprüchwörter, z. B. „was ein Häkchen werden will, krümmt sich frühe", und zu erkennen, wie sie sich ankündigen, dazu bedarf es nicht einmal eines tiefen Studiums für den Pädagogen. So lange sich nun die Eltern nicht gewissenhaft in diese Kenntniß zu versetzen suchen, tragen sie auch große Schuld an den bemerkten größeren und an nicht wenigen kleineren Uebeln der Zukunft. Die bekannte alte Erzählung von dem, der unter dem Galgen seine, gegen ihn als Schulknaben nachsichtige Mutter bestrafte, sagt es aus, daß man diese Verschuldung an das Gewissen hat legen wollen, warum wird sie aber immer noch so wenig beherzigt*)?

Es giebt aber auch strenge Erzieher, welche aus derselben Unkunde ganz entgegengesetzt dem Zögling wehe thun, indem sie manches als schlimme Vorzeichen ansehen, was vielleicht nur vorübergehende Aeußerungen sind. Sie können dadurch sogar das Uebel hervorbringen, das sie mit Unrecht schon angezeigt fanden, z. B. wenn sie das Spielen der Phantasie, welches Dichtung und Wahrheit nicht unterscheidet, als Lügengeist erklären**).

Auch wäre viel von der Gesundheitspflege zu sagen, welche in diesen Jahren ebenfalls nicht mit genügender Rück-

*) Der Verf. muß hier wiederholt auf das Cap. f. Erziehungsl. von den Störungen und Verbesser. S. 421 ff. verweisen.

**) Wie ein solcher Misgriff das Kind zum Lügner machen kann, zeigt nicht nur der Verf. in f. Erziehungsl. S. 466., sondern auch vor ihm Rousseau u. J. P. Richter in der dort angef. St.

sicht auf die Zukunft beachtet zu werden pflegt. Denn manche physische Uebel in dem Jünglingsalter, ja noch weiter hinaus bis zum Greise, werden grade in diesem nächst vorhergehenden vorbereitet, und andern konnten die Eltern den Zutritt verschließen. Da wir schon bei der vorigen Periode hieran erinnert haben, so verweilen wir jetzt nicht weiter dabei, außer daß wir die Erinnerung an die nöthige Sorgfalt für das körperliche Gedeihen während der geistigen Thätigkeit, an die harmonische, keine Seite niederdrückende Bildung um so nachdrücklicher wiederholen, weil eben dieses Schulalter, und zwar auch bei den Mädchen, die Zeit ist, in welcher die Gesundheit über das Lernwesen öfters zurückgesetzt wird, eine wohl abgemessene Anstrengung der geistigen und körperlichen Kräfte dagegen ein bleibendes Wohlbefinden begründet.

Wir wenden uns zu einem andern Hauptpuncte, der vornehmlich in diese Periode fällt. Es ist die Wahl der Berufsart. Auch hier haben wir fast nur von dem männlichen Geschlechte zu reden, denn das weibliche hat hierin seiner natürlichen Bestimmung nach weniger zu wählen. Der Knabe in der niederen Volksclasse geht gewöhnlich ebenfalls ohne große Auswahl in dem Berufe seines Vaters fort, und das hat, seltene Ausnahmen abgerechnet, wie wir oben bemerkten, auch wenig Bedenken; für die gebildetere Classe tritt dagegen eine Erwägung ein, welche für die Väter in unserer Zeit immer wichtiger wird. Der Sohn soll doch in seine rechte Stelle kommen; er soll in der Weltlage, für welche er erzogen wird, sein Bestehen finden, und er soll zugleich in demjenigen Wirkungskreise auftreten, der seinem inneren Berufe entspricht. Das muß sich vor dem Eintritt in sein Jünglingsalter entscheiden, wenn die Erziehung nicht allzu mangelhaft bleiben soll, er selbst muß es entscheiden, und ebendasselbe muß auch, wenn es gut geht, genau die Wahl seines Vaters seyn. Denn dieser kann seinen Sohn während dieser Periode sehr gut so weit kennen lernen, besonders mit Hülfe guter Lehrer, daß er den Beruf für ihn im Allgemeinen vorausbezeichnen kann, wozu ihn die Vor-

sehung bestimmt hat; er kann dabei auch die Neigung seines Sohnes dahin lenken, daß er eben diese Thätigkeit mit Liebe ergreift, weil sie seinen Kräften entspricht, und das Kraftgefühl Lust und Liebe für seinen Gegenstand einflößt*).

Ob es der Vater versteht? Selten genug sieht man Beweise hiervon. Es sind dabei gewisse Vorsichtsregeln nöthig, die er beobachten muß, wenn er sich nicht selbst seinen Plan verderben will. Vor allem vergesse er nicht jenen in der Natur liegenden Hang zur Reaction, der in dem Knaben mit der Annäherung zur Pubertät zuzunehmen pflegt, und greife daher diesem nicht durch eine Art von Gebieten in dieser Wahl vor; er könnte grade damit die Lust für das, was er selbst als die Lebensbestimmung seines Sohnes erkennt, ganz entfernen, statt daß er durch das Freiheitsgefühl, womit er ihn sich entscheiden läßt, diese Freude daran eben recht hereinruft. Ferner ist zu bedenken, daß ein gewisser Wechsel der Neigungen nach den Altersperioden statt findet, nach welchem der Knabe im zweiten Jahrsiebent vielleicht etwas anders sucht als im ersten, und in dem dritten wieder das verwirft, was er in dem zweiten liebte. Das nun voraus zu sehen, und das Bleibende und Wahre in seinem Innern herauszufinden, dazu gehört ein tief eindringender, und wir müssen hinzusetzen, ein geweiheter Blick. Wodurch ihn der Vater gewinnen kann, und wodurch nur allein, das ist oft bemerkt worden, wir müssen aber doch hier daran erinnern, weil grade das die Quelle von diesen Gebrechen der Erziehung ist, daß sie nicht als eine Wirksamkeit im Reiche Gottes geschieht.

Endlich kommt noch etwas bei dieser Wahl in Betracht, woran wir am wenigsten denken, das indessen doch auf ei-

---

*) Darum hat der Verf. in s. Erziehungs- und Unterrichts-Lehre bei jeder Lebensperiode auf die Zeichen und Vorzeichen hingewiesen; und er muß, auf Erfahrung gegründet, dieses Studium als unerläßlich für den Pädagogen erklären.

nem Naturgesetze beruht. Das allgemeine Gesetz von einem Auf- und Niedersteigen der Kräfte zeigt sich wirklich auch in der Geschichte der Menschheit, und so könnte auch wohl die Kraft, welche in dem Vater schlummerte, erst in dem Sohne aufblühen, oder auch umgekehrt in dem Sohne eine Blüte des Vaters zurücksinken. So wie in einer Nation große Geister, namentlich Dichter, oft nur nach längeren Zwischenzeiten auftauchen, so möchte es auch in Familien seyn, und so hat ja die Geschichte kaum ein Beispiel dafür, daß das Genie erblich sey, oder daß der Sohn in demjenigen sich auszeichne, worin der Vater, wenn gleich das Talent nicht selten forterbt. Dagegen wird manchmal der Sohn der Maler oder Lehrer, der schon in der Seele des Vaters vorhanden war, und nicht selten sind zwischen Mutter und Tochter in der Häuslichkeit u. dergl. die Richtungen verschieden. Daß in dem Enkel gerne Großelterliches wieder erscheint, ist eine alte Beobachtung*). So können die Eltern in ihren Kindern Manches erkennen, dessen sie sich, wenn auch nur von weitem her, in sich selbst bewußt geworden. In der Abwägung der Entscheidung über die Lebensbestimmung des Sohnes ist auch dieses Moment auf die Wagschale zu legen. Daß der Vater, wie überhaupt ohne Vorurtheil über seinen Knaben urtheilen müsse, so insbesondere die nicht seltene Einbildung, als sey in ihm etwas Außerordentliches, das wer weiß welchen großen Mann in ihm erwarten lasse, versteht sich von selbst. Er darf ihn weder überschätzen, noch aus falscher Bescheidenheit niedriger stellen, als ihn seine Anlagen und Fortschritte gestellt haben, er muß ihn vielmehr ganz nach der Wahrheit würdigen, wenn er ihn wahrhaft bilden will. Dazu gehört denn ebenfalls ein christlich gebildeter Sinn.

Das alles fällt hauptsächlich in die Zeit der Schuljahre. Das ist die Zeit, wo die Mängel in der Erziehung von größe-

*) S. Erziehungsl. über das Forterben der Anlagen S. 86 ff.

ren Folgen für das männliche Alter sind, als man es bisher noch zu bedenken pflegt. Am wenigsten wird vielleicht grade an den größten dieser Mängel gedacht. Dieser findet sich in dem unvollkommenen Religionsunterricht. Denn sind auch die frommen Gefühle in der vorigen Periode unterhalten, und ist das sittliche Leben angewöhnt worden, so ist doch dieses nunmehr der weiteren Geistesentwicklung gemäß weiter zu stärken, sonst werden jene Blüten taub und fallen ab. Zwar erwachen sie oft noch zur entscheidenden Stunde im späteren Leben, aber sie bringen nicht die rechten und bleibenden Früchte, weil es ihnen an dem geistigen Grund und Boden fehlt. Das Herz lebt nicht ohne den Kopf. Wenn die religiöse Gesinnung nicht zugleich durch den Verstand befestigt wird, so wird sie selten von langer Dauer seyn. Daher verlangt dieses Alter, worin die Denkthätigkeit ihre Stärke zu gewinnen sucht, daß das Gute, das in dem Gemüthe lebt, auch in den Verstand und Willen eingehe, nämlich durch Erkenntniß und Vorsatz sich befestige. Die Kinder müssen da einen gründlichen Religionsunterricht erhalten, gründlich ist er aber nur dann, wenn die Begriffe genau das erfassen, was früher gefühlt oder geahnt worden, und wenn sie sich auf das fromme Gemüthsleben beziehen. Diese Aufgabe wird nur von solchen Lehrern gelöst, welche selbst von dem Geiste der Religion durchdrungen sind, und kann nur in der christlichen Religion gelöst werden, weil diese allein die des Geistes und Herzens zugleich ist, und dem kindlichen Gemüthe auch des aufgeklärtesten Denkers zusagt. Der Denkglaubige glaubt an sein Denken, d. i. an sich selbst: der glaubige Denker glaubt an den Urquell aller Wahrheit und schöpft immer tiefer aus diesem Lichte. Wird der Unterricht in der Religion nicht in dieser Weise ertheilt, so ist er eher ein Unterricht in allem andern, als der in der Religion. Es hat sich in der That als ein Unheil erwiesen, daß man die Begriffsentwicklung in dem sogenannten Katechisiren für einen Religionsunterricht hielt, und es ist erfreulich, daß man von dieser Verirrung mehr und mehr zu-

rückkommt*). Denn die Religion ist entweder Alles oder Nichts. Sie ist aber dadurch Alles, daß sie das ganze innere Leben des Menschen bestimmt, und hiermit auch sein äußeres durchaus versittlicht: sie ist ein leerer Name, wenn man ihr eine untergeordnete Stelle im Leben anweiset, und so auch im Lernen. Wohl müssen die Lehrstunden in der Religion neben mehreren andern im Lectionsplane stehen, aber damit ist es nicht genug, sondern dem Knaben muß in Allem der Zug zu Gott belebt werden, und erst dann wird aller Unterricht vollkommen und im höchsten Sinne bildend, wenn die Methode gefunden worden, welche diesen Zug nach Oben so verstärkt, daß der Geist dadurch mehr Aufschwung zum Erforschen der Wahrheit in allen Zweigen gewinnt. Gewiß kann in diesem Alter sehr viel hierin geschehen; man denke nur an die Schärfung des gewissenhaften Fleißes, und an die Gewöhnung zur strengen Aufmerksamkeit, zum kindlichen Vertrauen auf den Lehrer, zur folgsamen Erfüllung der Schülerpflichten u. dgl., welches alles aus der christlichen Gesinnung am besten erfolgt.

Wenn der Knabe zum Jüngling heranwächst, fängt er an über das, was er in sein Gemüth aufgenommen hat, nachzudenken, seine Gefühle erscheinen ihm dann oft kindisch, er schämt sich sie zu äußern, er liebt mehr die Reflexion, und sein Herz erkältet nur allzubald, wenn ihm nicht durch die Reflexion selbst das begünstigt wird, was ihm bisher heilig war. Also für diesen Fall bedarf er eines nährenden und erhebenden Unterrichts in dem Christenthum; dann wird er dasselbe mit einer erneuerten Liebe, vielleicht mit Begeisterung in das Jünglingsalter hinübernehmen. Ist nun aber

*) Der Verf. hat schon als angehender Lehrer darüber öffentlich gesprochen, und in s. Katechetik vor vielen Jahren die Grundsätze des Unterrichts im Christenthum entwickelt, und er freut sich jetzt manches zu lesen und zu sehen, was die rechte Verbesserung dieses Unterrichts lehrt. Auch hat er versucht, Lectionsplane in dieser Hinsicht anzugeben; so in den Nachträgen rc. 2tem B. S. 235 ff. u. in s. Lehrbuche der Erz. u. Unterr. Lehre. Methodik §. 27. 82. 103.

sein Herz in der Kindheit leer geblieben, so würde ohne jenen Unterricht vollends sein Gemüth der Religion fremd bleiben; und noch könnte manches auch für sein Gefühl nachgeholt werden, wenn er einen Lehrer von christlicher Weihe findet, wie so manches Beispiel beweiset. Wir glauben kein zu hartes Urtheil über den Religionsunterricht in der vergangenen Zeit zu fällen, wenn wir der ungeistlichen Art, womit derselbe gewöhnlich ertheilt worden, die jetzt allgemein beklagte Irreligiosität zuschreiben. Denn die Gotteskraft versagt sich keinem Gemüthe, dem sie nur auf rechtem Wege zugeleitet wird, und gewiß würde es in den künftigen Geschlechtern besser darin stehen, wenn man eben das Lebenswort, von welchem hier geredet wird, in der religiösen Bildung besser versorgt.

Obgleich auch die Heiligkeit der Pflicht durch eben diesen Unterricht tiefer dem Gewissen eingeprägt wird, so bedarf doch die Gewöhnung an ein sittliches Leben noch besonders der Willenskraft, welche sich durch den Pflichtgedanken stärken soll. Und auch das ist die Aufgabe der Erziehung in dieser Periode. Deßhalb muß der Knabe jetzt auch seine Pflichten gegen seines Gleichen kennen lernen, und seine Tugenden für das Gesammtleben in dieser Gesellschaft hervorrufen lassen*). Man wird den Unterschied zwischen dem Jünglinge, der als Knabe nicht unter die andern gekommen, und dem, der mit ihnen umzugehen gelernt hat, sehr bald und meist zum Nachtheile des ersten bemerken. Ist nun die gute Gesinnung der früheren Jahre in seiner Seele befestigt, so wird er auch seine Gesellen gut wählen, und sich unter ihnen sowohl als unter andern gut verhalten, wenn ihm anders die beobachtende Leitung nicht abgeht. Diese hat vornehmlich dafür zu sorgen, daß diese Gesinnungen unterhalten

*) Ueber das Sittliche, in welches schon dieses Alter eingewiesen werden muß, ist in mehreren Reden der vorigen Abtheilungen gesprochen worden, so auch über das Religiöse; z. B. S. 102. ff. 174 ff. vgl. S. 88 f.

und weiter entwickelt werden; die Pflichtverhältnisse geben dann die Gelegenheit sie auszuüben. Auf diesem Wege wird es auch am sichersten erfolgen, daß der Pflichtgedanke seine Macht gewinnt; denn schon in diesem Alter muß sich der Knabe wie das Mädchen an diese wahre Selbstmacht gewöhnen, wenn seine Herrschaft im Leben begründet werden soll. Nicht das fremde Gebot für sich kann das bewirken, ein erzwungener Gehorsam ist keiner. Es muß in dem Gemüthe des jungen Menschen zugleich als das Gebot leben, das er sich selbst giebt; nur so lernt er mit Wahrheit gehorchen und pflichtgetreu leben. Daher täuschen sich die Eltern mit einem leeren Schein, welche den Gehorsam ihrer Kinder rühmen, der nicht so aus ihrem Inneren entquillt, und der Natur nach bei der ersehnten Freilassung in das Entgegengesetzte umschlägt. Das nämlich liegt in der natürlichen Reaction. Sie macht sich schon in dieser Periode gegen das in der vorhergehenden bemerkbar, was durch eine mehr äußerliche Nöthigung bewirkt worden, aber in dem Jünglingsalter ist sie die gewöhnlichste Erscheinung. Da meint man denn, man müsse nur moralisiren; ja wenn es die guten Lehren ausmachten, so hätte man über keinen Jüngling zu klagen! Das Gleichartige ist es auch hier, worin das Sittliche seine Wahrheit findet. Ist die gute Gewohnheit, z. B. der Fleiß da, so macht sie der Knabe zu seiner Tugend, und erkennt es mit freier Selbstbestimmung als seine Pflicht, sich z. B. in seinem Fleiße, anzuhalten, wenn sie ihm auch schwer würde, oder er ein Vergnügen darüber aufgeben müßte. Die Gewöhnung zur Pflicht wird ihm auf diesem Wege zur andern Natur. Er lernt dann mit Ergebung das ertragen, und mit Freuden sich das versagen, was die Pflicht verlangt. Dazu werde er in dieser Periode eingeübt*). So lange die

*) Der Verf. hat dieses sowohl in seiner Erziehungslehre als in s. Christlichen Ethik gezeigt, welche beiden Wissenschaften hierin zusammentreffen; die erstere behandelt diesen Punct zunächst in den Abschn., die von der Entwicklung der Tugend u. der Bildung zu

Erziehung so wenig an diesen inneren Zusammenhang der Natürlichkeit mit der Sittlichkeit in der Gemüthsentwicklung denkt, darf sie es auch nicht befremden, wenn an dem jungen Menschen alle Ermahnungen in den Wind gesprochen sind, wie man oft die Klage vernimmt. Das Gebieten und Verbieten ist eine leichte Sache, und die meisten Erzieher gefallen sich im Moralisiren; wie wenig ist aber damit ausgerichtet! Wer den Zweck will, muß auch das Mittel wollen, das aber ist hier, nach demselben Gesetz, welches für den erziehenden Unterricht gilt, die Tugend des Führers, der sich selbst entäußert, um sich ganz in die Seele des Zöglings einzulassen, damit dieser frei in sich selbst aus seinem Guten das Bessere erzeuge. Es ist Beschränktheit oder Dünkel, wenn man denkt, man müsse nur dem Knaben ꝛc. tüchtig die Meinung sagen, dann habe man alles gethan, und könne sich losklagen. So ist es nicht, mein Freund; Du kannst Dich nur dann losklagen, wenn Du alles gethan hast, Alles aber hast Du erst dann gethan, wenn Du den Weg zu dem Herzen des Knaben ꝛc. gefunden, und alle Mittel versucht hast, um seinen freien Willensentschluß für seine Besserung hervorzubringen.

So ist es in der menschlichen Natur gegründet, deren Gesetze dem Erzieher den Weg vorzeichnen. Die Erziehungsweise der Griechen hat hierin etwas Musterhaftes*). Sie gewöhnte den Knaben an Gehorsam, so daß der Jüngling schon in jene Selbstbeherrschung eingeführt war, welche die Tugenden seines Alters in sich begriff. Eine verweichlichende Liebe hat besonders in der modernen Erziehung ganz entgegengesetzt gewirkt, da doch grade das Christenthum zur sittlichen Entselbstung vom Frühesten an zu gewöhnen gebietet. Christliche Eltern werden also darauf sinnen, welches die

---

derselben handeln, die letztere in der Lehre von der Tugend (Lehrb. 3te Aufl. S. 258 ff. u. S. 282 ff.), beides in seinem Incidenzpunct, im 2ten B. d. Ethik (Hausb. S. 296 ff. bes. S. 313. 345.).

*) Gesch. d. Erz. I. S. 302—417. indes. der Anhang S. 514.

richtigen, der Individualität ihres Zöglings gemäßen Mittel dazu seyen. Sie werden alles Mögliche hierin thun, gelingt es ihnen nun dann nicht, so müssen sie ihr Kind im Gebete Gott übergeben, der auch da Wege hat, die Herzen zu lenken, wo die menschliche Fürsorge keinen mehr weiß. Denn in allem, was wir zur religiösen und sittlichen Bildung des Menschen thun, müssen wir unser Unvermögen erkennen, wenn nicht die Gnade Gottes das Beste dabei thut.

Die Knaben treiben sich in diesem Alter so herum, so daß uns das durch einander laufende Spiel ihrer Kräfte manche Sorge macht, und insbesondere die Eltern, welche auf Religiosität sehen, öfters an denselben verzweifeln. Indessen soll man nicht so ängstlich seyn. Denn das heilige Leben zieht sich während dieser Periode gerne in das Innerste zurück, und das äußere sprudelt gleichsam, ohne daß doch jenes dadurch leidet. Seiner Zeit, und manchmal in ernsten Augenblicken blickt es dann wieder desto überraschender hervor. Weit mehr ist von der Religiosität des Knaben zu hoffen, der sich ihrer Aeußerung schämt, als von dem, der sich mit seinem frommen Wesen etwas weiß; und der, welcher zur unverständigen Freude seines Führers in religiöse Formen sich fesseln läßt, ist auf dem graden Wege entweder ein Tartüffe oder ein Freigeist zu werden. Denn was nicht Herzenswahrheit ist, geht entweder in bleibende Lüge über, oder ruft, besonders in kräftigen Naturen, eine Gegenwirkung auf, die hier schon öfter bis zum Haß gegen die angelernte Religion ausgeschlagen. Wer den Knaben beobachtet, wird auch die Hauptrichtung seines Treibens bald herausfinden, und hiernach seine Maaßregeln nehmen können, wie er ihn zu seiner Bestimmung leiten, und in ächter Frömmigkeit und reinen Sitten für alle Zukunft befestigen möge*).

---

*) Darum müssen wir auch hier an die Verkehrtheit erinnern, wozu grade die streng frommen Eltern am ersten verleitet werden, daß sie den Knaben in eine religiöse Form einzwängen, welche sich seine Natur nicht lange gefallen läßt, und wodurch ihm nicht selten die Reli-

So viel hat die Erziehung in dieser Periode auf sich. Gleichwohl wird sie in den höheren Ständen oft Erziehern oder vielmehr Lehrern anvertraut, die von pädagogischer Kunde und Weihe noch weit entfernt sind. Wundere man sich also doch nicht über die schlechten Früchte der Erziehung in diesen Ständen. Besser ist es da noch in den niederen, weil da noch mehr die Einfalt der Zucht und Sitte die Jugend vor Verirrungen der Frivolität bewahrt. Dagegen herrscht bei dieser mehr irgend eine rohere Neigung, welche sich dann leicht mit dem Katechismusunterricht abfindet; denn der Mensch hält gerne das für recht, wozu er Lust hat, und wenn ihn nicht eine tief eingehende Belehrung über das sittliche Leben überzeugt hat, so weiß er auch eine schlechte Handlung mit jenen allgemeinen Grundsätzen einer sogenannten Pflichtenlehre in Einklang zu bringen. Wie vieles muß also in diesem Zweige der Erziehung anders werden, soll sie uns eine bessere Garantie hoffen lassen! Und wie viel hängt überhaupt von der Erziehung grade in dieser Periode ab!

Man würde nicht fertig werden, wenn man alle Gebrechen der Erziehung aufzählen wollte, die in jener wichtigen Zeit fast allgemein vorkommen, und nur erst in ihren Folgen vorkommen. Diese Periode kann eher die Mängel der vorhergehenden gut machen, als die folgende die Mängel von dieser, die dem Jünglingsalter vorausgeht. Das Gute wie das Schlimme hat nunmehr seine Wurzeln so tief geschlagen, daß mit dem beendigten zweiten Jahrsiebent die Erziehung als großentheils vollendet angesehen werden kann.

---

gion selbst so zuwider wird, daß die Eltern zu ihrem Jammer grade das Gegentheil von dem erfahren, was sie bezweckten; eine in ehemaliger Zeit nicht seltne Verschuldung von unglückseligen Folgen. Der Verf. hat deßhalb in s. Nachträgen rc. B. I. in einer eignen Abh. die Frage: „Warum ist manchmal eine Erziehung von christl. Eltern so unwirksam?" beantwortet. Auch gehört aus B. II. S. 256 — 260. zu dem Obigen und Vorherigen.

Uebersicht der Gebrechen, gegen welche die Erziehung in dieser ganzen Periode bis zum Jünglingsalter einer Verbesserung bedarf.

1. Das Kind ist als ein Wesen zu behandeln, das aus dem Organismus der Menschenwelt in dieselbe hereinlebt, und von dem Anfange seines Daseyns an hierzu durch die Mutter, den Vater, die umgebenden Menschen enwickelt werden soll. Nicht dieses oder jenes Einzelne für sich kann das bewirken, sondern der harmonische Einfluß des Ganzen. Das Nichtbeachten dieser Gesammtheit von Einwirkungen ist das erste Gebrechen der Erziehung.

2. Aus demselben entsprossen so viele Uebel weiter, daß von dem an der Erziehung fast nichts zu thun hat, als immer wieder neue gut zu machen, und mehr in einer fortfahrenden Heilung, als in einer reinen Entwicklung besteht. Daher zeigt jedes Lebensjahr neue Unarten auf, die sich unter aller erziehenden Sorgfalt leichter vermehren als vermindern. Aber an der rechten Heilkunde gebricht es noch gar sehr.

3. Ebenso ist das Kind in seinem Wachsen und Werden nicht anders zu betrachten, als daß alles in einem stetigen Zusammenhange erfolgt, und das vierzehnte Lebensjahr in Einheit mit dem ersten steht, die erste Lebensstunde alle die folgenden in sich schließt, und die Blütenknospe, welche etwa an dem 15ten Geburtstage erscheint, schon an dem ersten vorgebildet war. Es ist ein fortwährendes Erschließen der einzelnen Kräfte aus der Grundkraft, der Anlagen aus dem Keime, der Gestaltungen aus dem Bildungstriebe. Dadurch nun, daß man einzelne Perioden, selbst die, welche sich merklich absondern, wie die drei obigen, als losgerissene Zeiten in der Erziehung ansieht, d. i. daß man nicht rückwärts und vorwärts in der erziehenden Thätigkeit blickt, um sie hiernach zu bestimmen, greift man nur ungeschickt in die Entwicklung ein, und während man für die Gegenwart schöne

Fortschritte bewirkt, in Kenntnissen wie in guten Sitten, vernichtet man diesen oder jenen Gewinn der früheren Zeit, fromme Gefühle, Gesundheit rc., und pflanzt manches Verderbliche für die Zukunft in die Seele. Das gilt für jedes Jahr und für jeden Tag. Dadurch, daß unsere Erziehung nicht die Zukunft und Vergangenheit und das, was sie in der Gegenwart für die Gesammtbildung zu thun hat, mit forschendem Blick beräth, ist sie nicht selten vielmehr eine Verbildung.

4. Das ist nun wieder eine neue Quelle von Mängeln. Denn da giebt es immer wieder ein Ausbessern, ein Nachhelfen, einen Verdruß nach dem andern, wodurch dann das, was jetzt geschehen sollte, nicht recht geschehen kann, und für die künftige Entwicklung oft durch die Heilmittel selbst vieles zum voraus verdorben wird. Ein kränklicher Zustand wird durch den fortwährenden Gebrauch der Arzneien wenigstens nicht in einen blühend-gesunden verwandelt, und meistens gebraucht man bei dem Heilen der moralischen und intellectuellen Uebel solche Mittel, welche Folgen haben, wie bei physischen die Mercurialien. Daher hat der Erzieher, so wie sein Zögling im Guten und im Schlimmen vorrückt, ein eignes Studium nöthig, um die rechte Art seiner Behandlung zum Bessern zu finden; seine Aufgabe ist hierin noch schwieriger als die des Arztes, aber sie könnte dennoch besser gelöst werden, wenn er mit heiligem Ernste daran geht. Er darf seinen Zögling nur kennen lernen, und das kann er bald durch sorgfältige Beobachtung; die Behandlung ist dann einfach. Soll es aber wahre Erziehung seyn, so muß sie nothwendig diese Aufgabe lösen: und wie wenig denkt man noch daran*)!

5. Eben solches Studium hat etwas, das bisher so gut wie ganz unbeachtet geblieben, zu erforschen; es ist die Einwirkung und Nachwirkung der Eindrücke, mit der Ge-

*) Der Verf. hat in s. Nachträgen rc. im 1ten B. in der „Weihe des Pädag." mehr darüber gesagt, insbes. S. 33 ff.

genwirkung. So lange man dieses nicht beachtet, verhält es sich mit der Anwendung der Reiz- und Heilmittel, also insbesondere auch der Strafen nicht anders, als wenn man in einer Apotheke nur blindlings aus der ersten besten Büchse eine Arznei nehmen wollte; und grade hierin ist die bisherige Erziehung großentheils nur Pfuscherei. An einen gesunden Zustand ist ja hier ohnehin nicht zu denken. Wie wichtig ist also diese Erforschung für die Pädagogik! Sie steht in ihren Fortschritten jetzt eben daran, und erst dadurch, daß sie sich nunmehr auch diese Richtung nimmt, wird sie den Gewinn aus jenen Fortschritten ziehen. Die mit jedem Tage tiefer eindringende Naturforschung nöthigt von selbst dazu, denn sie kann nicht die Natur des Menschen übergehen, und die neuesten Theorieen in der Anthropologie haben schon viel weiter darin geführt. So wie die Physik jetzt die Wellenbewegungen nicht nur der festen und flüßigen Körper, sondern auch des Lichtes und der Wärme berechnet, so weiset sie auch darauf hin, wie in den Sinnen, Nerven und dem Gehirn Naturgesetze walten, die überall dieselben sind, und worin sich die Gesetze des Seelenlebens abspiegeln. Was uns die Natur z. B. in der langsameren Lichtwelle der rothen Farbe und in der geschwindesten der violetten vorzeigt, weiset auch zu der tieferen Seelenkunde hin. Das Gebiet der Freiheit bleibt hierbei in seiner Heiligkeit unangetastet *), aber dessen bescheidet sich ja auch die Erziehung, denn sie ist nur so weit zu wirken angewiesen, als es ihr die Gesetze der Menschenkraft in ihrer Entwicklung möglich machen. Und soweit soll sie auch wirken, sonst thut sie nicht das, was in ihrer Gewalt steht. Wenn sie also die physischen Gesetze nicht auf die psychischen anwendet, so weit sie etwa dahin reichen, so hat sie das Ihrige noch nicht gethan. Die Natur zeigt uns, daß jede Wellenbewegung ihren Verlauf hat, bis sie allmälig verschwindet; sehen wir denn nicht dasselbe auch bei dem Kinde, welches in das Weinen gekom-

*) Vergl. oben S. 85 ff.

men ist? und so wissen wir ja, daß es von selbst damit zu Ende kommt. Wie die Luftschwingungen, welche durch dieses unangenehme Getöne in unsere Ohren dringen, allmälig verhallen, so verschwebt auch in der Seele des Kindes das unangenehme Gefühl, welches laut ausgebrochen. So sollte denn auch in der Seele der Mutter das widrige Gefühl erlöschen, und zwar schon bei dem ersten Eindringen in ihr Ohr, damit sie nicht selbst in einen gereizten Zustand gerathe, der dann auf das Kind gleich als eine magnetische Verstärkung wirken könnte. Eben so warnt uns jenes Abbild in der Natur gegen die falsche Behandlung des aufgeregten Kindes, indem ja jeder neue Eindruck, der seine Seele anregt, aufs neue die schon schwindende Bewegung wieder aufregt. Man sieht z. B. wie das Kind sogleich wieder zu weinen anfängt, wenn etwa eine bekannte Person hereintritt, oder wenn man ihm zuredet, oder es bedauert u. s. w., statt daß es bald aufhören würde, wenn man es sich selbst überließe. Das vorherschende Gefühl wird vorerst durch jeden Eindruck erneuert, wenn er auch nicht grade dieses Gefühl anspricht, denn die Bewegung der Seele wird durch denselben fortgesetzt; auch das wird man bei dem Kinde, und noch weiterhin bei dem jungen Menschen beobachten. Wie sich nun dieses zur ganzen Stimmung verhalte, das ist noch ein weites Feld für die pädagogische Seelenkunde. Erst dann, wenn man weiß, wie z. B. ein ernstes Wort „schweig!" augenblicklich etwa umstimmt, wird man das rechte Mittel in solchen Fällen treffen. Zu einigem Troste der Mütter sey es indessen gesagt, daß ein reiner Tact das rechte besser treffe, als es bis jetzt unsere Studien angeben, aber freilich ist dieser Tact für sie eben so schwer zu erhalten, als der beabsichtigte Gewinn jener Erforschung. So lange nun wir noch in der bisherigen Nichtbeachtung dieser Gesetze für die Seele des Zöglings bleiben, dürfen wir uns nicht über das so häufige Mislingen auch „der besten" Erziehung wundern; denn sie war so lange noch nicht die beste, als man nicht die Wirkung selbst eines jeden Wortes vorher bedachte. Vielmehr

müssen wir es beklagen, daß durch solches Nicht-Bedenken schon in den ersten Jahren die Kinder oft für das ganze Leben falsch gestimmt werden, so gut es auch die Eltern meinten. Sie versagten sich vielleicht manches selbst, sie scheuten vielleicht nicht den eignen Schmerz, wenn sie ihr Kind bestraften, sie brachten Opfer in aller Art, und doch verfehlten sie ihren Zweck, weil sie die Wirkung jener Eindrücke nicht verstanden. So erklärt sich die nicht seltne traurige Erfahrung, daß oft grade die sorgfältigsten Eltern nicht die gehoffte Freude an ihren Kindern erleben, während sorglose ein unverdientes Glück an wohlgerathenen Kindern genießen. Es ist jene noch herrschende Unkunde, welche in der Erziehung ganz dem Zufall gleich steht. Nur sollte man das erkennen, und sich nicht mit dem beschränkten Blicke in dieser wichtigen Aufgabe beruhigen*).

6. Es ist allerdings eine große, nie zu beendigende Aufgabe. Denn die Beobachtungen, welche nothwendig vorausgehen müssen, wenn man sie lösen will, haben kaum erst angefangen, und die man bisher gemacht hat, finden wir noch gar nicht in Anwendung gebracht. So z. B. sieht man alle Tage Kinder, welche fast durch alles, was die Eltern für sie thun, insbesondere aber durch jede gute Lehre, widrig gereizt werden; ebenso findet man überall Wärterinnen, bei welchen die Kinder nur immer schreien, und was auch jene thun mögen, um ihre Zuneigung zu gewinnen, doch ihnen abgeneigt bleiben. Wer weiß denn, was hierin schon im Physischen von einem günstigen oder ungünstigen Rapport abhängt? Zwischen dem heranwachsenden Knaben und seinem Führer wird oft ein ähnliches Verhältniß bemerkt, wodurch auch die liebevollste Leitung verloren geht; wir sagen nicht, die verständigste, denn das ist sie eben nicht, weil sie jener tieferen Kunde von der rechten gegenseitigen Stimmung ermangelt. Entschuldigung haben wohl deßhalb die

*) Darum hat es der Verf. nöthig gehalten, in s. Nachträgen x. im 1ten B. S. 249. in dieses Nachdenken einzuführen.

Führer, aber sie ist nur dann zu ehren, wenn sie jene Unkunde bekennen. Würde ein Mann, der sich für einen Arzt ausgiebt, sich damit entschuldigen, daß der Kranke hätte gesund werden sollen, so würde man seine Albernheit verlachen: wenn aber der Erzieher — und so auch mancher Moralist! — sagt, der Zögling hätte seine Ermahnungen befolgen sollen, so ist das keine bessere obwohl eine allgewöhnliche Entschuldigung. Wie wenn der Gärtner, der die Pflanze verschmachten oder erfrieren ließ, sich damit entschuldigen wollte, daß sie nicht hätte verderben sollen. Daher müßte man den Eindruck, den die Persönlichkeit auf das Kind, den Knaben und den Jüngling macht, weit mehr berücksichtigen, wenn man das Seinige in der Erziehung vollkommen thun will; und so auch, wie grade dieses Wort, und wie es grade jetzt auf ihn wirkt. Hier gilt die bekannte Beschwichtigung des Gewissens am wenigsten: dixi et servavi animam.

7. Je weiter wir auf alle diese Erfordernisse der Erziehung eingehen, um desto unübersehbarer werden sie uns, und um desto mehr müssen wir bekennen, daß wir noch weit von der wahren Erziehung entfernt sind. Hauptsächlich werden wir von derselben zurückbleiben, so lange die Quelle aller Bildung nicht besser als bisher in sie einfließt, die Religion. Und darin wird während dieser Periode gar viel vernachlässigt. Wenn sie nicht in dem ersten Kindesalter in das Leben gerufen, und in der zweiten, wie oben bemerkt, nicht befestigt wird, so ist für die künftige Periode wenig zu hoffen. Das Christenthum erwächst vermittelst der Erziehung, und so lange diese noch so mangelhaft ist, können wir auch nicht erwarten, daß jenes in dem Volke und in den Herzen lebe. Die Erziehung aber ist, wie wir ebenfalls und von allen Seiten her bemerkt haben, nur dann die wahre, wenn sie die christliche ist. So liegt es denn klar vor, aus jenen fest begründeten Prämissen, daß das Christenthum und die Erziehung schon in dem, was die erste Jugendzeit verlangt und verspricht, ihre innige Verbindung beweisen. Es besteht

hierin eine tiefere Wechselwirkung. Wir müßten eine schlechtere Erziehung der künftigen Generation voraussehen, wenn wirklich das Christenthum abnehmen sollte, wie es bis jetzt den Anschein hat. Aus diesem Grunde würden wir auch keine Fortschritte der Bildung erwarten können, sondern in das immer lauter wiederholte Jammern einstimmen müssen, daß die so hoch cultivirte Menschheit einem tiefen Verfall entgegen gehe. Allein wir haben den ewig festen Grund, in welchem unsere Hoffnung ankert. Das Evangelium ist nun einmal da, es steht fest in sich selbst, und die Bildung wird fortwährend aus demselben erwachsen. An Hemmnissen und Störungen wird es nie fehlen, auch nicht an periodischem Zurücksinken, und in keiner Zeit werden die Wünsche des Menschenfreundes so ganz erfüllt werden, so wenig wie bei jedem einzelnen Menschenkinde, aber das Fortschreiten im Ganzen wird bleiben, weil jene Grundkraft fortwirkt, wodurch die Erziehung immer christlicher werden, hiermit aber eben diese Grundkraft selbst wieder verstärkt werden muß. Das ist die Einheit des Christenthums mit der vollkommnen Erziehung. Sollen die Mängel der bisherigen aufhören, so muß die Pädagogik dieses erst besser anerkennen.

8. Hiermit haben wir denn auch den sicheren Weg gefunden, der zum Ziele der Humanität führt. Wir wollen nicht behaupten, daß jeder Erzieher dieses Ziel erreicht, denn wir dürfen nicht vergessen, daß der Bedingungen noch gar viele sind, welche dazu mitwirken müssen, auch täuscht man sich sehr leicht in dem Begriffe einer christlichen Erziehung, die man gemeiniglich in das Festhalten an einer gewissen, vielleicht unpädagogischen Form setzt, statt in den Herzen die Religion aufleben zu lassen. Nur nennen wir diesen Weg den sowohl absolut als relativ sichern darum mit Recht, weil er allein das höchste Ziel und die richtige Wirksamkeit angiebt. Darum halten wir ihn auch an sich als den einzigen, nur ist es die menschliche Unvollkommenheit, daß wir ihn nie mit Sicherheit gehen. Daß er relativ gegen jeden andern der sicherste sey, wird schon eher eingesehen. Denn

auf jedem andern Wege erfährt die Erziehung nicht weniger Hindernisse, und hängt von nicht wenigeren Bedingungen ab, als auf diesem, aber ihr Ziel verfehlt sie da wohl noch öfter, hat aber dann nicht einmal die Beruhigung, das gethan zu haben, was die Pflicht gebot. Wer sein Kind für die Welt erzieht, und verfehlt seinen Zweck mit ihm, der hat keinen Trost, weder den, welchen die Welt giebt, noch den bei Gott. Auch ist es ja die christliche Gesinnung, welche am sichersten die gehörige Kraft und den richtigen Tact in dem so verwickelten Geschäfte einflößt*). Daher können wir nur von der christlichen Erziehung den Erfolg erwarten, welcher erzielt wird. Daß unsere moderne Erziehung davon kaum etwas hören will, das ist wahrlich kein Fortschritt.

9. Wir wollen gar nicht in Abrede stellen, daß Söhne und Töchter von Nichtchristen, oder auch solche, bei deren Erziehung man auf den Einfluß der Religion gar nicht achtet, nach der gemeinen Ansicht wohl gerathen; wir haben dieses schon oben bedacht, und darin begründet gefunden, daß der Zufall oft das herbeiführt, was zusammenwirken muß, wenn das Ziel erreicht werden soll. Diejenigen also, welche es darauf ankommen lassen, mögen nur sehen, ob sie es vor ihrem Gewissen verantworten können. Und so mögen denn auch alle Eltern, welche ihrem Kinde eine sogenannte gute Erziehung geben, die auf Unkosten des inneren Menschen leicht gewonnen werden kann, es vor dem verantworten, der ihnen das Kind nicht zu dieser Mishandlung anvertraut hat. Dem großen Haufen solcher, die mit der Erziehung sich beschäftigen, wird es ohnehin nicht einleuchten, jenen steilen Pfad zu erwählen, sie werden lieber auf der Heerstraße bleiben, und so können wir ihnen auch keinen weiteren Rath geben, als daß sie nur die hergebrachte Weise befolgen, und sich allenfalls in den Büchern nach Regeln umsehen mögen: es ist denn doch am Ende einerlei; wie in

*) S. oben S. 104. vgl. S. 20.

dem Geldgeschäfte so in dem Erziehungsgeschäfte, wird hier gewonnen, dort verloren, auch Klugheit hilft nicht immer, und im Durchschnitt gleicht es sich in dem Volke aus. Aber ein Punct müßte auch solchen Erziehern Bedenken machen. Sie wollen doch alle, wenn man sie frägt, „zu einem sittlichen Menschen" den Zögling bilden; nun suchen sie auch bald von dieser, bald von jener Seite dahin zu arbeiten, und setzen oft Triebfedern in Bewegung, die eben nicht die reinsten sind, genug, daß es ihnen mit denselben gelingt. Der junge Mensch lernt sich nach dieser Anleitung ganz artig betragen, schon der Knabe erscheint da in seinen Sitten, und man lobt auch seine Sittlichkeit. Was ist sie aber in seinem Innern? und wie wird es mit ihr in dem Jüngling stehen? Wollt Ihr im Ernste Euern Zögling zu einem wohlgesitteten Menschen bilden, so müßt Ihr ihn zu einem sittlichen erziehen, und wollt Ihr das, so müßt Ihr ihn religiös werden lassen; hierdurch allein wird Euch seine Sittlichkeit auch für die Zukunft verbürgt.

10. Mit aller unserer Erziehungskunst ist also wenig gethan*). Indessen ist doch immer etwas damit gethan, und da wir unsere Pflicht, das Kind zu erziehen, nicht aufgeben dürfen, so dürfen wir auch keinen Schritt zurückbleiben, durch welchen sich uns eine tiefere Einsicht eröffnet. Wenn ein Pädagoge etwa wähnt, das Mittel gefunden zu haben, wel-

*) Als eben die Anmaßung einer solchen Kunst auftrat, schrieb ein tiefer sehender Mann, als daß ihn sein Zeitalter verstanden hätte, A. W. Rehberg, eine Prüfung der Erziehungskunst, 1792. Diese obwohl kleine aber treffende Schrift gab dem Verf. des Obigen, als einem angehenden pädag. Schriftsteller den ersten Wink, daß er sich an keine der vielen seit jener Zeit auftauchenden pädag. Theorieen, und auch an kein Regelwerk hingab, sondern seinen Weg theoretisch und praktisch alsobald durch die Studien der Anthropologie nahm. Ueber die Schrift des sel. Rehberg hat er sich in den Nachträgen rc. im 2ten B. S. 132 — 139. ausgesprochen. — Späterhin wollte die Erziehung in der Wissenschaft finden, was wir suchen: wir finden in ihr nicht minder eine Anmaßung als in jener Kunst.

ches ihm den jungen Menschen ganz in seine Gewalt gäbe, so wäre das eine Schwärmerei, wie wenn sich jemand eine Allmacht über die Natur zutraute. Gott sey Dank, daß es keine Zauberkraft giebt, auch nicht in der Erziehung. Wenn ein anderer meinte, durch feste Befolgung der pädagogischen Vorschriften müsse das Ziel erreicht werden, so ist das ein Pedantismus, der vielleicht grade am weitesten vom Ziele abführt. Der junge Mensch läßt sich nicht in eine Form schlagen, wäre sie auch Euer eignes Bild, das Ebenbild Gottes will sich in der individuellen Natur frei gestalten. Wenn ferner aus dem Mislingen dieser und jener Erziehung ein Dritter einen Grund hernehmen will, sein Kind frei sich selbst zu überlassen, und nur hier oder da etwas zu thun, so ist das eine Bequemlichkeit, welche dem Gewissen widerspricht, und die bittersten Folgen hat. Das Kind ist ein Vernunftwesen, das bestimmt ist, vernünftig erzogen zu werden. Was ist denn nun aber das Rechte? Wir antworten: die Einsicht in das, was die vernünftige Erziehung sey, muß zunehmen, und mit derselben die Kunst zu ihrem Ideale sich höher erheben. Unerreichbar bleibt dasselbe allerdings, aber darum steht es uns doch als unser Ideal vor, und wir wissen, daß überhaupt die Erziehungsidee mit ihrer Wirksamkeit in einem Fortschreiten begriffen ist, welches in der Entwicklung der Menschheit besteht. Dieses ist der Trost und die Begeisterung für alle Eltern und Erzieher; wir erinnern nur an das, was wir schon mehrfältig theils oben, theils in den andern angef. Schriften darüber gesagt haben. Was jetzt noch nicht ist, das wird schon werden. Thue jeder nur das Seinige, erkenne jeder nur seinen Beruf im Reiche Gottes, und vertraue dabei jeder auf den, der zum Pflanzen und Begießen das Gedeihen giebt, und der wie das ganze Menschengeschlecht, so jedes Menschenkind in seinem Vaterherzen trägt. Wenn die Erziehung von Grund aus besser werden soll, so muß sie auf solche Weise durch die fromme Gesinnung und Tugendkraft der Erzieher ihren Segen erhalten.

11. Zu allem diesem ist das Gesetz der Stetigkeit wie-

derholt in Erinnerung zu bringen. Es darf uns nicht muthlos machen, daß es nicht heute und auch noch nicht morgen so gut geht, wie wir es im Plane haben, vielmehr müssen wir unsere Erziehungsplane darauf anlegen, daß nichts mit einem Schlage geschehen soll. Wie die Entwicklung des Kindes, so seine Erziehung, so die ganze Fortbildung der Menschheit. Daher wird derjenige Erzieher sein Geschäfte am glücklichsten betreiben, der jenes Gesetz ganz in dasselbe aufgenommen hat, der dann mit Ruhe einwirkt und abwartet. Die lebhaften Naturen scheinen sich anfangs besser zu diesem Geschäfte zu eignen, aber sie verderben öfters mehr durch ihr vieles Treiben, während der stille Einfluß tiefer eindringt, und auf die Dauer zugleich zunimmt. Auch hierin sieht sowohl die häusliche als die öffentliche Erziehung einer Verbesserung entgegen.

Diese Puncte betreffen zunächst diejenige Jugendzeit, welche man vorzugsweise als die Zeit der Erziehung ansieht. Auch sind es vornehmlich die ersten vierzehn Lebensjahre, worin die Eltern und erziehenden Lehrer am meisten ihr Geschäfte haben, und für welche gewöhnlich die pädagogischen Vorschriften berechnet sind. Deßwegen verweilten wir auch länger bei dieser Periode. Indessen hört mit derselben die Erziehungsthätigkeit noch keineswegs auf, und die folgende Periode verlangt mit nicht geringerer Wichtigkeit ihre Fortsetzung.

3.

Gebrechen der Erziehung während der Uebergangsperiode zur Mündigkeit.

Eine neue Entwicklung des jungen Menschen beginnt, wenn sich das zweite Klimacterium endigt. Der vierzehnjährige Knabe tritt in die Periode ein, in welcher er zum Jüngling, das zwölfjährige Mädchen in die, worin es zur Jungfrau erwächst. So will es die Entwicklung der Natur, und

nach dieser hat sich überall die Erziehung zu richten. Obwohl auch hier keine scharfe Gränzlinie den Uebergang abschneidet, so ist sie doch grade hier am merklichsten angezeichnet, und sowohl im Physischen wie im Geistigen sind die Nachtheile nicht gering, wenn man sie nicht beachtet. Die Gesundheitspflege verlangt alsdann eine neue Rücksicht, und das Gefühl der hervordringenden Freiheit verlangt ebenfalls eine von der vorhergehenden verschiedene Behandlung, versteht sich auch hier im stetigen Uebergang*).

Schon hierin wird vieles versehen. Die jungen Leute männlichen Geschlechts kommen dann gewöhnlich wie mit einem Sprung in ganz andere Verhältnisse, worin sie selten diesem kritischen Alter gemäß behandelt werden. Die Mädchen erfahren Aehnliches, oft mit zu weniger Schonung, und selten geschieht das Rechte. Dieses Fehlerhafte zieht dann mehreres nach sich, ganz analog der vorherigen Periode, und so finden wir auch die Gebrechen wie in jener in Beziehung theils auf die vergangene, theils auf die gegenwärtige, theils auf die künftige Zeit der Entwicklung.

1. Die Fehler, welche in der Nichtbeachtung des Vorherigen bestehen, legen sich alsobald dar. Wir denken hier hauptsächlich an die männliche Jugend, denn die Erziehung der weiblichen bleibt sich mehr gleich. Ist der Knabe in der niederen Volksclasse aus der Schule entlassen, so muß er alsbald in die Handarbeiten eintreten. Auf dem Lande war er schon daran gewöhnt, und es geht da in der gewohnten Weise um so besser fort, welches auch ein Hauptgrund des gleichförmigen Charakters und der Einfachheit bei dem Landmann ist; aber darin ist dort ein großes Gebrechen, daß die Erziehung im engeren Sinne bei diesen mit dem Schulbesuche aufhört, und der Vater nicht auf die bisherige zurückweiset, die er oft gar nicht kennt. Hierdurch wird der junge

*) Die Erziehungslehre des Verf. führt dieses aus, sowohl was die Entwicklung betrifft S. 239 ff., als die Bildung S. 388 ff. 552 ff.

Mensch ganz aus dem guten Gange herausgeworfen, und nicht nur die nützlichen Lehren, sondern auch die guten Sitten gehen gar bald in dem roheren Leben unter. Würde bei der Dorfjugend eine Leitung fortdauern, welche sich an die der Schule anschlösse, dann erst würde unser Landvolk zu der Bildung erhoben, welche die Verbesserung des Schulwesens bezweckt, so aber verdirbt der Contrast in dem Leben, in welches der Schüler eintritt, gleich einem Ungewitter die schöne Saat.

Schlimmer steht es noch mit dem Knaben, der zu einem Handwerk gethan wird. Da wird selten gefragt, zu welchem er mehr oder weniger tauglich sey, noch seltner wird seine körperliche oder geistige Anlage berathen, und so wird er schon in Hinsicht seiner Gesundheit oft vernachlässigt; übrigens kommt auch er in eine Lage, die von der vorigen ganz verschieden ist, ohne daß man das genug bedenkt, und ihn auf dem guten Wege fortzuleiten sucht. Auch hier zerstört der Contrast, den der Lehrjunge in der Werkstätte unter mancherlei Gesellen erfährt, sehr leicht das Gute, welches er aus der Schule mitgebracht hat. Zwar nimmt dieses Gebrechen in der neuesten Zeit ab, denn in manchen Städten wird bereits für eine gewisse Fortbildung dieser Jugend so gesorgt, daß man das, was sie in der Schule erlernt und im Sittlichen gewonnen hat, zu erhalten weiß. Nur scheint man noch nicht genug darauf zu sehen, daß diese jungen Leute ihr Christenthum nicht verlieren. Gewiß aber ist der Mangel noch allgemein, daß man ihre bisher entwickelten Anlagen zu wenig berücksichtigt, und also auch hierin den Faden der Erziehung zerreißt. Die Städte haben einen ungemein wichtigen Einfluß auf das Staatsleben, von der Bildung ihrer Bürger hängt das Gesammtwohl großentheils ab, wenn also jenem Mangel in ihrem Bildungsgange abgeholfen würde, so müßten die so schön eingerichteten Bürgerschulen ganz andere Früchte bringen, als man bis jetzt zu rühmen hat.

Die Jugend der gebildeteren Stände erfährt zwar diesen

Mangel der Rücksicht weniger, denn der Knabe wird da gewöhnlich schon früher einem Unterrichte übergeben, welcher auf seinem guten Wege bis weit in das Jünglingsalter fortläuft, und wodurch die ganze Erziehung ebenfalls ihren stetigen Fortgang erhalten kann. Dagegen pflegt darin gefehlt zu werden, daß man den Jüngling noch als einen Knaben behandelt, wenn anders nicht der oft schlimmere Fehler begangen worden, daß man den Knaben als Jüngling behandelte. Beides kommt auf Schulen vor, und wird dadurch veranlaßt, daß die Classen der Lehrgegenstände die Maaßregeln der Erziehung bestimmen. Die letztere dieser beiden Verkehrtheiten bewirkt Altklugheit, Unbescheidenheit, Widersetzlichkeit; die erstere drückt nieder, macht ungewandt, im Innern widerspenstig, und verstärkt die Sehnsucht nach der Emancipation. So lange man in den Schulgesetzen nicht den Unterschied des Alters macht, wird auch die Klage über mancherlei Uebel fortdauern. Aber auch in der häuslichen Erziehung begegnet uns häufig derselbe Misstand. Die Töchter der gebildeten — noch mehr der halbgebildeten — Familien sind etwa mit 12 Jahren schon Gesellschaftsdamen, im Putz oder im altklugen Sprechen: in andern werden sie ganz verwahrlost, in der falsch verstandenen Maxime, daß das Mädchen nur häuslich müsse gebildet werden, und so weiß manches von 18 Jahren kaum ein vernünftiges Wort zu sprechen, oder auch im Hause sich mit Geschicklichkeit zu benehmen. Hier grade mußten wir an die Töchtererziehung so gut erinnern*) wie an die Gebrechen in der Behandlung der Söhne. Bei dieser wird ferner es noch gewöhnlicher darin versehen, daß man nicht denjenigen Bildungsgang für sie erwählt, der in der vorhergehenden Periode erkannt werden sollte. Man begnügt sich damit, daß der Unterricht vor-

---

*) Der Verf. hat über die Erziehung der Töchter in den gebildeten Ständen i. J. 1792 eine Schrift herausgegeben, seine erste pädagogische Schrift, welche nunmehr (1836) in einer 2ten umgearbeiteten Aufl. erschienen ist.

bereitend war, und nun continuirlich fortgeführt wird, aber sind es auch die rechten Lehrgegenstände für die Anlagen? für den wahren Beruf des jungen Menschen? Ist dieser vorher gehörig erforscht, welches doch sehr gut möglich war? ist die Lust zu demselben genugsam erweckt? Und wenn dieses alles gethan ist, wird darauf fortgebaut, oder wird nicht vielleicht in etwas ganz anderes der Schüler hineingenöthigt? Die Erziehung eben in diesen Ständen, in welchen die Bildung des Volkes wurzelt, hat sich bisher auch in diesem Puncte vieles zu Schulden kommen lassen, woher denn die Klage, daß selten der Mann auf seiner rechten Stelle stehe*), und eine ganze Reihe von Klagen der Pädagogen über die Jünglinge.

Ein Hauptpunct ist bei der Jugend aller Volksclassen, der in Betracht kommen sollte, woran man aber gewöhnlich gar nicht einmal denkt, die natürliche Gegenwirkung in dieser Periode gegen die vorhergehende. Wir haben auch schon dort und mehrmals an dieses Gesetz der Naturentwicklung erinnert, hier nun pflegt es sich am meisten merkbar zu machen, und verlangt daher auch die eigene erziehende Einwirkung. Der Knabe verliert z. B. die Lust an manchem Lehrgegenstand, der ihn bisher anzog, und manche Lieblingsbeschäftigung wird ihm vielleicht jetzt ganz zuwider. Man hüte sich, das sogleich für Unbeständigkeit im Charakter zu halten, denn es kann ganz andere Ursachen haben, wohl gar das Gegentheil, indem die natürlichere Richtung, die vorher zurückgedrängt worden, sich jetzt frei macht und mit Aerger auf den bisherigen Zwang zurücksieht. Aber auf jeden Fall, und auch bei der wahren Richtung, bringt die neue Periode doch neue Gefühle, neue Ansichten, neue Bestrebungen mit sich, welchen die bisherige Beschäftigung nicht mehr so zusagt, obgleich die Sache selbst, worauf sie sich im Grunde bezog, in der Seele fortlebt, und bald mit einer höheren und kräf-

*) In den vorhergehenden Abschnitten ist davon mehrmals die Rede.

tigeren Lust den Jüngling ergreifen wird. Beobachtet den Knaben, der die Schmetterlingsjagd liebte, und nun auf einmal nichts mehr davon wissen will; so auch den, der froh ist, jetzt seiner lateinischen Lection los zu sein, oder den, der sich nach einer neuen Lehranstalt sehnt, oder einem neuen Lehrgegenstande seinen ganzen Eifer zuwendet, oder den, der nicht mehr schulmäßig lernen will, oder den, der eine ganz andere Thätigkeit sucht, u. s. w., beobachtet sie genau, diese und die Hunderte in den Schulen, und Ihr werdet bei den meisten etwas ganz anders als ein unbeständiges Gemüth finden, vielmehr grade eine gewisse Festigkeit, womit sie ihrem innersten Wesen getreu sind, oft mehr, als diejenigen, welche sich mit gleichmäßiger Hingebung in dem gewöhnten Gange forthin führen lassen. Aber es gehört viel dazu, den angehenden Jüngling in allem diesem richtig zu beurtheilen. Wer sich in den Stand dazu setzen will, muß sich dessen ganze vorhergehende Entwicklung vorlegen, und auch das ist noch nicht genug. Gleichwohl hängt von diesem Urtheil die richtige Behandlung ab, und es darf uns nicht Wunder nehmen, daß weit mehr Lehrer über ihre Schüler in diesem Alter klagen, als sich ihrer erfreuen. Sie sollten wenigstens daran denken, daß sie dieselben durchschauen müßten, und dann sie nur mit Vergleichung ihres jetzigen und vorherigen Seelenzustandes behandeln.

Soviel, was den Unterricht betrifft. Aber mehr wäre noch zu sagen über die Erziehung. Denn diese erfordert ebenfalls mit dieser neuen Periode ein neues Verfahren, das nur durch die sorgfältigste Beziehung auf das bisherige naturgemäß und bildend seyn kann. Mit jedem Tage, wie der junge Mensch sich mehr selbst fühlt und fühlen will, müßte er auf sein wahres Selbst, das sich vom Frühesten an in ihm entwickelte, zurückgeführt, d. h. müßte dieses in allen seinen Anlagen höher herauf gefördert werden. Das wäre die rechte Erziehung des Jünglings oder der Jungfrau. So lange aber die Eltern diese Blicke rückwärts in die See-

lengeschichte ihrer Söhne und Töchter nicht kennen, wissen sie sie auch nicht zu erziehen.

Wir haben schon oben mehrmals darauf hingewiesen, wie die natürliche Reaction der Kraft schon in dem Kinde leicht in Widersprechungsgeist und Ungehorsam übergeht: in dieser letzten Jugendperiode nimmt dieses zu, wenn es nicht vorher der Erziehung gelang, die eigentliche Tugend der Folgsamkeit und die freudige Empfänglichkeit des Bildungstriebes zu bewirken. Da nun auf diese Seltenheit nicht zu rechnen ist, so wird in dieser Periode die Erziehung noch weit mehr als in der vorhergehenden, die Wirksamkeit des Erziehers fast nur in Heilung dessen bestehen, was bisher versehen und verdorben worden. Da wir die Grundsätze solcher Heilkunde schon angegeben haben*), so verweilen wir nicht weiter bei diesem Gebrechen der bisherigen Erziehung, welche viel zu wenig auf die vorhergehende Periode bei dem angehenden Jüngling Rücksicht genommen hat.

2. Die Erziehung der Jugend während dieser letzten Periode hat ihre eigenen Schwierigkeiten. Sie soll fortwährend bilden, was sich im stetigen Wachsthum entwickelt. Hierzu gehört vorerst ein Blick in dieses innere Werden, welcher sich keinen Tag zuschließt, denn jeder Tag bringt frische Knospen, neue Blüten. Das ist die eigentliche Aufmerksamkeit eines Mentors. Aber diese Mentorn sind so selten als die Telemache**)! Für's andere muß der treue Führer seines Zöglings Gemüth, Geist, Leibes- und Seelenkräfte, Neigungen und Richtungen genau kennen, denn sonst weiß er nicht, was ihm Noth thut, und wie er auf sein Inneres wirken kann. Wohl wären die Eltern solcher Seelenblicke, wir möchten sie wohl göttliche nennen, fähig, wenn sie ihren heiligen Beruf dazu verständen, aber wie finden wir es so ganz anders! Drittens ist wohl nirgends mehr Weisheit in

---

*) Oben bei der vorherg.. Periode, u. Erziehungsl. S. 457 ff.

**) Wir möchten aufs neue das berühmte Werk Fenelons den Erziehern empfehlen.

der Behandlung eines Menschen nöthig als bei dem zum Manne werdenden Jüngling, und schon bei dem in dieses Alter eintretenden Knaben. Die Grundsätze dieser Behandlung sind schwer zu finden, denn sie sind keine Gemeinplätze, sondern sehr individuell, und hat man sie gefunden, so sind sie noch schwerer auszuüben. Es darf nichts versäumt werden, was grade dann die oft stark hervortreibende Kraft zu ihrer gedeihlichen Nahrung und guten Leitung bedarf; es darf aber auch nichts zu viel geschehen, wodurch sie überfüllt oder über die Gebühr angestrengt würde. Schon oben haben wir an die Fehler erinnert, welche sich die Erziehung hierin zu Schulden kommen läßt, wir wollen nur mit Wenigem bemerken, wie dieselben Fehler auch in dieser Periode verderblich sind.

a. Zu viel thut man gewöhnlich in dem Schulunterricht der gebildeteren Classe. Da geschieht es denn wohl, daß die Gesundheit nicht genug bedacht und die Körperkraft nicht genug berücksichtigt wird. Daß jedoch die Klagen, die darüber in jetziger Zeit erhoben werden, übertrieben werden, haben wir schon bei der vorigen Periode bemerkt. Mehr aber müssen wir das rügen, daß die geistigen Kräfte nicht genug bedacht werden, wo man mit einer Menge von Lehrgegenständen die Schule belastet und den Schüler überladet. Wie der Geist dadurch mehr unterdrückt als erhoben werde, ist dem ächten Pädagogen bekannt genug, aber in den höheren Schulen noch wenig beachtet. Soll der Schüler wahrhaft lernen, so müssen die Lehrgegenstände sowohl in ihrer Zeitfolge nach, als in ihrer Verbindung neben einander mit tiefer pädagogischer Kenntniß gewählt, und der ganze Lehrgang vereinfacht werden. Doch wir haben darüber schon an andern Orten gesprochen. Mit der Zunahme der Kraft und der Lust muß der Jüngling allerdings mehr Nahrung erhalten, und der Lehrer darf ihn nicht zurückbleiben lassen, aber er muß der freien Selbstthätigkeit des Schülers auch etwas zutrauen, freilich auch wissen, wie viel er ihr zutrauen kann; denn so will es der Uebergang zur männlichen Selbststän-

digkeit. Die Mütter sollten auf ähnliche Weise dieses bei den Töchtern in den häuslichen Geschäften bedenken.

Die Erziehung für das Sittliche pflegt ebenfalls nur allzuviel zu thun, und damit grade ihren Zweck zu verfehlen. Denn sie will doch einen edeln Charakter bilden, und dem auf das Gute gelenkten Willen Festigkeit geben: wie kann sie das aber durch ein Moralisiren und beständiges Bestimmen des jungen Menschen, wo er nicht zu einem eignen Willensentschluß kommen, keinen freien Schritt thun kann? Hier nun sind wir auf eine der schwierigsten Klippen in dem ganzen Erziehungsgeschäfte gestoßen, auf eine Stelle, worin wir uns von allen Lotsen der Theorie und der Praxis verlassen sehen. Um nur an eine Schwierigkeit zu denken, so erinnern wir an die mit jedem Tage stärker werdende Neigung des Jünglings zur Selbstheit, welche sich so gerne nicht nur den Vorschriften, sondern auch dem guten Rathe des Vaters widersetzt. Diese natürliche Neigung schlägt nicht selten in grobe Unbilden gegen Eltern und Lehrer aus. Wenigstens ist es der gewöhnliche Fall, daß der erwachsene Jüngling sich nichts mehr will sagen lassen, wenn er noch gar sehr der väterlichen Leitung bedürfte. Was ist nun da zu thun? Fast möchten wir auf die Maaßregel einer gewissen feineren Politik verfallen, das Gegentheil von dem zu befehlen oder anzurathen, was man eigentlich wünscht. Verbiete nur dem Jüngling das Tabakrauchen, und er wird es eher lernen; empfiehl ihm nur etwas als deine eigne Liebhaberei, von welcher du ihn zurückhalten willst, und er wird sie nicht erwählen. Wir sind in dieser Kunst nicht geübt genug, sonst würden wir versucht seyn, eine Menge solcher Erziehungsregeln hier aufzustellen, die vielleicht besseren Erfolg hätten, als alle die ehrlichen, die man dem Führer des Jünglings zu ertheilen pflegt. Allein wir wollen die Erziehung nicht auf eine Kunst der Hypokrisie hinausführen. In fast allen solchen Maaßregeln müßte sich der Führer recht eigentlich als lügenhaft beweisen; wäre aber auch das nicht grade so arg, so müßte er doch wenigstens

eine Rolle spielen, die seiner inneren Würde widerspricht, und ihn später um die Achtung seines Zöglings bringt, und damit seinen Einfluß ganz vernichtet. Das würde überhaupt der Erfolg seyn, wenn der Zögling nur im mindesten etwas von der versteckten Absicht aufspürte, welches doch kaum die geübteste Schlauheit verhüten kann. Es giebt Beispiele von solchem Verfahren, und man hat darum Erzieher sogar gepriesen als größere Meister: hat man aber auch den Erfolg weiterhin gesehen?

Anders aber verhält es sich, wenn sich der Führer als ein zweiter Sokrates jene höhere Ironie eigen macht, womit er sich in des Jünglings Gemüth so einläßt, daß sich dieser selbst frei ausspricht, und sein Erzieher dennoch seine freie Entwicklung unvermerkt zu lenken versteht. Das gilt nicht nur für den Unterricht, sondern auch für die übrige Bildung. Der Erzieher läßt da den Jüngling bisweilen seinen Weg gehen, voraussehend, daß er wohl anstoßen, aber nicht fallen werde, er läßt ihn so gehen, daß er sich ganz frei in seinen Schritten fühlt, ohne ihn jedoch aus den Augen zu lassen, um auf den Nothfall bei der Hand zu seyn. Das kann er bis so weit, daß man seine Nachsicht (doppelsinnig zu nehmen!) vergleichen mag mit jener der Mutter, welche das nach dem Lichte lüsterne Kind seinen Finger bis zur Flamme bringen läßt. Dazu gehört aber ein solcher Tact des Führers, der nur durch eine hohe und geübte Bildung kommen kann, wenigstens eine Liebe höherer Art. Darin wird man keine Hypokrisie finden, und das wird dem Führer die Anhänglichkeit seines Zöglings mit jedem Tage mehr gewinnen. Das ist es aber auch, was man so gar selten findet; und dieser Mangel an Führern der Jugend ist die Ursache von so vielfachen Klagen über verirrte und ausschweifende Jünglinge. Eben zu dieser Erziehungsweisheit ist die Gottesfurcht der Anfang*), und sie bildet sich nur in dem Christenthum aus.

*) Auch psychologisch erklärt es sich und der Dichter Friedr. Rückert sagt das schön:

Der Unterricht pflegt in diesem Alter auch dem Guten zu viel zu thun, indem noch fast durchaus die Meinung vorwaltet, daß das Vielerlei und die Fülle der Lehrgegenstände in die Geistesbildung eingehe, wie die gesammelten Geldrollen in den eisernen Kasten. Vielmehr sollte man nur an die organische Ernährung denken, welcher die Ueberladung nur nachtheilig ist, und sollte insbesondere denjenigen Jünglingen, welche sich den Studien widmen, nur grade so viel zu lernen geben, als sie in sich zu ihrem Eigenthume verarbeiten können, und das so, daß in demselben Grade auch ihr Lerntrieb zunehme, die Frucht immer wieder eine Blüte hervortreibe. Das ist die Kunst der Methode. So lange sie noch nicht in unsern Schulen, oder vielmehr in den Lehrern lebt, ist der Klage, daß bei dem vielen Lernen doch immer noch wenig gelernt, und daß nur um des lieben Brodes willen studirt werde, nicht abzuhelfen. Ueberhaupt ist den Lehrern und Erziehern jene Selbstverläugnung mit jedem Jahre mehr im Heranwachsen ihres Zöglings nothwendig, damit er mit der Ruhe des Gärtners dem Gedeihen zusehe*).

Für die Mädchen ist eine spärliche Zutheilung der Lerngegenstände besonders auch in der Hinsicht zu wünschen, weil sonst die weibliche Richtung ihres Geistes entweder durch Ablenkung, oder durch Ueberspannung, oder, wie es häufig bemerkt wird, durch beides zugleich leidet. Daß über der Geistesbildung die Gesundheit und Körperkraft nicht vernachlässigt werden soll, wiederholen wir hierbei**), indem wir zugleich an den umgekehrten Fehler erinnern; beides läßt sich

---

„Der Weisheit Anfang ist immer Bewunderung,
Durch ander nichts erhält die Seele Himmelsschwung.
Aus sich und aus der Welt zur Gottheit hingerissen,
Zu ahnen und zu schau'n, zu forschen und zu wissen."

*) Besonders kommt bei dem Jüngling jener Oppositionstrieb in Betracht, wovon oben a. m. O. gesprochen, z. B. S. 233 ff. 251 ff. Auch beziehen wir uns hier auf den Abschn. n. 4. S. 247 — 257.

**) S. oben S. 277 ff.

jedoch so vereinigen, daß unbeschadet des Lernens die Jugend fröhlich heranblüht. Nur thue man auf keiner Seite zu viel.

b. Aber auch nicht zu wenig! Auch daher so manche Klage über den schlechten Erfolg der Erziehung. Denn es ist so ganz natürlich, daß die Erzieher dann in ihrer Thätigkeit nachlassen, wann die wichtigste Periode mit allem ihrem Beschwerlichen vorüber ist, und sie sich mit der Lernbeschäftigung des Zöglings beruhigen können. Indessen irren sie darin sehr. Eben in dieser Zeit, wo der Knabe in das Jünglingsalter tritt, drängt und treibt es in ihm, daß seine Thätigkeit leicht in Verwilderung ausschlägt; auch beginnen da die Leidenschaften, welche jetzt noch in dem Keim zu ersticken sind. Die mindeste Vernachlässigung kann also von den schlimmsten Folgen seyn; und so erfahren wir sie auch in allen Ständen. In den Dörfern ist es die der Schule entlassene Jugend, welche am meisten Unruhe macht, in den Städten gerathen die Lehrjungen gemeiniglich in allerlei Unsitte, und möchte es nur unter den Schülern der höheren Anstalten besser stehen! Die Söhne der reicheren oder vornehmeren Häuser — nun man weiß ja, was da zu klagen ist, und selbst dann, wenn die frühere Erziehung das Beste hoffen ließ. Alles dieses ist die Folge des Mangels an einer fortgesetzten Aufsicht und Leitung. In veränderter Weise ist es auch so bei der weiblichen Jugend aller Stände, nur mit dem Unterschiede, daß die natürliche Lage der Mädchen in dem Hause und in der Gesellschaft schon an sich in einer gewissen Beaufsichtigung und sittlichen Ordnung besteht, obgleich auch hierin vieles besser seyn könnte, sowohl in der Stadt als auf dem Lande. Da nämlich gegen das viele Moralisiren, Zurechtweisen und Einüben der conventionellen Formen, die Erfahrung häufig spricht, so gerathen in den gebildeteren Ständen viele Eltern in das andere Extrem, und überlassen grade dann ihre Söhne oder Töchter ihrem guten Glück oder — dem Verderben, wo der Führer ihnen grade als ihr Genius zur Seite stehen sollte. Daher denn

so manche Verwicklungen, in welche sich der Charakter eben zu der Zeit verliert, wo er in seiner edlen Einfalt hervorstreben könnte und auch würde; und gewiß ist das eine der Hauptursachen, warum man meist unter den Gebildeten solche Mängel in ihrer Lebensweise findet, welche ihr Bestes der Gesellschaft entziehen. Die Einführung der Tochter in einen der größeren Kreise pflegt allerdings der Mutter gar sehr am Herzen zu liegen, allein selten versteht es eine auf die rechte Weise, d. h. so, daß sich das reine Gemüth in der Welt nicht nur unbefleckt erhalte, sondern auch, wie es mit Recht verlangt wird, sich zu einer edleren Einfalt ausbilde. Der Sohn ist zwar nicht auf solche Weise in die Welt einzuführen, aber der Vater oder ein Führer an dessen Stelle, oft auch ein bewährter Herzensfreund, hat ihn doch vorzubereiten, zu beobachten und mit guten Winken zurecht zu weisen; wozu denn auch das gehört, daß die bessere Gesellschaft, wenn nicht von ihm, doch für ihn gewählt werde; eine nicht leichte Aufgabe für einen Mentor.

Die niederen Stände lassen es zwar seltner an jener Bewachung gegen schlechte Gesellschaft fehlen, allein ihr Urtheil ist hierin meist nicht das richtige, und sie beobachten viel zu wenig die Richtungen, welche der Charakter des Sohnes oder der Tochter in den geselligen Verhältnissen nimmt, unterstützen sie gewöhnlich in ihren Feindseligkeiten, halten sie dagegen in ihrem edelsinnigen Benehmen zurück, und benützen nur höchst selten das kirchliche Leben für ihre Vorbereitung, um in der Welt, z. B. auf der Wanderschaft, einen christlichen Charakter weiter zu entwickeln oder auch nur zu bewahren. Wie viel wäre nicht darüber zu klagen! wie viel könnten die Eltern thun! Aber sie verstehen es nicht, und sind überhaupt zu nachlässig. So sind sie es auch in Absicht der Gesundheit und Körperkraft; der zurückstehenden Seelenbildung gar nicht einmal zu gedenken. Manches Mädchen welkt in jenem Alter seiner Entwicklungsperiode dahin; es ist die Schuld der Eltern. Mancher Jüngling verliert seine Blütenkraft, weil es an dem erforschenden väterlichen

Blicke fehlt. Ueberhaupt sehen wir um und um Fehler der physischen Lebensordnung in diesem Alter, das doch der einfachen Kräftigung bedarf. Dort geschieht zu viel, hier geschieht zu wenig; oft beides von denselben Eltern.

In dieser Jugendperiode bildet sich der Charakter, befestigt sich die Richtung der ganzen Lebensweise, auch will in ihr das Talent ausgebildet seyn. Sie erfordert also Erzieher und Lehrer, welche dieses zu leiten verstehen, und zwar nach der Individualität des jungen Menschen; aber wie selten sind diese, und wie schwer ist auch ihre Aufgabe! Hier anzuregen, dort zurückzuziehen, hier strenge zu seyn, dort nicht aufzureizen, hier dem Fleiß reichliche Nahrung zu geben, dort nicht übermäßig anzustrengen, hier Gehorsam zu fordern, dort die junge Kraft sich frei versuchen zu lassen, u. s. w. — was gehört nicht alles dazu, um da in jedem Falle und in jeder Stunde das Rechte zu treffen, ohne zu viel, ohne zu wenig zu thun! Wer besitzt hierzu die Einsicht und den Tact? Wir müßten verzweifeln, daß irgend Väter, Mütter, Lehrer zu dieser Erziehungsthätigkeit tüchtig wären, wenn ihnen nicht auch hierin die christliche Sitte zu Hülfe käme, und die christliche Gesinnung den Blick in die Seelen der Kinder schärfte, zugleich aber auch jene höhere Liebe in dem freundlichen und festen Ernste wirksam machte. So wie die Kindheit, so das Jünglingsalter; auch dieses wird nur durch den Geist des Christenthums erzogen. Sehen wir nun die Jugend in Stadt und Land hierin verlassen, so darf es uns nicht Wunder nehmen, daß das Gute, was die Schule gepflanzt hat, in denen, die ihr entlassen sind, nicht fortwächst, sondern daß an dieser Stelle die Leidenschaften ihre Wurzeln schlagen. Das ist jene Verwilderung der Jugend, welche oft von der guten früheren Erziehung kaum eine Spur bemerken läßt. Unsere Pädagogik ist in der Behandlung des Jünglingsalters noch sehr zurück. Wir konnten dieses hier nur andeuten, da noch viel darüber zu sagen wäre, weil wir nur auch auf dieses Gebrechen aufmerksam machen mußten, worin es noch der Erziehung fehlt.

3. Daß während dieser Erziehungsperiode die Zukunft nicht genug bedacht werde, sagen schon die Bemerkungen über das, was schon unmittelbar bei der Entwicklung der Kraft versehen wird. Denn der gegenwärtige Moment ist der Uebergang in den künftigen, und das Erwachsen ist ein Gedeihen in dem, was werden soll. Wie aber steht es hierin mit unserer Erziehung? Allerdings sehen wir vor allem darauf, daß der junge Mensch etwas werde, und auf dieses Ziel führen wir oft mit solchem Eifer hin, daß wir die Gegenwart darüber aufopfern. Aber schon darin entdecken wir einen nicht geringen Fehler. Denn der Gewinn für die Zukunft ist nur scheinbar, wenn er nicht die Kraft des Gegenwärtigen gleich als ein sicher angelegtes Capital fest erhält, welches durch die Uebung zugleich wächst. Bringen wir die Gesundheit des Knaben oder Jünglings seinen Studien zum Opfer, so opfern wir ihn selbst auf, und die Zukunft weiß es uns keinen Dank. Verschließen wir seine Sinne der Herrlichkeit der Natur, so lassen wir seine Seele verarmen, und misgönnen wir ihm die freie Bewegung, so lähmen wir mit seinen physischen gemeiniglich auch seine psychischen Kräfte. Verkümmern wir durch den Schulstaub die frische Blüte fröhlicher Jugend, so wird die Frucht entweder frühe abfällig, oder bitterer Art, und das Leben verdüstert. Und so ließe sich Vieles noch herzählen, was theils durch das Zuviel, theils durch das Zuwenig in der Erziehungsthätigkeit während der Gegenwart für die Zukunft verdorben wird, und das man in unserer gewöhnlichen Weise gar nicht bedenkt. Wir redeten hier nur von der männlichen Jugend: es ließe sich auch Vieles in der Behandlung der weiblichen rügen, wir dürfen nur an die zunehmende Schwäche und Kränklichkeit des weiblichen Geschlechts in den gebildeteren Ständen erinnern, woran sich die vermehrte geistige Anstrengung und die verminderte körperliche, und noch so manches andere verschuldet. Während das Mädchen mit seinen Gespielinnen fröhlich hüpfte und sang, blieb es an Leib und Seele gesünder, als wenn es jetzt seine Kunstarien

einüben muß, und nur in Balltänzen seine Füße bewegen mag. — Wenn nun auch in der jetzigen Zeit bei der studirenden Jugend mehr die Gesundheit, wie wir oben bemerkten, berücksichtigt wird, so opfert man doch die Gegenwart oft in der Geistesbildung auf, indem man ihr nicht die rechte Fröhlichkeit zu vergönnen weiß, worin sie nach dem alten Sprichwort doch am besten gedeihet*).

Der andere Hauptfehler ist, wenn man überhaupt nicht für die Zeit erzieht, in welche der junge Mensch hereinwächst. Es ist den Eltern natürlich, daß sie nur ihre Zeit, und zwar die bisherige im Sinne haben, als müsse alles so fortgehen. Allein die Dinge haben sich mittlerweile so vielfach geändert, daß der junge Mensch nicht mehr das zu seinem Bestehen vorfindet, was sein Vater vorfand, und daß die Welt ganz andere Ansprüche an ihn macht, wie denn auch in ihm selbst eine weitere Entwicklung vorgegangen ist, als sie noch in der vorigen Generation statt gefunden. Der Erzieher muß also einen Blick in die nächstfolgende Generation wagen, ja eine Art Vorhersehungsgabe besitzen, um dieses mit dem zu verbinden, was sein Seherblick in dem Innern des jungen Menschen erspäht hat, und ihn hiernach die Bestimmung erwählen zu lassen, welche die künftigen äußeren Verhältnisse, seinem inneren Berufe zusagend, für ihn eröffnen. Der Erzieher soll ihn doch hierzu vorbereiten, aber dann muß er auch zugleich verstehen, Liebe für diesen Beruf in ihm zu erwecken. Das ist der Prophetismus, den wir überhaupt dem Lehrstande wünschen**), damit er die Entwicklung der Menschheit in ihrem rechten Gange leite; und das ist ein Theil jener höheren Erziehungskunst, welche nicht bloß die Begeisterung voraussetzt, die der Erzieher mit jedem Künstler theilt, der sein Ideal darstellen will, sondern auch von ihm eine durchgebildete Besonnenheit und Selbstverläugnung verlangt. Wo aber wird das gefunden? So lange nun

*) Musae hilaritate proveniunt. Vergl. oben S. 277 ff.

**) Vergl. oben S. 175 ff.

nicht auch von dieser Seite die Erziehung die rechte Zukunft vorbereitet, bleibt der Einzelne sammt dem Volke noch weit vom Ziele zurück, und wir können auf die Früchte, welche die pädagogischen Lehren verheißen, noch lange nicht rechnen.

So ist es im Ganzen der Erziehung. Das Gebrechen legt sich indessen im Einzelnen näher vor Augen. Dieser Jüngling wird zum Studium, jener zur Handlung, ein andrer zum Handwerk u. s. w. bestimmt; nun ist es schon eine alte Rüge, daß darin unglückselige Misgriffe geschehen, weßhalb eben die wenigsten Menschen auf ihrer Stelle stehen. Auch hat man mit Recht einerseits diejenigen getadelt, die bloß auf die Anlagen des jungen Menschen sehen wollen, als ob nicht er zugleich für die Welt, sondern die Welt nur für ihn da wäre, und daß man ihn also nicht für seine Stelle in den wirklichen Lebensverhältnissen bildet, so wie man andererseits noch häufiger diejenigen tadeln muß, welche nur auf dieses gute Fortkommen in der Welt seine Bildung berechnen, mit Nichtachtung dieser oder jener vorzüglichen Anlage. Beides nämlich soll man vereinigen, und so in dem jungen Menschen seine Trefflichkeit für diejenige Stelle ausbilden, welche man als wahrscheinlich für ihn voraussieht. Aber wie wenig geschieht das! Und wie wenig kann es geschehen, so lange die Prüfung der Fähigkeiten nur so äußerlich genommen wird, wie es in den gewöhnlichen Schulzeugnissen geschieht! Wohl sind solche nothwendig, aber der Verbesserung bedürfen sie, wenn der Jüngling wahrhaft soll erkannt, und Ausnahmen müssen die bestehenden Verordnungen zulassen, wenn nicht die besten Köpfe und Kräfte der künftigen Generation sollen entzogen werden. Doch davon ist schon oben gesprochen*), und wir bringen es hier nur in Erinnerung, weil das Mangelhafte hierin, ganz besonders was den Gelehrtenstand betrifft, ebenfalls unter die Ursachen gehört, welche dem guten Erfolge der Erziehung im Wege stehen; und so bedarf es keiner weiteren Ausführung.

*) S. 273 ff.

Nur müssen wir auf eine Erfahrung aufmerksam machen, welche der Beobachter der Jugend nicht vergessen darf, und auf welche ihn schon das oben berührte Gesetz der Gegenwirkungen hinweiset. Es folgt oft eine Zeit der Trägheit auf die des eifrigsten Fleißes, und so umgekehrt. Der Eifer kann also neu aufgeweckt werden, wenn er bisher eingeschlafen war, und man darf wegen dieses Schlummers, den der Seelenarzt freilich wissen muß zu beurtheilen, nicht die Hoffnung zur Genesung aufgeben; er kann derselben sogar dienen. Daher ist es nicht immer das beste Mittel, daß man den jungen Menschen in seinem Eifer noch mehr treibt und fortdrängt, denn es kann darauf jene krankhafte Erschlaffung folgen, bisweilen auch eine Art Ekel an dem Gegenstande. Solche Erfahrungen werden vielleicht keinem Schulmanne fremd seyn. Ja, manchmal ist das sogar ein Mittel, die Lust für etwas zu entzünden, daß man den Gegenstand wo nicht ganz wegzieht, doch mit einer gewissen Kargheit ihn nur zu kosten giebt; eine Maxime, von welcher auch schon die ältere Pädagogik weiß. Die Anwendung solcher Mittel aber setzt wiederum eine Kunst voraus, welche vielleicht die des Arztes noch übertrifft. Sie ist besonders demjenigen Vater zu wünschen, der seinen Sohn für ein gewisses Fach bestimmt, und ihm also die Lust dazu erwecken muß, das ihm selten auf dem Wege gelingt, wie ein Mengs, der Vater, seinen Sohn Raphael ein Maler zu werden mit Züchtigungen zwang, auch schon dann kaum halb gelingt, wenn er von dem Gehorsam des Sohnes fordert, das zu erwählen, was er ihm zugedacht. Die Schlaffheit und Unlust, welche die jungen Leute in ihrer Lehrzeit gewöhnlich zeigen, erklärt sich hinlänglich aus solchem Unverstande der Väter.

Weiter müssen wir tadeln, daß man bei aller Sorgfalt, gerechte Zeugnisse über die Fähigkeiten des Jünglings auszustellen, wie auch sie harmonisch zu bilden, oft grade die Hauptsache zu versehlen pflegt. Geben die Maturitäts-Prüfungen dem Schüler den höchsten Grad, der sich in allen

Schulkenntnissen als gut ausweist, und setzen denjenigen, der in einigen zurücksteht, aber in irgend einem einzelnen Zweige sich auszeichnet, um einen Grad niedriger, so verstehen sie weder die Anlagen zu würdigen, noch den künftigen Mann zu erkennen. Denn grade der, welcher in allem das Geforderte leistet, steht in der Regel auf der Ebene, hält sich nach der Vorschrift, und wird in der Zukunft nur Mittelmäßiges leisten; so findet es sich mit nur seltnen Ausnahmen. Derjenige aber, in welchem etwas Vorzügliches hervorstrebt, läßt dieses und jenes bei Seite liegen, achtet auch wohl nicht einmal auf die strengen Schulforderungen in diesen Gegenständen, selbst auf die Gefahr hin, sich den Unwillen der Lehrer zuzuziehen, und vereinigt seine ganze Kraft für den einen Punct, auf welchen er mit ganzer Seele hinarbeitet. Ein Glück für ihn, wenn er einen Lehrer findet, der in sein Geheimniß schaut, wie der Knabe Linné in einem Arzte zufällig den fand, der in ihm den künftigen Naturforscher erkannte; oder wie der siebenjährige Händel, den sein Vater zu einem Juristen bestimmt hatte, so glücklich war, einen Fürsten zu finden, der den großen Musiker in ihm voraussah. Öfter ist es anders, und dann wird dem Verkannten die Zukunft verdorben, und das Gemeinwesen noch dazu in seinen Erwartungen getäuscht. Der Gärtner mag wohl einen einzelnen Sprossen abschneiden, weil er die andern nicht aufkommen läßt, auch etwa die Symmetrie stört, aber mit der Bildung des Menschen verhält es sich hierin anders, als mit der Natur des Baumes. Sie erwächst zu ihrer Vollkommenheit nicht in Einer bestimmten Form, sondern durch diejenige Idee, welche ihr von Gott in das Leben mitgegeben ist, wenn sie sich frei und schön herausbildet; und sie dringt dann gemeiniglich in irgend einer Hauptrichtung hervor, welche der engsinnige Blick vielleicht für einen Auswuchs hält. Da meint denn der schulgerechte Sinn, das müsse man zurückdrücken, um alles recht im Gleichgewichte zu halten, wie es wohl mancher Dichter und Philosoph zu seinem Leidwesen auf der Schule erfahren hat. Gleichwohl ist es eben

dieser Zweig, den man vernichten wollte, derjenige, welcher die Blüten und Früchte bringt, und zu einer schöneren Krone erwächst, als sie dem Erzieher vorstand. Was ist denn auch mit jenem pedantischen Urtheilen gewonnen? Sehe man nur ein halbes Menschenalter weiter hinaus, so stehen jene, die niedriger gesetzt worden, doch höher wie die andern, und die man am höchsten setzte, sinken vielleicht bis unter die Mittelmäßigkeit herab. Es ist also in solchen Beurtheilungen die größte Vorsicht und Einsicht zu empfehlen. Das geübte Auge eines Pädagogen sieht oft mit einem Blick in die Seele des Jünglings tiefer und sicherer, als alle die noch so sorgfältig angestellten Prüfungen, und mancher würdige Schulmann weissagte dem Schüler, was oft buchstäblich eintraf. Auch die Mitschüler würdigen ihn nicht selten richtiger für seine Zukunft, als jene, wie man meint, festbegründeten Urtheile. — Wir reden hier wiederum vorzugsweise von dem Gelehrtenstande, weil in den andern Ständen schon die frühere Thätigkeit das darlegt, was zum künftigen Berufe mehr oder weniger tüchtig macht; das Leben selbst ist die Prüfung.

Vornehmlich ist zu wünschen, daß diejenigen Jünglinge, die zu dem geistlichen Stande den wahren Beruf haben, schon in ihren Schuljahren erkannt, und diejenigen dagegen, welche nur so äußerlich ihn erwählen, bei Zeiten von demselben abgehalten werden. Denn es ist in keinem Stande so wichtig als in dem, welchem die Erweckung und Ausbildung des christlichen Lebens anvertraut wird, daß der Lehrer mit Geist und Gemüth seinen Beruf erfülle*); grade davon hängt ja das Wesentliche in der Erziehung des Volks, ja das Heil der Menschheit ab. Nur diejenigen, welche die Geistestaufe erhalten haben, sind zum geistlichen Berufe geweiht. Das aber muß man von jedem wissen, bevor man ihn dazu bestimmt vorbereitet. Aber welches sind die Kennzeichen? Und sind sie nicht trügerisch? Allerdings wird man

*) Auch hier beziehen wir uns auf das, was schon oben gesagt ist S. 263 ff.

noch lange über Fehlgriffe hierin klagen, bis man zu einer sichreren Vorerkenntniß kommt; nur soll man gestehen, daß uns hierzu noch vieles mangelt, und daß dieser Mangel das Bedürfniß nicht aufhebt, daß man indessen auch diejenigen, obwohl seltneren Fälle, wo sich sichere Vorzeichen darbieten, nicht möge unbeachtet lassen.

Auch über die Gebrechen in der Töchtererziehung, hauptsächlich des Mittelstandes, welche das Mädchen mehr von seiner wahren weiblichen Bestimmung abführen, als zu derselben vorbereiten, wäre noch viel zu klagen, allein schon das oben Gesagte weiset im Allgemeinen darauf hin, und das Bestimmtere hat der Verfasser anderswo gesagt*).

Endlich ist noch zu erinnern, daß unsere Erziehung für den Jüngling und das Mädchen nur eine glückliche Zukunft ins Auge zu fassen pflegt, welche doch eben nicht die gewöhnliche ist. Die wenigsten Menschen sind auf die Stürme des Lebens vorbereitet. Die Rosenzeit dieser Jugendperiode läßt den Gedanken an die Schwüle des Lebenstages und an seine mannigfaltigen Leiden gar nicht aufkommen, und so sehen sie nachmals schon das kleinste Hauskreuz mit einem Befremden an, als widerführe ihnen etwas, worüber sie Gott und die Welt anklagen müßten. Wie unsere dermalige Erziehung beschaffen ist, dürfen wir wohl behaupten, daß die Jugend für das Leben verwöhnt wird. Treten die jungen Leute selbstständig in dasselbe ein, so ist es manchen, als wären sie aus einem schönen Traum erwacht, und sie sehen sich nunmehr von einer traurigen Wirklichkeit aufgenommen. Sie wissen sich nicht hineinzufinden, weil sie gar nicht darauf vorbereitet sind, sie begehen Thorheiten, weil sie von keiner Klugheit wissen, sie werden bitter, leidenschaftlich, weil sie nicht für die Lebenskämpfe vorbereitet sind, und so sind sie unglücklich, und machen auch ihre nächsten Menschen unglücklich. Ist das nicht die Klage in so vielen Ehen, so wie

---

*) In der Schrift: **Grundsätze der Töchtererz. für die Gebildeten.** 2te umgearb. Aufl.

in so vielen amtlichen Verhältnissen, und überall bei Hohen und Niederen? Auch daran hat die Erziehung große Schuld. Sie sollte nicht unterlassen die Brust zu stählen, daß sie stürmischer Witterung entgegen gehen kann, und das Herz für ein Leben unter den Menschen zu stärken, worin das Herz viel zu dulden, und doch alles mit Liebe zu überwinden hat, und sie sollte dabei zugleich die rechte Klugheit lehren. Aber es ist keine leichte Aufgabe, diese Vorbereitung auf eine ernstere Zukunft, ohne daß doch die freundliche Gegenwart getrübt werden darf. Wie wird ihre Lösung gelingen? Wir wissen kein anderes Mittel, das sich bewährt, als das Christenthum. Es macht ein fröhliches Herz, welches fortwährend an dem Vaterherzen Gottes erstarkt; es gewöhnt dem Willen Gottes sich zu ergeben, und freudig den Pfad zu wandeln, den dieser ihm vorschreibt, wäre er auch mit Dornen bewachsen. Denke man sich z. B. einen Jüngling, den das Loos trifft in den Krieg zu ziehen, oder der sich den Gefahren der See hingeben muß, — sollte er nicht in seinem Charakter und in seinen Erwartungen durch die Erziehung dafür vorbereitet seyn? Oder denke man sich, wie manches Mädchen aus der wohlthuenden Fürsorge des elterlichen Hauses in ein fremdes eintritt, oder auch in einen Ehestand, wo Beschwerlichkeiten, Sorgen, Krankheiten u. dgl. auf sie warten — würde es sich nicht besser in alles finden, wenn es auch dergleichen gut zu ertragen durch die Erziehung bereitwillig gemacht worden? — Grade dieser Mangel in der gewöhnlichen Erziehung wird am unmittelbarsten gefühlt, und eher kann es im Leben nicht besser werden, als bis man ihm abhilft.

Allen diesen Fehlern liegt jene gemeine Ansicht zum Grunde, welche nur so von der Naturseite die Jugend betrachtet, als stehe in ihr das Leben in seiner höchsten Blüte*). Wäre der Mensch ein unfreies Wesen, so möchte von ihm

*) Hierauf bezieht sich der Anfang jener Unterhaltungen S. 3. Vgl. S. 190 — 193.

das Schöne des Pflanzenlebens gelten, so aber überlassen wir das der Poesie, und wissen, daß in dem Jüngling die Menschenkraft noch nicht ihr Höchstes erreicht hat, vielmehr nur in jener äußeren Blüte eine innerlich beginnende ankündigt. Sie ist das Zeichen, daß sich das innere Leben erschlossen hat, welches als die höhere Kraft, als die des geistigen Wesens bis ins Greisenalter, ja bis in das Jenseits hinüber zu entfalten bestimmt ist. Denn das Ebenbild Gottes ist dem Menschen zum unendlichen Werden eingeschaffen. In diesem höheren Seyn ist die Frucht immer wieder die Blüte; bis dahin reicht nicht das Abbild der Pflanzenwelt*). Wenn nun die Erziehung die Reife der Jugend zu ihrem Ziel- und Endpunct macht, so wird ihr ganzes Geschäfte niedergehalten und der Geist ist ihr entflohen. Dieser Geist sieht nämlich in der Gegenwart die Zukunft, bildet in dem Kinde schon den Jüngling, in diesem aber den Menschen für sein ganzes zeitliches, und in allem diesem zugleich für sein ewiges Leben. Daher ist auch die Einseitigkeit, wenn man diese letztere Periode in der Jugenderziehung ansieht, als von dem Zusammenhange losgerissen, und als sey sie auch die letzte in der Entwicklung des Menschen, nicht besser, als wenn wir die jetzige Culturstufe für den höchsten Blütenstand unseres Geschlechts preißen wollten**). Somit bleiben denn auch die Klagen über den schlechten Erfolg der Erziehung schon darin gegründet, daß sie da, wo sie die letzte Hand anlegt, nur auf das Gegenwärtige sieht, höchstens mit dem Blicke auf das Vergangene, aber nicht auf das, was werden soll,

---

*) Doch wußte auch das der Dichter in ein Bild aus diesem schönen Reiche zu kleiden:

„Wo trägt die Gegenwart der Zukunft Blütenkrone?
Wo sich ein Vater sieht verjüngt im Sohne. —
Der Gärtner sey gelobt, der diesen Baum begießt,
Wo Frucht aus Blüt' und Blüt' aus Frucht unendlich sprießt."

Fr. Rückert (Lehrgedicht).

**) Vgl. oben S. 93.

und werden würde, wenn sie darauf sähe. — Auch für diese letzte Periode bedarf also die Erziehung der Verbesserung.

So sehen wir denn, was der Erziehung noch fehlt, um in jedem Jugendalter die wahre zu seyn. In keinem leistet die bisherige, was man von ihr erwartet, weder bei dem kleinen Kinde, noch bei dem Knaben und Mädchen, noch bei der zur Reife heranwachsenden Jugend. Zwar wird es immer so seyn, weil in den menschlichen Dingen die Mängel nicht aufhören, sie wird nie leisten, was sie zu leisten wünscht, und nie den Wünschen entsprechen, aber eben darum wird sie zum Vollkommneren fortzuschreiten streben, und also vor allem ihre Mängel ins Auge fassen. Diese haben wir nun in dem Vorhergehenden betrachtet, obgleich nur im Allgemeinen, jedoch mit den Andeutungen, welche auch an die nicht ausdrücklich bemerkten Gebrechen erinnern können. Alles führte uns darauf hin, daß die Geringschätzung der pädagogischen Vorschriften, welche in der neuesten Zeit sogar zuzunehmen scheint, allerdings verschuldet ist, und daß eine Reform, d. i. eine aus tieferem Grunde hervorgehende und in allen Richtungen auszuführende Verbesserung der bisherigen Erziehung Noth thut*). Der erste Schritt dazu ist gethan, wenn wir dieses erkennen.

Auch erinnert uns jeder Blick in den Entwicklungsgang der Menschheit, daß die Erziehungsthätigkeit eine Heilkunst in sich schließen muß. Der Vater der Aerzte**) hat in seinem ersten Grundsatze eine Vorschrift ertheilt, die auch der Erzieher anwenden kann, „nicht bloß der Arzt selbst, sagt er,

---

*) Vergl. oben S. 215.

**) Hippocrat. Aphor. 1. *Δεῖ δὲ οὐ μόνον ἑωϋτὸν παρέχειν τὰ δέοντα ποιέοντα, ἀλλὰ καὶ τὸν νοσέοντα, καὶ τοὺς παρέοντας, καὶ τὰ ἔξωθεν.* — Uebrigens vgl. oben S. 20.

müsse das thun, was ihm zukommt, sondern auch der Kranke, und auch die umgebenden Personen, und auch alles außerhalb." Die Erziehung kann Großes bewirken zu der Heilung sowohl als zum gesunden Gedeihen, aber sie ist an Bedingungen gebunden, ohne welche sie es nicht vermag; an innere und äußere Bedingungen, die wir in den obigen Abschnitten bemerkt haben, indessen noch zur Uebersicht zusammenstellen müssen, damit wir keine für sich und in ihrem Zusammenhange übersehen.

1. Innere Bedingungen. Eigentlich ist es nur Eine, sie tritt aber in mehreren Beziehungen ein. Die wahre Erziehung ist der Eine richtige Weg, welcher aus dem rechten Grund zum rechten Ziele führt. Nennt dieses Ziel Sittlichkeit, Humanität, Vollkommenheit, Gottähnlichkeit, oder wie ihr sonst einen edlen Namen findet, es ist immer nur das, was uns erst durch die wahre Gottes- und Selbsterkenntniß enthüllt wird, soll es anders nicht ein leeres Wort seyn. Und der Anfang, von welchem der Weg, der dahin führt, ausgeht, welcher andrer kann es seyn, als der ewig feste Grund, den wir in dem Christenthum erkennen? Das also ist ganz einfach die innere Bedingung, welche den Erzieher in den Stand setzt, die Jugend wahrhaft zu bilden; ohne diesen Ausgangspunct und Weg und Endzweck schwankt er in einer unsicheren Thätigkeit von Einem zum Andern, und weiß nicht, was er will, noch weniger, ob der Erfolg der erwünschte seyn werde. Daher denn das Unstete und Ungleiche in dem Erziehungswesen, sowohl bei dem Individuum als in der Gesammtheit. Wie vielfach ist doch das Verfahren, wie man die Kinder behandelt! Wie gerne stellt doch jeder seine eigenen pädagogischen Maximen auf! Und wie gefallen sich in solcher Eigenheit oft die Väter, Mütter, Lehrer so sehr, daß sie ihrem Besserwissenwollen das Kind zum Opfer bringen! Würden sie das Christenthum in sich aufgenommen haben, so hätten sie damit die Einfachheit gefunden, welche das Erziehungsgeschäfte von Anfang bis Ende sicher und auch glücklich leitet; und würde dieser Weg allge-

mein eingeschlagen werden, so wäre auch Einklang in allem Einzelnen, was zum Gesammtziele führt. Dann erst hätten wir eine Erziehung wie des Volkes so jedes Menschen. So lange es nun noch an jener Grundbedingung fehlt, leidet die Erziehung an hundert Gebrechen, und die Sittlichkeit bleibt mit der Frömmigkeit und allem, was Heil bringt, zurück*).

2. Aeußere Bedingungen. Sie lassen sich nicht alle aufzählen, und deshalb haben wir in dem Obigen nur die nächsten angegeben. Die Volkssitte dürfte nichts Schlechtes, nichts Hemmendes in die reine Jugendbildung hereinbringen, wenn sie gelingen sollte; und so müßte insbesondere die Religion sie durchaus begünstigen. Dahin auch müßte die Weisheit der Gesetze wirken. Dann müßten die Eltern selbst vollkommen erzogen seyn, wenn sie aufs Beste erziehen sollen. Endlich müßten alle Menschen, die das Kind vom Frühesten an umgeben, ohne Tadel und nur von bildendem Einflusse seyn. Wo aber und wann ist auf alles dieses zu rechnen? Daher könnte auch nirgends und nie die Erziehung gelingen, wenn nicht die Vorsehung das Beste dabei thäte, und wenn man nicht das schon als ein Gelingen anzusehen sich bescheiden müßte, daß doch in der Hauptsache die Wünsche erfüllt werden. Das Wichtigste ist nämlich die Sittigung des jungen Menschen, hiermit zugleich die Begründung eines guten Charakters und die Ausbildung seiner Anlage für das Wohlbestehen in der menschlichen Gesellschaft. Wir nennen mit Recht einen solchen wohlerzogen. Gelingt es der Erziehung noch weiter, auch tiefere Frömmigkeit, Edelsinn, reiche Kenntnisse, nützliche Geschicklichkeiten u. s. w. in ihm zu bewirken, so kann sie sich noch mehr glücklich schätzen. Daß indessen dieses selten gelingt, sogar jene geringere Forderung eben nicht so gewöhnlich erfüllt wird, das ist bei den vielen Bedingungen, welche sich dazu vereinigen müßten, und wovon oft die wenigsten eintreten, gar nicht anders zu erwarten. Soll

---

*) Wir fassen hier nur zusammen, was oben ausführlich gezeigt ist, S. 242 ff. 255 f. 193 ff. 204 f. u. a. a. O.

es besser mit unserer Nachkommenschaft werden, so müssen wir von allen Seiten dazu wirken, daß die Eltern und das ganze Volk edler und frömmer werde.

Und so ist es auch aus allem diesem erklärbar, daß es der Erziehungsweisen und Systeme immer neue giebt, ohne damit das zu gewinnen, was gesucht wird, weil man grade auf das standhafte Princip nicht eingeht. Deßhalb fehlt auch überall das Vertrauen auf die Erziehungskunst, und zwar nicht selten bei denen selbst, die sie ausüben. Sie haben auch nur die Wahl zwischen Halbheiten oder einer Consequenz, die meist noch schlimmer ist. Denn wollen sie ihr Princip durchsetzen, z. B. des strengen Gehorsams oder das entgegengesetzte der Ungebundenheit, so kann es nicht fehlen, daß sie nicht an allen Seiten anstoßen, und wirklich Unheil anrichten. Wollen sie aber keinen Grundsatz durchführen, so richten sie sich nach Zeit und Umständen, lassen sich von dem Winde treiben, wohin er sie auch verschlagen mag, oder laviren, so gut es gehen will, und — doch man sehe sich nur um, wie man allgewöhnlich das treibt, was man Erziehen nennt. Nun so mag es denn jeder so gut er kann treiben, aber er lasse sich nicht dünken, daß er sich seiner Halbheiten zu rühmen habe. Gut ist es noch, wenn ihn dabei einige Erfahrung und ein gewisser Tact leitet. Indessen besser wird es damit nicht um die Erziehung, und darum bestehen wir darauf, daß es nur dann besser werden kann, wenn sie von Grund aus eine Umänderung erfährt. Diese aber soll nicht etwa ein Umwerfen dessen seyn, was sich in ihr bewährt hat, nicht ein Abschaffen des Alten, das gut ist, nichts von einem Radicalismus, wogegen wir uns schon oben erklärt haben, sondern ein Entwickeln des Bessern aus dem Guten, ein Abstreifen des anerkannten Schlechten, und hiermit ein stetiges Fortschreiten in dem bisherigen Gange, jedoch mit mehr Umsicht als bisher, und mit dem Streben jenen tieferen Bildungsquell in alle Lebensverhältnisse zu leiten*).

*) Vergl. S. 247 ff.

Das führt denn auf den Hauptpunct zurück. Das sittliche Leben entquillt aus der Religion, sie selbst aber bildet sich nur in sittlicher Gestalt. Ein Geist ist es, der Beides in dem Menschen zum höheren Leben einigt, das aber vermag nur die Erziehung, welche das Kind wie das Volk zur Sittlichkeit und Frömmigkeit bildet, aber zugleich aus der Vereinigung von diesem Beiden erwächst. So besteht eins in dem andern und durch das andere, und so ist die Erziehung eine fortschreitende Entwicklung der Menschheit. Ein herrlicher Organismus, eine geheiligte Gesammtwirkung, worin sich das Leben zur höchsten und fortwährenden Blüte entfaltet! Diese Einheit nun ist es auch, was die Erziehung zu einem Ganzen macht, indem sie der herangereifte Mensch für sich selbst übernimmt.

Vierte Abtheilung.

Die Selbsterziehung.

Noch einmal waren die Freunde so glücklich zusammen zu kommen, die drei alten mit den drei jungen Männern; eine Freude, die der Geheimerath nicht mehr zu hoffen gewagt hatte. Die beiden Neffen hatten ihre akademische Studienzeit mit gekröntem Erfolge beendigt, ihr Freund lebte seit kurzem von ihnen getrennt als Lehrer an einer höheren Schulanstalt, aber seine Ferienzeit brachte er eben jetzt auf dem lieben Landsitze zu, als sich dem gastfreundlichen Besitzer auch die andern ehemaligen Gäste anmeldeten. Nach einigen Tagen fanden Sir James und der Abbé wieder in dem gewohnten Kreise sich ein, und so, als wären ihre Geister einander näher gekommen; im Einklange hatten sie immer gelebt.

Der Abbé wurde zu Paris in den geistreicheren Salons gerne gesehen; er besuchte sie auch gerne, gab sich aber nicht der Eitelkeit hin, welcher auch dadurch geschmeichelt wurde, daß seine Urtheile großen Einfluß gewannen, sondern zog es vor, öfters zu Freunden auf das Land zu reisen, wo er tiefer in das religiöse Leben einwirken konnte. Da fand er Gelegenheit zu ermuntern, zu unterstützen, zu belehren, auch manches Gemüth in den Klippen der Zweifel zum sichern Hafen hinzuleiten. Er war ein Bischof der unsichtbaren Kirche. Die Beweglichkeit war auch der Gesundheit des heitern Greises zuträglich, und seinen Freunden erwünscht. So hate er denn jetzt seinen Freund Engländer eingeladen, auf dessen Reiselust er rechnen konnte, ihn zu Paris abzuholen; „wir müssen," schrieb er, wie er sich gerne auch in unserer Sprache ausdrückte, „unsern guten Deutschen

noch einmal heimsuchen.“ Sir James hatte mittlerweile grade denjenigen Einfluß auf die Staatsgeschäfte gewonnen, der ihm am meisten zusagte, weil er geräuschlos aber sicherer zum Gemeinwohl wirkte. Besonders lag ihm die Verbesserung des Volks durch die Erziehung am Herzen, und seine reichen Erfahrungen, die er unter den vielen und verschiedenen Völkern der Erde gesammelt hatte, gaben seinen Ideen einen ganz eignen praktischen Werth. Die Staatsmänner wußten das zu schätzen, und zogen ihn, den Mann von tadellosem, festem Charakter, zu Rath. Auch wirkte er als beliebter Schriftsteller für die höhere Bildung, in welcher sein energischer Geist lebte. Er nun und sein französischer Freund waren einander so unentbehrlich geworden, daß selbst ihre leibliche Trennung das Zusammenleben ihrer Geister nicht mehr unterbrach; aber sie hielten sich dabei immer an ihren deutschen vermittelnden Freund, aus dessen Gemüthsruhe ihnen immer jener heilige Ernst entgegen leuchtete, der sie um so inniger vereinte, je näher sie der letzten und höchsten Entwicklung der Lebensblüte entgegenreiften; wie sie das Sterben wohl nannten. „Wie reich sind diese Männer in ihrem Alter!“ sagte der Philologe zu seinen jungen Freunden, als sie wieder einen Tag mit ihnen verlebt hatten.

Diese waren in ihrer Jugendlichkeit männlicher geworden, und doch gehörten sie einander jetzt nur noch mehr an, indem jeder, freier auf seinem Standpuncte stehend, den andern besser und liebender verstand. Ihre Mittheilungen hatten nur das wilde Feuer verloren, das sie früher bisweilen störte, ein edleres war ihnen geblieben, eben das, welches von dem gemeinsamen Ziele aus sie begeisterte. Der Philologe hatte mehr in das wirkliche Leben blicken gelernt, seit er an der Schule angestellt war, und nun gewann er auch diese Seite seiner Lebensidee lieb, sich in die Seele des Schülers einzustudiren, und sich so ganz in dieselbe herabzulassen, um sie zu ihrer eigensten Thätigkeit im Fleiße anzuregen. Er hatte bald bemerkt, daß der Mensch vom Frühesten an zu-

gleich sich selbst erziehen müsse, und daß er eben hierzu eines Erziehers außer ihm lange genug bedürfe. Die beiden Brüder hatten seit einiger Zeit die Vortheile einer solchen Erziehung empfunden, denn sie waren sich selbst mehr überlassen, und dennoch war es jedem nicht im mindesten anders als wäre noch der ältere Freund, oder der akademische Lehrer, oder der berathende Oheim um ihn her. Ihre Selbsterziehung war nunmehr ganz frei geworden, nur befanden sie sich fortwährend in der unsichtbaren Begleitung jener Führer.

Alwin arbeitete auf einem Bureau, wo Regierungsverhältnisse vorkamen, die ihn die Schiefheit seiner früheren Richtung völlig erkennen ließen, und so dachte er oft mit Dank an die Männer auf jenem Landsitze, die ihn zur Selbsterkenntniß so erweckt hatten, daß er einsah, wie er auf dem Wege einer strengen Zurechtweisung nur tiefer in jene schiefe Bahn wäre gestoßen worden. Sein Rechtssinn stand jetzt im Bunde mit einer verständigen Menschenliebe, welche ihm jedoch immer gegen die falsche Begeisterung seiner lebhaften Natur auf seiner Hut zu seyn, und auch wohl den Freund zu Hülfe zu nehmen empfahl. Hugo konnte sein in sich gekehrtes Wesen zwar nicht ändern, und wollte das auch nicht; denn in seinem tieferen Gemüthe war eine freundlichere Weltansicht aufgegangen, worin er auf die schönen Tage bei dem Oheim jetzt erst mit offenen Augen zurücksah, und er hatte sich über seine Empfindlichkeit erhoben, und seine Gereiztheit durch die Macht des christlichen Geistes niedergeschlagen, dabei sich selbst geboten, mehr außer sich heraus in ein thätiges Leben zu treten. Darum erkannte er auch das mit Dank, daß er vor dem Festhalten in einer engsinnigen Form, wozu er so geneigt war, bewahrt worden. Seine Hülfeleistungen im kirchlichen Amte machten ihn täglich mehr zu einem wirksamen Geistlichen. Auch er sah sich oft nach dem Freund um; denn er bedurfte mancher Erinnerung, besonders um sein Denken mehr in das Objective hinauf zu läutern.

So sahen sie sich denn wieder auf dem geweiheten Land-

sitze. Die drei Alten sahen auf die jungen Männer mit Freuden hin; der freundliche Abbé sagte ihnen: „Nein, Ihr habt Euch nicht verändert, und seyd doch anders geworden!" — „Nämlich edles Streben bildet den edlen Mann," setzte Sir James hinzu, und der Oheim: „ich hoffe, Ihr bleibt so Euch und den Freunden getreu!" — wobei er dem Freunde seiner Neffen die Hand drückte. Die jungen Männer wußten diesen Aufmunterungen ehrerbietig zu antworten.

Die Jahrszeit war angenehm; man ergieng sich im Freien, und unterhielt sich, wie es kam. Heiter war der Sinn bei Alt und Jung, und der Geist würzte den freien Herzenserguß. Nun wünschte der Oheim, daß dieses glückliche Wiederzusammenkommen auch das Bild, das in seiner Seele lebte, ausmalen möchte. Ein Verein von Freunden, wo kein Meister mit gebietendem Worte voransteht, sondern der Geist selbst von oben herab das gemeinsame Denken hinaufzieht, und zur freien Mittheilung antreibt — solcher Verein hatte sich hier gebildet. Und in solchem Gesammtleben der Geister fand er Höheres noch, als in der Harmonie der Sphären, die man in der Sternenwelt vernimmt. Auch jetzt wollte er die Unterhaltung mit ihrem frühern Hauptgegenstand beschäftigt wissen, mit der Erziehung, aber auf die weiteren Lebensalter angewendet. Er wußte wohl, daß der Mensch sich auch selbst erziehen soll, und daß auch hierzu das Christenthum die rechte Kraft sey, worin sich die höchste Lebensblüte bis zum Lebensende und — bis darüber hinaus entfalte; und daß vom ersten bis zum letzten Athemzuge die Einheit erscheinen müsse. Er versprach sich über diesen Gegenstand eine interessirende und belehrende Unterhaltung.

Mit Vergnügen gieng die Gesellschaft darauf ein, und man bezeichnete sich den Gang in folgenden drei Unterhaltungen, die diesmal jedoch nicht grade in bestimmten Vorträgen, sondern in freien Gesprächen bestehen sollten. Zuerst nämlich mußte der Begriff der Selbsterziehung besprochen werden, dann wollten sie ihn zweitens auf das Leben in

den gesellschaftlichen Verhältnissen anwenden, und drittens das Privatleben im Dienste der Weisheit.

Erste Unterhaltung.

Wie der Mensch sich selbst erzieht.

„Wenn der Seherblick schon in dem Kinde den Greis sieht*), so muß er in dem Greise noch das Kind zu erkennen vermögen," bemerkte der Schulmann; „und, setzte der Geheimerath hinzu, der Scharfblick sieht auch, was das Kind selbst zu seiner Entwicklung thut, welches mehr ist als die Väter glauben, die Mütter wohl eher beobachten." Es wurde nun weiter erinnert, daß jenes Naturgesetz, welches sich in jedem Keime offenbart, auch hierauf anwendbar seyn möchte: jede auflebende Kraft beginnt aus sich selbst im Unendlichkleinen, sie wird aber schon in dem nächsten Moment mehr selbstthätig, und nimmt hierin zu, während ihre Hingebung an die Fremdthätigkeit (dieses Wort sey als kurzbezeichnend erlaubt) in demselben Grade abnimmt. Sie ergreift mehr und mehr selbst das Fremde und eignet es sich an. — „Also das Freithätige ist es, meinte Alwin, dieser Geisteshauch, der von Anfang bis zu Ende in unserm Leben athmet." — „Wohl! entgegnete Hugo, nur ist dieser Hauch nicht zu trennen von dem Lebensquell, dem er entströmt. Das Freie ist an sich nichts anders als das Unbestimmte, es ist nur die Form unserer Kraftthätigkeit, in welcher das Selbst lebt: wozu sich aber dieses bestimmt, ob so oder anders, ob zum Guten oder zum Bösen, das liegt in der Tiefe seines Wesens, und aus dieser quillt herauf, was seinem Leben die Richtung giebt nach dem selbst erwählten Ziele hin. — Hier nun, mein Lieber, sind wir ge-

*) S. oben S. 297.

nau an dem Puncte angelangt, in welchem sich die Seele zuerst entscheidet, wenn sie gleich erst später in ihrem Bewußtseyn den Unterschied von gut und bös entwickelt. Welcher Mensch aber vermag bis auf jenen Grund der verhüllten Tiefe zu blicken? Das nur wissen wir, daß, so weit wir in unserm Selbstbewußtseyn zurückgehen, diese Entscheidung schon da war, und das sehen wir schon bei dem Kinde in seinen ersten Lebenstagen, daß in diesen beiden Richtungen die Kraft hervorbringt, wenn gleich nicht eben vorherrschend in der besseren."

Man fand in diesem Zurückführen auf den ersten Punct den Weg für die zunächst vorliegende Entwicklung angegeben.

I.

Das Selbsterziehen in dem Erzogenwerden von der Kindheit an.

Der Schulmann, der das Ergebniß dieser Unterhaltung übernommen hatte, sprach:

1. von dem Anfangspuncte dieser Erziehung.

Er begann diese Gedankenentwicklung mit der Hinweisung auf den Begriff des Lebens, welcher Einwirkung und Gegenwirkung in sich schließt, also immer auf einen Kampf hindeutet. Dieses aber ist nicht der Kampf in dem Menschenkinde. Auch die Lilie treibt sich in einem inneren Aufnehmen und Herauswirken zu ihrer Reinheit und Schönheit heraus; auch in dem Paradiese der Unschuld würde das Leben des Menschen in solchem fröhlichen Ein- und Ausathmen des Lebenslichtes von Oben ein reines, ein göttliches geworden seyn, und wir können uns wohl himmliche Geister denken, in welchen die Freiheit nur im Herein- und Herauswirken eben dieses Göttlichen sich zur höchsten Schönheit entwickelt. Daß es sich in dem armen Menschengeschlechte

nicht so verhalte, sondern daß noch ein ganz anderer Kampf in jedem vorgehe, ist ja die Klage, die so alt ist als unsere Welt. Wie uns schon jene Mythen daran erinnern, von einem Hercules am Scheidewege, oder gar von zwei Seelen, die in der Einen Person in ewigem Streit mit einander liegen, oder wie es Platon edler in dem weißen und schwarzen Roß vorstellt u. dgl. mehr, ist allbekannt. Weil es indessen zur besseren Bestimmung jenes Begriffes, und zur Ueberzeugung von der Allgemeinheit jenes Bewußtseyns dient, so sey es mir erlaubt, eine Stelle aus Cicero anzuführen*), der wohl als der Berichterstatter von den Meinungen der älteren Philosophen angesehen werden kann. Sie ist mir, wenigstens dem Inhalte nach, so ziemlich im Gedächtnisse geblieben: „Du sollst Dir selbst gebieten! Wenn man gleich nicht weiß, wie man das so sagen kann, eben als ob wir unserer Zwei wären, ein Gebietender und ein Gehorchender, so ist es doch nicht übel gesagt. Die Seele ist nämlich in zwei Theile geschieden, in den vernünftigen und in den unvernünftigen; daß wir uns selbst gebieten sollen, sagt daher nichts anders, als daß die Vernunft uns in Schranken halten müsse, damit wir uns nicht so, wie es kommt, gehen lassen. Denn in der Seele eines jeden ist etwas Niedriges, Entkräftendes, gewissermaßen Alterschwaches, ja wäre bloß dieses in ihm, so wäre kein Wesen so misgestaltet wie der Mensch. Aber dagegen ist auch die Vernunft da, die Herrin, die Königin, die auf sich selbst gestützt in ihrem Fortschreiten zur vollkommenen Tugend wird. Daß sie nun jenem Theile der Seele gebiete, der ihr gehorchen soll, das ist die Aufgabe für den Mann, u. s. w."

Wohl haben die Menschen auch der vorchristlichen Zeit das gefühlt, was das Gewissen sagt, aber auch die griechi-

*) Aus den Tusculanen, 2tem B. Cap. 21, wo man weiter die Klage über das Uebel, und die Aufforderung es zu heilen lesen kann, auch was zu dieser Heilung verlangt wird, — nicht aber wie man das vermag!

schen Weisen haben wenigstens nicht viel tiefer einzuschauen vermocht, als unser Römer es hier berichtet. Sie gehen nicht bis auf die Kindheit zurück, und bleiben nur in dem Nebel der Gegenwart. Wir aber dürfen nicht bei dem Klagen und Wünschen stehen bleiben, sondern müssen so weit wie möglich bis zum ersten Punct in der Entwicklung der menschlichen Natur zu kommen suchen, um von diesem an alsobald die gute Richtung zu erfassen, weil wir das Gute der Bildung nur an das Gleichartige anschließen oder vielmehr aus demselben heraufziehen müssen. Wenn wir also hier von einem Kampfe reden, so ist es nicht jener allgemeine, der in jedem Lebensproceß vorkommt, auch nicht bloß jener, der im Wesen der Menschheit liegt, des Geistigen und Sinnlichen, sondern der zwischen Geist und Fleisch, d. h. zwischen dem Göttlichen in dem Menschen gegen den schon von Anfang herrschend gewordenen Hang sich dem sinnlichen Selbst hinzugeben, mit einem Worte gegen die Selbstsucht. Das höhere Selbst, oder wie es gemeinhin genannt wird, die Vernunft, sollte allerdings herrschen; dann wäre auch kein Gedanke von einem Zwiespalt in uns, es wäre alles Einheit, freies Streben der reinsten Bildung, ungetrübte Entwicklung des göttlichen Keimes zur herrlichen Gestalt. Da es nun nicht so ist in uns, da vielmehr das Kind schon mit dem Erwachen ins Leben jenen Hang zeigt, welcher der guten Richtung zuvorkommt, so hat die Erziehung nichts Angelegentlicheres zu thun, als diese gute hervorzuziehen und ihr im Kämpfen und Siegen fortwährend zu helfen. Hierin ist die Freiheit in ihrem Seyn und Werden thätig. Das ist das Erste in dem Bildungstriebe, und in diesem wird alsdann das Kind mit seinem Heranwachsen mehr und mehr selbstthätig. So erzieht es sich selbst von seinem Aufleben an, indem es erzogen wird, ja je besser es erzogen wird, um so mehr erzieht es sich selbst. Nur kann das erst im Verlaufe der Jugend mehr und mehr erscheinen, wie alle Entwicklung. Die Probe einer guten Erziehung von dem unmündigen Kinde bis zur Mündigkeit des Erwachsenen ist

daher die vollkommen hervorgetretene Selbsterziehung. So nur ist Einheit in der Erziehung überhaupt, und in dem ganzen Werden des Menschen, in dem Kinde und Greise, in dem zeitlichen und ewigen Leben."

Hier nahm wieder Hugo das Wort, da er sich über diesen Aufschluß erfreute. Denn das berührte seinen Gedanken- und Wirkungskreis in dem wichtigsten Punct. Er führte dabei auf die eigenthümliche Kraft des Christenthums zurück, welche das Ebenbild Gottes auch in der Kindesseele wiederherzustellen suche, und den Geist der wahren Erziehung den Müttern und Vätern auch für die früheste Behandlung des Säuglings einflöße. Die Wehklage, die einmal Augustinus über die Beobachtung der Bösartigkeit eines solchen Kleinen äußert*), beweise nur, wie er meinte, was man auch alle Tage sehe, daß die Eltern hierin von Anfang an ihre Kinder verwahrlosen. Der Eigensinn, Ungehorsam, Widerspruchsgeist, wie auch schon der Mangel an Aufmerksamkeit, das alles sey nicht etwa eine Reaction, wie sie überall als Naturgesetz vorkomme, sondern eine Empörung in dem freien Wesen gegen das Gesetz der Freiheit, und dazu dürfe es die Erziehung gar nicht kommen lassen. Zwar könne sie jenen ursprünglichen Hang nicht austilgen, aber sie müsse ihm vom ersten Augenblicke an auflauern, und wo er irgend hervorbrechen wolle, ihn alsobald zurückdrängen und dagegen das Gute in dem Kinde hervorrufen. Durch dieses letzte gehe sie in die Selbsterziehung des Kindes über. Denn so wie der Schüler grade nur so viel lernt, als er mit seiner Aufmerksamkeit in sich aufnimmt, oder wie nur das dem Organismus zur Nahrung wird, was er sich innigst assimilirt, so geht auch nur das in die gute Bildung ein, was von dem Triebe derselben bereitwillig ergriffen und angeeignet wird. Dahin also muß unser Erziehen wirken, dazu aber gehört Liebe, Einsicht, Klugheit, Tact, und das lehrt nur der christliche Geist.

*) S. Erziehungslehre S. 432.

2. Von dem in der Jugenderziehung fortschreitenden Selbsterziehen.

Ist der Anfangspunct richtig getroffen, so wird die ächte Erziehungskunst auch jeden Schritt weiter in jenem Geiste thun, und somit alle ihre Thätigkeiten dahin zu leiten suchen, daß sie in die Selbstthätigkeit des Zöglings übergehen. Es macht sich dann von selbst, daß dieser mehr und mehr sein eigner, oder vielmehr seines Genius Zögling werde. Der Idealmensch, wie ihn Aesthetiker genannt haben, wird mit jedem Tage mehr frei, weil unter solcher Erziehung die wahre Freiheit hervorgeht. Das Kind ist aufmerksam, gibt sich gerne seinen Eltern hin, lernt mit Lust und Liebe, freut sich seiner Zunahme, und gewinnt ein frommes Gemüth. Der Knabe und das Mädchen ist mit ganzem Herzen seinen Erziehern ergeben, und bildet sich unter ihnen mit wachsendem Triebe; lernt sich auch schon allmälig selbst erkennen, und seine Fehler bereitwillig verbessern. Der Jüngling gelangt zum klaren Bewußtseyn seiner Lebensidee, in welche er sich schon mit Freiheit eingelebt hat. Ein herrlicher Anblick, wo man das Werk einer solchen Erziehung sieht! Es versteht sich, daß es auch nicht bloß auf den erziehenden Einfluß von Außen ankommt, sondern — an Gottes Segen ist alles gelegen, und das Licht von Oben giebt die rechte belebende Kraft.

Diese Erziehungsthätigkeit ließe sich in allen einzelnen Puncten nachweisen. Alles, was die Pädagogik lehrt, das im Physischen, Moralischen, Intellectuellen während der Jugendzeit gebildet werden soll, läßt sich so vereinigen, daß die Selbstkraft darin thätig sey, und daß sie aus jenem tiefsten Quell, in welchen die Kraft von Oben einfließt, ihr Bestes erhält. Die Ausführung ist uns nicht unbekannt*).

---

*) Die vorhergehende (3te) Abthl. handelt hiervon in dieser Beziehung, überhaupt der ganze Abschn. III. S. 285 ff., insbesondere was das kleine Kind betrifft unter A. S. 295 ff. und das heranwach-

Auch haben wir aus unserer eigenen Jugend wohl manche erfreuliche Erfahrung mitgebracht, und sehen wir nicht um uns her Knaben und Mädchen, die mit ernstem Streben an ihrer Bildung arbeiten, die sich auch wohl mit Selbstanklagen nicht verschonen, wie auch solche, die im Gebete, wie einst ein Doddridge, ein Gellert, ein — und wie viele Kinder beiderlei Geschlechts schon in frühen Jahren um das Kleinod ringen? Bei solchen ist doch gewiß die freieste Selbstthätigkeit nicht zu verkennen. Auch in anderer Form erscheint sie, namentlich überhaupt in der Aufmerksamkeit. Um so mehr ist zu wünschen, daß der Blick der Erzieher auf dieses innere Leben des Kindes, und somit auf sein Freiwerden immer gerichtet sey. Gewiß ist in den Fällen, welche nachmals Beklagenswerthes darbieten, vieles hierin versehen worden.

Auch hieraus ergiebt sich eine Probe, wornach die Jugenderziehung zu würdigen ist, indem wir von dem Grundsatze ausgehen: je mehr sie in die Selbsterziehung eingegangen, um desto besser war sie. Klagt sich nämlich der junge Mensch selbst an wegen alles dessen, was nicht aus ihm geworden, so ist das ein Beweis, daß er zur Erkenntniß und Bildung seiner selbst gelangt ist. Weiß er dabei sein Gutes nächst Gott seinen Eltern und Erziehern Dank, so verstärkt sich dieser Beweis, und offenbart zugleich jene höhere Tugend, die von der Selbstsucht gereinigt in der Demuth und Dankbarkeit lebt. Ja er wird hierin vielleicht eher ungerecht gegen sich selbst als gegen diese Wohlthäter zu seyn scheinen; doch wohl mehr scheinen, als wirklich seyn, weil ihn die christliche Erziehung in die geheimsten Falten des eignen Herzens mit unnachsichtlicher Strenge blicken gelehrt hat. Er wird ohnehin auch längst eingesehen haben, daß er, ohne den erziehenden Einfluß von Außen, weit entfernt

---

sende, unter B. und C. Dann die Uebergangsperiode zur Mündigkeit, unter S. 253 ff.

zum rechten Gebrauch seiner eigenen Kraft zu kommen, vielmehr in Verwilderung und Verderben gerathen wäre.

II.

Die frei gewordene Selbsterziehung.

So nun findet sich der mündig gewordene, Gott gebe auch wahrhaft frei gewordene junge Mensch, wenn ihn die Hand entläßt, welche ihn bis dahin geleitet hat. Ja, möge er sich da nur in seinem höheren Selbst finden! Der gewöhnliche Fall ist das nun freilich nicht, dafür ist aber nichts alltäglicher, als daß die jungen Leute, so wie sie sich finden, auch ganz zufrieden mit sich sind, und mögen sie auch über diese und jene Mängel klagen, so sind das doch in der Regel keine solche, die sie sich selbst zuschreiben; ein Beweis, wie eben bemerkt worden, von fehlerhafter Jugenderziehung. Wer indessen das Glück gehabt, zu jenem Selbsterziehen gelangt zu seyn, der schreitet nur in seiner bisherigen Bildung fort, und weiß es kaum, daß er nun ganz sich selbst übergeben worden; sein Mentor umschwebt ihn unsichtbar. Auch fühlt er gewiß hier und da noch das Bedürfniß eines sichtbaren Berathers, und es ist jetzt nur seine eigene Sache, sich diesen zu wählen. Wohl ihm, wenn ihn sein Herz schon in dem bisherigen Führer gefunden hat! (Bei diesen Worten sahen die Neffen auf den ihrigen mit dankbaren Blicken hin).

Allerdings, fuhr der Freund fort, ist nunmehr ein bedeutender Unterschied in der Selbsterziehung eingetreten; wir wollen ihn näher in das Auge fassen. Einmal ist das Verhältniß zu der vorhergehenden, die wir der Kürze halber die elterliche nennen wollen, zum Bewußtseyn des jungen Menschen gekommen, welches den Einfluß auf die Behandlung seiner selbst hat, sodann ist seine Fortbildung unabhängig von diesem Bewußtseyn zu betrachten.

1.

Die wenigsten jungen Leute sehen mit richtigem Urtheile auf ihre Erziehung zurück; selten sind sie dazu fähig, und selten ist auch, wie gesagt, in derselben auf ihr Freiwerden genugsam Bedacht genommen. Da tritt denn leicht sogar ein Unwille ein, und jene geheime Reaction bricht dann hervor. Wurde der Jüngling strenge gehalten, so macht er sich jetzt Luft, wurde ihm der fremde Wille aufgenöthigt, so verwirft er jetzt alles, was ihm dieser aneignen wollte, wurde er zur Lernthätigkeit gezwungen, so ist ihm diese jetzt verleidet, wurde er zur Frömmigkeit in pietistischer Form angehalten, so zeigt er nun offen seinen Widerwillen oft auch gegen die Religion selbst. So kann es geschehen, daß eine Erziehung, die man eine gute nennt, obwohl mit Unrecht, weil sie nicht in das Selbst einzugehen verstand, den jungen Menschen grade in einer Weise hingestellt hat, welche schlechter ist, als wenn man ihn so zu sagen nicht erzogen hätte. Ja, so erklärt sich die Erscheinung, daß eine schlechte Erziehung, die als solche in die Augen fiel, nicht eben eine schlechte Lebensweise zur Folge hat, vielmehr daß manchmal der nun zur Besinnung gekommene junge Mensch jetzt um so elfriger an sich selbst arbeitet, vielleicht ernstlicher, als der sonst wohlerzogene, der nun schlaff, wohl auch selbstgefällig, seinen Weg fortschlendert. So erklärt sich auch der nicht seltene Fall, daß Schüler, die auf der Schule viel gelernt haben, auf der Universität weniger thun; sie sind entweder übersättigt oder dünkelhaft, oder wenigstens nicht innerlichst in ihrem Bildungstriebe genugsam erregt; andere, die in dem Maturitätsexamen vielleicht weit zurückstanden, kommen solchen dann oft in dem Gelehrtenstande weit zuvor.

Keineswegs wollen wir hieraus eine Folgerung ziehen, welche dem Grundsatze der Trägheit so vieler Väter und Lehrer zusagt. Denn jene Beobachtung zeigt nur einen fieberhaften Zustand an, wo Frost und Hitze auf einander folgen, die wahre Erziehung macht aber nicht krank, sondern

gesund. Von ihr reden schon alte Sprüchwörter, z. B. „Jung gewohnt, alt gethan;" — und: „Wie man einen Knaben gewöhnt, davon lässet er nicht ab, wenn er alt wird." Auch fehlt es nicht an biographischen Belegen, wie z. B. selbst von freisinnigen Gelehrten, welche ihrer früheren Erziehung in der Brüdergemeinde eine gewisse Seelenstille laut verdankten. Und so stehen uns überall Erfahrungen zur Seite, wie ein vernünftiger Erzieher auf einen guten Erfolg wenigstens eben so sicher rechnen kann, als der Arzt, und oft sogar so sicher als der Gärtner. Das eben ist es, was als die Erziehungsaufgabe besser wie bisher muß erkannt werden, daß sie, tiefer in das psychologische Gesetz der Einwirkung und Gegenwirkung eindringend, auf die künftige Selbstständigkeit schon in dem Kinde hinaussehen soll. Verfährt sie hierin besonnen, und übrigens nach den bewährten pädagogischen Grundsätzen, dann wird es ihr auch in der Regel gelingen. — Außerordentliches ereignet sich sogar in der Natur, wie viel mehr ihm Reiche der Freiheit. Der zugleich durch sich selbst erzogene junge Mann, wie auch die Jungfrau, werden dann nicht nur dankbar auf die elterliche Leitung zurücksehen, sondern sich auch ihre Fortbildung desto angelegener seyn lassen, je mehr sie wahrhaft frei geworden. An Gegenwirkungen gegen diese oder jene Angewöhnung u. dgl., so wie an Verbesserungen bemerkter Mängel u. s. w. wird es darum gewiß nicht fehlen. Heil dem, der auf solche Weise zur Selbsterziehung erzogen ist, in welcher er nunmehr sich selbst getreu fortlebt!

2.

Indessen wird sich keiner so ganz in diesem glücklichen Zustande befinden, so wie auch nur selten einer in einem so unglückseligen, daß eine völlige Umänderung oder eigentliche Bekehrung mit ihm vorgehen müßte, wenn er sich nun selbst zu etwas Tüchtigem bilden sollte. In der Wirklichkeit ist nichts scharf geschieden, und das Leben ist so vielfach verschlungen, daß kaum bei irgend einem Menschen an eine

solche Einheit zu denken ist, wie sie in solcher Erziehung erscheinen soll. Unser Systematisiren ist wohl nöthig, aber wir müssen dabei beständig in das wirkliche Leben unsere Blicke richten, und auch Classiker von Theophrast und Plutarch an bis auf Moliere und Bruyere, Shakespeare und Fielding u. s. w. zur Hand nehmen. Wir wollen unter dieser Voraussetzung nur den Gang hinzeichnen, welchen die freigewordene Selbstbildung nimmt, sowohl in ihrem Innern, als in dem, was der Mensch hierzu äußerlich über sich verfügt.

a. Sein inneres Leben zur Einheit für sein Ziel zu entwickeln, ist nunmehr des Menschen eigene Aufgabe geworden, und er ist nun auch schon in der gewissenhaften Lösung derselben begriffen. Er hat sich nun wenigstens so weit kennen oder fühlen gelernt, daß er weiß, was er im Leben an sich zu thun hat. Gäbe es nur keine jugendliche Leidenschaft! gäbe es nur keine Eitelkeit! Denn was kann dem Menschen, der selbstständig in die Welt eintritt, wichtiger seyn, als daß er weiß nicht nur was er soll, sondern auch was er in sich hat, was er ist und was er werden kann?

Vornehmlich muß er jetzt seine Natur kennen, und so schwer ist ihm das auch nicht. Jeder weiß recht gut, ob er von lebhafter Art, ob er zur Munterkeit oder zum stillen Ernste geneigt sey, ob er sich gerne nach Außen hin treibe, oder lieber in sich selbst zurückziehe, kurz er kann bei nur einigem schärferen Blicke in seine Natur, ihre physische und psychische Art genau erkennen. Behandelt er sie nun auch hiernach mit ethischer Kraft, so bleibt die Seele im gesunden harmonischen Zustande, und es entstehen nicht jene krankhaften Formungen, nach welchen man die Temperamente zu unterscheiden pflegt*). Wegen seines Naturells hat sich kei-

*) Hierdurch wird die Lehre von den Naturarten oder Temperamenten eben sowohl für das Pädagogische, als auch für das Ethische eine wahrhaft practische Lehre. Darum hat der Verf. in s. Erzie-

anzuklagen, denn jedes ist gut, und kann zur trefflichen Bildung dienen: aber wegen der Unachtsamkeit und des Unverstandes dabei hat jeder junge Mann, jede junge Frau sich selbst mehr oder weniger vorzuwerfen. Wer nämlich nicht zu den gemeinen Leuten gehören will, welche sich damit begnügen: „ich bin nun einmal so!" — wird sich ernstlich fragen: „wie bist Du denn? wie weit geht Dein lebhaftes Wesen? warum hast Du es nicht gemäßigt? oder warum hast Du Dich so einseitig in Dich gekehrt? warum willst Du Dich nicht mittheilen? oder was suchst Du in Deinem Hinaustreiben? verlierst Du Dich nicht darüber selbst? hast Du auch daran gedacht, Deiner natürlichen Richtung ein Gegengewicht zu geben, wo es zur Harmonie Deines sittlichen Lebens nöthig ist? hast Du die innere Diät für Dich bedacht? Antworte Dir, als spräche Dein Genius durch Dich." — Wer so seine eigne Natur erforscht und bildet, der übt eine Kunst der höchsten Art, wodurch er seiner Seele die Gestalt und Bewegung gibt, auf welche das Ethische hinweiset.

Weiter wird er dann auch seine Anlagen sorgfältiger durchforschen. Auch sie hat er schon so ziemlich kennen gelernt, aber jetzt muß er sie gründlicher für seinen bestimmten Lebenszweck erkennen. Was ihm Gott hierin gegeben oder versagt hat, muß ihm recht seyn, nicht so aber, was er sich selbst versagte oder falsch verwendete. Auch hier gehe er mit sich ins Gericht. „Wie bin ich mit meinen Talenten umgegangen? habe ich damit gewuchert, oder sie vergraben? Was habe ich in mir gewonnen, verloren, errungen, versäumt, veredelt, verdorben? Was könnte bis jetzt aus mir geworden seyn? was kann aber noch werden? und wie habe

hungslehre diesen Gegenstand a. m. O. mit besonderer Liebe behandelt. Er möchte hierauf noch die Stelle in Platons Gastmahl anwenden, wo der Arzt von dem „sittigen Eros" rühmt, daß „wenn er gegenseitig in dem andern walte, dem warmen und kalten, trocknen und feuchten, und sie zu einer wohlgeordneten Stimmung und Mischung gelangen, sie Gesundheit und Gedeihen bringen.

ich es anzufangen? was ersehe ich aus meinem bisherigen Bildungsgange? Was finde ich hierin an mir selbst zu tadeln oder auch zu loben?"

Noch dringender wird sein Gewissen die Forderung an ihn machen, daß er über sein Verhältniß zu Gott und zur Pflicht sein bisheriges Leben durchgehe. Das ist dann die eigentliche Selbstprüfung, die aber nicht mit einem Male abgethan wird, sondern täglich fortschreitet. Die christliche Lebensweise erwählt hierzu ihre Morgen- und Abendandacht, fordert zum Gebete, ja zum beständigen Umgange mit Gott auf, und mahnt zur täglichen Erneuerung und Besserung. Das führt weit in der Ausbildung, weiter als die überchristlichen Sittenlehrer vor 100 und vor 80 Jahren, und die nichtchristlichen des neueren Zeitgeistes verstanden. In der bisherigen wissen die Andachtsbücher allerlei Schönes zu sagen, und die Schönredner in den Predigten nicht minder, wie das und das und das ein Fehler, wie das und das und das eine Tugend sey, und wie man jenen ablegen, diese einüben möge; welches man denn auch nicht ermangelt der lieben Jugend vorzusagen. Aber ich bitte Euch, was haben wir denn mit allem diesem Psychologisiren und Moralisiren gewonnen? Ist es doch im Grunde nur das Christenthum, was in das Innere eindringt und einwirkt. Nur der Christ gelangt zur lebendigen Selbsterkenntniß, eine todte aber ist keine, und sie ist noch etwas Schlimmeres, denn sie erhält in der Selbsttäuschung. Wäre J. J. Rousseau ein Christ gewesen, wir würden ganz andere Bekenntnisse von ihm haben, oder vielmehr, so schön sie auch zu lesen sind, sie in einem schöneren Leben gelesen haben.

---

*) Schon Pythagoras gab eine solche Lebensweise an, und so erinnern wir hier an seinen Abend- und Morgenspruch, den wir in der Gesch. d. Erz. I. 317. angeführt, dem vielleicht jener ältere Dichterspruch zum Grunde lag:

„Worin versah ich's? was that ich? und was zu thun unterließ ich?
Im Christenthum ist auch diese Lebensweisheit verklärter geworden.

Wie nun der Mensch bei der christlichen Einkehr in sein Inneres nicht trübsinnig, sondern frohsinnig werde, wie er zwar betrübt über die bösen Züge, die er scharf ins Auge faßt, doch sich augenblicklich in dem Gedanken ihrer Austilgung erheitert, wie er dem Gärtner gleicht, der auch der Regenwolke sich erfreut, nach welcher die Sonne auf neue Blüten scheint, — von allem dem ist nicht Noth weiter zu reden. So ist es aber mit der im Leben fortschreitenden Selbsterziehung.

Auch wollen wir nicht alles das Einzelne aufführen, was in derselben jeder wird zu thun finden, denn das geht individuell ins Unendliche. So wie jeder in seiner leiblichen Diät sich muß besorgen lernen, so auch in dem, was die Gesundheit seiner Seele betrifft, und es wird ihm noch leichter das zu erkennen und zu befolgen, was dieser dient. Es ließen sich da leicht eine Reihe von Gesundheitslehren und Recepten aufstellen, aber man würde damit doch nicht zu Ende kommen. Nur zur Probe einige: Du bist zum Zorn geneigt, vielleicht gar zum Jähzorn, — besinne Dich in dem Augenblick der Aufwallung, und sage Dir im Stillen eine warnende Sentenz vor. Du fühlst Dich gewöhnlich unlustig zur Arbeit, — denke an den frohen Moment ihrer Vollführung. Du wirst von wollüstigen Regungen angefochten, — denke alsbald an einen traurigen Gegenstand, oder an den abschreckenden Erfolg der Unkeuschheit, oder begieb Dich an eine anstrengende Arbeit. Du wirst leicht bitter gegen die Menschen, auch wohl griesgrämlich in Dir selbst — bedenke Deine eignen Fehler und das Gute, das Andre haben, die Dir vielleicht jetzt zuwider sind. — Und so ließen sich ganze Haustafeln aufhängen, und jeden Tag noch eine neue dazu. Aber besser, wenn sie mit jedem Lebenstage aus der Freiheit des Menschen selbst hervorgehen. Denn sonst führt das zu einem solchen pedantischen Reflexionsstande, worin das wahre Leben erlischt.

Jeder muß sich selbst in Zucht nehmen, und wissen, was er hierzu zu thun hat; thut er das, so erwirbt er sich

selbst für sein weiteres Leben das Verdienst, das sich sein Erzieher um sein jetziges erworben hat. Er weiß, was er für seine Lebensidee an sich verbessern und vollkommner ausbilden soll, und so erkennt er selbst diese Idee täglich deutlicher, befestigt in derselben seinen Charakter, und läßt sie sich fortentwickeln bis in sein Alter. Darin gewinnt sein Leben eine Blüte nach der andern.

Hierzu nun ist jeder Mensch von Gott bestimmt, auch in der niedern Classe; aber je gebildeter er ist, um desto vollkommener kann er sich auf diesem Wege, welcher der rechte ist, fortbilden. Was ist es auch anders, das wir durch den Volksunterricht bezwecken? möchten nur die Prediger darauf hinarbeiten! Denn hier eben zeigt sich wieder die bildende Kraft des Christenthums, indem es den Menschen in sein Innerstes führt, und in dem Umgang mit Gott erhält; und eben hieraus geht die wahre Volkserziehung hervor. Jeder Mensch sollte, könnte auf diesem Wege so recht er selbst werden, und wie ganz anders wäre es dann in der Welt! Wie es jetzt ist, sehen wir nur überall Verworrenheit, und man blickt oft ganz muthlos in das Menschenthum, als müsse man alles aufgeben, und der gute Rath würde kaum gehört. Wohl giebt es Viele, welche mit der Zeit fortgehen, und meinen, sie wären auf dem rechten Wege, aber Wenige gelangen zum Frieden, und die Klugheitsregeln, die ihnen von hier und von da oder aus Büchern zukommen, helfen ihnen eben nicht weiter. Möchten doch nur die, welche es werth sind, zu der Idee einer fortschreitenden Selbsterziehung gelangen, um sich ein Bild von einem inneren Leben zu entwerfen, welches das ihrige seyn soll, und worin alles das hervorblüht, was sie mit sich selbst und mit der Welt in Harmonie setzt! — Wir wollen nur andeuten, was der, welcher darauf denkt, hierzu thun könne, denn weil er darauf denkt, findet er selbst am besten, was ihm dient, und der, welcher nicht darauf denkt, nimmt auch wenig an. Ebenso wollen wir nur die Aufmerksamkeit weiter lenken auf

b, das äußere Verhalten, wodurch man jene innere

Ausbildung zu fördern sucht. Es folgt schon aus dem Bildungstriebe in einem gewissen Grade von selbst, der hierdurch auf sich zurückwirkt, und bei vorzüglichen Anlagen oft wundersam erfinderisch ist, ja grade durch den Drang der Noth es vielleicht weiter bringt, als er es sonst würde gebracht haben. Es fragt sich — um nur an einige Beispiele unter vielen zu erinnern, — ob jener Trotzendorf der große Schulmann, Händel der große Tonkünstler geworden wäre, wenn sie nicht als Knaben sich hätten durchkämpfen müssen*); und wie viele der genialen oder sonst großen Männer kommen uns hierbei ins Gedächtniß! Indessen können uns solche außerordentliche Fälle überhaupt nicht zu dem Grundsatze bestimmen, den Bildungsgang dem Schicksale zu überlassen. Es ist wahr, das Genie bricht sich seine eigne Bahn, aber manches geht auch zu Grunde, weil ihm jeder Weg versperrt ist, und wir müssen auf das sehen, was im gewöhnlichen Leben Noth thut. Die Makrobiotik eines Hufeland dient auch demjenigen, der seine eigene Diät wählt, so wie es seine Natur bedarf; so ist es auch mit dem Geistesleben. Jeder geht bei sich selbst in die Schule, und wählt sich das, was er für seinen Charakter und ganzes inneres Leben zuträglich hält, wenn es ihm anders Ernst ist um seine Fortbildung. So suche er denn hierzu sowohl die rechten Mittel, als die günstigste Lage zu wählen, so weit das in seiner Gewalt steht.

Was Erstens die Mittel betrifft, wodurch man auf sein Inneres bildend einwirken kann, so ist nur zu wünschen, daß sie nicht so bloß instinctmäßig zur Hand genommen werden, wie es gewöhnlich geschieht, sondern mit Ueberlegung.

*) Val. Friedland, Trotzendorf von seinem Geburtsorte genannt, wußte sich als armer Knabe zu seinem Lernen Schreibmaterialien aus Birkenrinde etc. zu verschaffen; er wurde nachmals einer der vorzüglichsten Schüler Melanchthons, und als Rector in Goldberg ein außerordentlich trefflicher Schulmann. S. m. Gesch. d. Erz. II. S. 322 ff. — Händel wußte sich als noch nicht 7jähriger Knabe heimlich ein Klavier zu verschaffen. S. m. Unterrichtsl. Anh. S. 371 ff.

Denn wir sehen nur allzuhäufig Misgriffe in den verschiedenen Verhältnissen, welche die Menschen beklagen, ohne doch klüger zu werden. Wie vieles Unangenehme könnte man sich und Andern ersparen, wie manches Schöne und Gute sich und Andern bereiten, wenn man diese Klugheit in sich ausbildete! Von Kindern soll man sie nicht verlangen, nicht einmal von Jünglingen, denn solche Frühreife der Reflexion verdirbt das jugendliche Gemüth; aber den Mann und das Weib ziert diese Tugend. Sie sind in die Welt eingetreten, und müssen sich in derselben so zu benehmen wissen, daß sie ihr edleres Selbst nicht Preis geben, sondern es durch das Gute, welches sie aufsuchen, stärken und veredeln. Darauf sollte jeder sich einlernen. Wir haben keine Zeit zu verlieren. Das Leben ist kurz, seine Kunst ist lang. Man kennt Gelehrte, welche mit vorgerücktem Alter so recht zeitgeizig geworden sind, und z. B. in ihrer Lectüre eine weise Oekonomie beobachten, indem sie nur das lesen, wovon sie wissen, daß es ihrem Geiste wirklich dient, dagegen eine Menge der Schriften, die das nur scheinen, zur Seite legen. Wie wichtig ist es, daß wir keine Kraft vergeuden, sondern sie bei Zeiten zu einem Capitale anlegen, das uns noch im Alter dient, und zugleich zu den ewigen Schätzen gehört! In welchem Berufe der Mensch auch lebe, Mann oder Weib, er möge nur für sein wahres Leben die Zeit gleichsam auskaufen; und wir finden in der That eine tiefe Weisheit in jenen Worten des alten Predigers, so alltäglich gemein sie auch lauten: „Ein jegliches hat seine Zeit, und alles Vornehmen unter dem Himmel hat seine Stunde 2c.“ man sollte sie nur bedenken. Die Menschen um und um, die nur nach Vergnügungen und Lebensreizen haschen, bedenken dergleichen nicht, sonst würden sie sich besser befinden. Auch sorgen unsere Schriftsteller und Theater nach dem neuesten Geschmacke eben nicht für jene Klugheit.

Zwar wird sie nicht durch Regeln erlernt, denn damit verhält es sich wie mit den Erinnerungszeichen, die immer wieder eins weiter nöthig machen, daß man auf sie hinsehe:

indessen thut man doch wohl, wenn man sich manche Sentenzen merkt, und sie öfters in das Gedächtniß ruft. Die Schatzkästlein haben nicht unschicklich diesen Namen, und die Gewohnheit sie täglich zur Hand zu nehmen, wird niemand gereuen; gewiß auch ist niemand so hochgebildet, der nicht so etwas bedürfe. Wer es nun schon in der Selbsterkenntniß weiter gebracht hat, wird sich dann seine eigne Sammlung solcher Bildungsschätze anlegen, und nicht leicht etwas von dem, was sich ihm hierzu darbietet, verloren gehen lassen. So wie man der Schuljugend anräth, sich Collectaneenbücher zu halten, so ist auch jedem Erwachsenen zu rathen, ein solches Lebensbuch zu führen, nicht sowohl für das, was er erlebt hat, als für das, was er in sein Leben forthin aufnehmen will. Damit ist nicht gesagt, daß dieses grade eine schriftliche Sammlung seyn solle, vielmehr ist die, welche die Seele thätig in sich bewahrt, weit mehr werth; nur bedarf sie auch der Erinnerung durch jene äußerlich vorliegende. Manche Mittel der Art möchte man gerne Andern anrathen, aber wir dürfen nicht vergessen, daß sie dem, der nicht den Sinn und Tact zur Anwendung hat, wenig nützen, und daß jeder die am besten selbst wählt, die ihm dienen.

Nur bedürfen wir jungen Leute der Mahnung, zu bedenken, daß wir auch alt werden, dann aber nicht armselig leben wollen. Bedenkt man das so allgemein für den Wohlstand im Geldvermögen, warum denn nicht auch für den geistigen Reichthum, der doch weit mehr in der Gewalt eines jeden steht? Man sagt, daß die meisten Männer und Frauen im Alter darben, auch die Reichen, auch die Gelehrten, auch die von glänzenden Gaben, auch starke Geister, — daß sie in ihrer Seele darben, sich leer und verlassen fühlen, und so in einem armseligen Leben fortathmen. Daher wohl das mürrische Wesen, das sogar als ein Charakterzug des Alters angegeben wird, und das man auch oft genug in dem Angesichte, besonders der Frauen ausgeprägt sieht. Daher wohl das Altwerden ebenfalls besonders bei den Frauen ebensogut ein Bitterwerden heißen mag.

Das alles ist daraus erklärbar, daß die Menschen so wenig daran denken, in Gott reich zu werden, und sich die Schätze zu sammeln, die mit jedem Tage in sich selbst wuchern, und auch noch das höchste Alter blühend erhalten. Es giebt Richtungen der Thätigkeit, die mit den Jahren verschwinden, und dann die Seele unbeschäftigt lassen; es giebt Kenntnisse und Geschicklichkeiten, welche nur die Elemente für höhere seyn sollen, und wo sie das nicht geworden, auch nichts mehr gewähren; es giebt dann höhere, welche aber nicht zu dem Höchsten führen, sondern nur das Streben ermüden; es giebt Gewohnheiten und Forderungen, wenn gleich meist stille, welche in den Jahren, in welchen die Welt von uns zurückweicht, keine Befriedigung mehr finden, und dann das Vereinsamtseyn um desto bitterer fühlen lassen, je weniger man gelernt hat, die Fäden zum Heranziehen freundlicher Verhältnisse anzuspinnen; es giebt so vieles Thun und Treiben von Jugend auf, worin man für den gegenwärtigen Genuß die ganze Zukunft durch einen Schuldbrief verschreibt.

Wohl demjenigen also, der schon in seiner Jugend lernt alt werden! Ein schöner Morgen, ein heiterer Abend! Wohl uns jungen Leuten, die wir hier den Abend mit dem Morgen verwechseln möchten! (Die Alten nickten ihm mit gerührten Blicken zu).

Allerdings gewähren auch irdische Schätze eine beruhigende Aussicht auf das Alter, und sie verachten ist ein lächerlicher Dünkel. Ebenso und in mancher Hinsicht noch mehr ist Ehre bei den Zeitgenossen, ist der Gedanke an Nachruhm eine Lebensfreude. Aber die Gewährleistung gegen Unfälle ist unmöglich, und sind nicht alle diese Güter meist zugleich Quellen, welche die dunkeln Tage noch mehr trüben? „Nun denn, Wohlthätigkeit?" Gewiß eine segensreiche Aussaat, aber wir erfahren doch, wie Mancher späterhin beklagt, daß sie nicht die gewünschten Früchte getragen, und daß er noch obendrein Undank geerndet. „Studien, wissenschaftliche Beschäftigungen?" Nur darf die Geisteskraft nicht abnehmen, und nicht das Gemüth durch sie verarmen. Eher noch

halten uns manche Liebhabereien z. B. von Sammlungen, Gartenanlagen u. dgl. aus, aber auch hier fehlt es nicht an Verdruß und Verlust. So auch die häuslichen Geschäfte des weiblichen Geschlechts, welche der Hausfrau noch ein angenehmes Alter gewähren können — wie aber, wenn sie ihr abgenommen werden, oder sie selbst nicht mehr kann? Nichts ist sicher unter dem Monde. Selten sind die Söhne des Glücks, welche ihr Genius mit seinen Freuden bis in ihr Greisenalter nicht verlassen hat, wie ein Voltaire oder ein Göthe — und doch! Wer wollte wohl das Geistreiche von jenem gegen einen besseren Gemüthsreichthum im Alter umtauschen? Kein Aristipp und kein Helvetius können die Seele zu ihrer Lebenskunst erheben.

Das, was der Seele nicht entrissen werden kann, ist das Eine, was Noth ist. Nur das Ewige bleibt. Gottesliebe, Menschenliebe, der Gottseligkeit ist dieses und jenes Leben verheißen, und anders ist es auch nicht. Verstünden nur die Menschen, was zu ihrem Frieden dient. Sie können es nur in dem Kleinod finden, das von ihrem ewigen Leben untrennbar, und durch nichts Zeitliches zerstörbar ist, in der Religion, und am Ende doch nur in der christlichen. Das größte Vorurtheil der jetzigen Zeit ist, daß man sie verkennt. Man verwechselt ihr Wesen mit der Form, und Manchen wird so in früher Jugend schon jenes unglückselige Vorurtheil in die Seele gepflanzt*). Wie wenige sehen wir unter den Gebildeten und Halbgebildeten, die in dem Lichte der christlichen Frömmigkeit leben! — Sie aber ist und bleibt das Mittel aller Mittel für die Lebensweisheit, und nur wer dieses gefunden hat, bildet sich fortwachsend in seinem Innern aus.

*) Der Verf. hat in den Nachträgen zu s. Erziehungsl. im 1ten B. auf die Ursachen hingewiesen, warum fromme Eltern nicht selten das Gegentheil an ihren Kindern erfahren; und im 2ten B. hat er biographische Züge von P. Poiret, einem der reineren Mystiker, angegeben, die ihm pädagogisch wichtig zu seyn schienen. So wird auch dem Erzieher die Geschichte der Wiedergebornen manche Belehrung geben.

Gäbe es prophetische Seelenmaler, welche dem jungen Menschen zwei Porträte vorhielten, das eine zum Erschrecken vor sich selbst, das andere zum freudigen Aufblick auf sein verklärtes Selbst, so würde wohl keiner an diesem Scheidewege lange unentschlossen bleiben. Aber eben derjenige junge und ältere Mensch, welcher nicht in jenem Lichte lebt, bedarf nicht eines solchen Malers, denn er schaut in die tiefsten Falten seines Inneren, und strebt nach Oben.

Das Zweite ist die äußere Lage, welche man sich wo möglich so verschaffen soll, wie sie mit den Mitteln der inneren Selbstbildung zusammenhängt. Sie ist für diese, was für die Jugenderziehung das Elternhaus und die Schule war! Die wenigsten Männer und noch weniger Frauen können zwar viel darüber verfügen, ja es ist meist Unverstand oder Schwärmerei, wenn sie hierin aus der gewöhnlichen Bahn heraustreten, indessen giebt es doch manches Einzelne in der Lage, das jedem in seine Gewalt gegeben ist, und dieses mit Vorbedacht zu benutzen, ist seine Pflicht.

In der Regel wird schon durch seine Geburt jedem Ort und Stelle angewiesen, und dann wird er späterhin dahin gleichsam gestoßen, wo er sein Bestehen finden soll. Es ist die Wahl des Berufs, wovon seine ganze künftige Lage abhängt, und diese wird ihm selten freigestellt, im besten Falle aber durch eine verständige Erziehung zugleich zu seiner eignen Wahl gemacht. Das wäre nun der Welt zu wünschen, aber es ist so selten, daß man fast verzweifeln möchte, ob es je dazu kommen werde, und so will sich von dieser Seite die Aussicht auf ein Besserwerden der menschlichen Dinge gar sehr verdüstern. —

„Und doch, fiel ihm der Geheimerath in die Rede, ist das nicht so schlimm anzusehen. Denn würde jedermann so vor das Leben hingestellt, daß er sich ganz frei seinen Weg wählen könnte, so wäre der Fall noch seltner, daß man den rechten einschlagen würde. Dazu fehlt dem Menschen die Gabe der Prophetie, und zu einer durchschauenden Erkenntniß unserer Bestimmung für die ganze Zukunft gehört mehr

als menschlicher Verstand. Das hat sich Gott vorbehalten, und uns nur die Wahl durch die nächsten Umstände, worin wir den Wink der Vorsehung finden, wie wir es eben so wahr als fromm nennen, so vorgelegt, daß wir hierin nach bester Erwägung unserer Anlagen und dessen, was die Welt fordert, das erwählen, was uns als das Rechte erscheint. Jedem wird das seine eigne Lebensgeschichte bestätigen. Ich z. B. hatte im elterlichen Hause zwar das, was man zur guten Erziehung sonst nur wünschen mochte, aber eine getrübte Jugend, und mußte mich dann weiterhin durch Unterrichtgeben durchbringen, während meine Neigung auf eine ganz andere Thätigkeit gieng, und ich auch für andere Wissenschaften, insbesondere der höheren Verhältnisse im Staatsleben mehr Anlage in mir fand. Der Vorsehung aber gefiel es, mich in eine Lage zu versetzen, worin ich das trockenste Rechtsstudium betreiben, und in den Gerichtsstuben meine gute Zeit hinbringen mußte. Nach einigen Jahren ergab sich erst mein Beruf, den ich auch damals noch nicht für meinen rechten hielt, und doch war er es; und bald sah ich auch auf meine frühere Lebensbahn froh zurück, und dankte der Vorsehung, daß sie mich grade so geleitet, und daß sie mir es versagt meiner früheren Neigung zu folgen. Nur durch sie war ich zur Idee meiner Lebensbestimmung gelangt."

„Auch ich muß dieser höchsten Erziehung das verdanken, setzte der Abbé hinzu. Meine Eltern hatten durch die Revolution alles verloren. Nun mußte ich in eine Militärschule, wo mich auch die Mathematik anzog; lieber aber hätte ich mich den Naturwissenschaften zugewendet; aber ich mußte in Reih und Glied treten. Indessen zeigte sich ein körperliches Uebel, das mich glücklicher Weise von dem Kriegsdienste befreite, der mir übrigens damals nichts weniger als zuwider war. Da wäre ich gerne Landwirth geworden, aber auf einmal war es, als ging mir ein Licht in der Seele auf, und das Leben des Geistlichen auf dem Lande erschien mir als das, welches meiner Sehnsucht nach einem beständigen Umgange mit Gott entsprach; und da ich auch keine Nei-

gung zum Ehestande fühlte, so erwählte ich in Gottes Namen die theologischen Studien, die ich früher nicht würde gewählt haben, und vertiefte mich so recht mit Lust und Liebe hinein. So ergab sich mir denn auch ein weiterer Wirkungskreis, der mir zusagte, und, ich sage es mit demüthigem Dankgefühl gegen den himmlischen Führer, ich habe meine Lebensbestimmung gefunden."

Aehnliches rühmte auch Sir James; er bemerkte nur, daß in seinem Knabenalter sich ihm schon seine Lebensgeschichte vorgebildet habe, wenn gleich unter Formen, die ihn würden irre geleitet haben. Die Menschenkunde würde ihm dann nicht in dem Umfange geworden seyn, wie er sie nachmals für die Wirksamkeit, zu welcher ihn die Vorsehung bestimmt hatte, bedurfte. Dabei erinnerte er an die nicht seltene Erfahrung, daß den Jüngling sein natürliches Feuer leicht in eine militärische, nautische, politische Laufbahn hinreiße, ohne daß er darin sein rechtes Leben erkannt habe, und daß daher späterhin die meisten ihre Wahl bereuen.

Der Schulmann fand in diesen Erinnerungen eine tiefere Wahrheit, welche sich allgemein so aussprechen ließe: jeder Mensch möge nur zu der Ueberzeugung gelangen, daß er grade seine rechte Stelle im Reiche Gottes erhalten habe. Hierzu aber müsse er selbst diejenige Lebensbestimmung wählen, so weit dieses in seiner Gewalt stehe, welche sowohl seinen Kräften als seinen äußerlichen Verhältnissen zusage. Uebrigens meinte er, daß die frühere Erziehung und insbesondere die Schule viel zu einer verständigen und bescheidnen Wahl des Lebensberufes wirken könne, wobei denn dem Jüngling der rathende Führer zur Seite stehen müsse, welcher dann auch nicht übersehen werde, wie er leicht zu sehr von der Gegenwart ergriffen werde, die Zukunft aber eine veränderte Weltlage erwarten lasse. Auch bat er, seine unbestimmtere Aeußerung noch dahin zu berichtigen, daß er allerdings auch Aenderungen in dem Lebensberufe zugebe oder vielmehr verlange, wo der Mann etwa zu der Einsicht gelangt sey, daß er in dem bisherigen noch nicht seinen rech-

ten gefunden. Das sey öfters bei denjenigen der Fall, welche den Schulstand wählten, ehe sie sich in dieser Wirksamkeit kannten. Aber auch der Fall trete manchmal ein, daß ein Mann aus seiner bisherigen angemessenen Wirksamkeit in eine andere, ihm nunmehr angemessenere Lage sich begebe, wie z. B. ein Staatsmann in ein edles Ruheleben, ein Handelsmann in ein Studienleben, und wie ja die gegenwärtigen Ehrenmänner bewiesen. Indessen wolle er seinen Vortrag nicht noch dadurch verlängern, daß er weiter Einzelnes angebe. Sonst würde er in Versuchung kommen, noch eine Reihe von Mitteln aufzuzählen, wie man sich gegen die Verstimmung in seiner Lage sichern könne. Er wolle nur das anführen, was er bei den häufigen Klagen, daß die Lehrer von den Schülern in höheren Schulen so viel geärgert würden, für sich selbst anzuwenden gedacht, indem er sich jenen Rector zum Muster genommen, welcher vor dem Eintritt in die Schulstube sich erst die Falten der häuslichen Sorgen wegstrich, und bei dem Weggehen noch auf der Schwelle wiederum mit der Hand über das Gesicht fuhr, um den Schulverdruß wegzustreichen; indessen hoffe er, Gott sey dank, nicht nöthig zu haben, davon Gebrauch zu machen. Indessen solle man dergleichen Hausmittel nicht außer Acht lassen; jeder möchte wohl dergleichen hier oder da bedürfen, so auch die Hausfrauen. Das Hauptmittel aber, das uns jeden Tag in die rechte Stimmung versetzt — wir kennen es Alle.

Zweite Unterhaltung.

Die Selbsterziehung in den gesellschaftlichen Verhältnissen.

Zur Leitung dieses Gesprächs, und hierauf zum zusammenfassenden Vortrage war der Abbé erbeten. Er war bereitwillig hierzu unter der Bedingung, daß ihn sein Vor-

gänger unterstützen möge, weil derselbe hier den letzten Punct über die Wahl der Lage noch weiter ausführen könne, denn diese betreffe doch hauptsächlich das Leben mit andern Menschen. So war man denn auch mit der Anordnung einverstanden, daß zuerst von der Freundschaft, hierauf von dem Eintreten in den Hausstand, weiter von der Weise, wie man in den bürgerlichen und kirchlichen Verhältnissen seine Fortbildung finden könne, und endlich von dem Umgange mit Menschen überhaupt die Rede seyn müsse.

I.

Also zuerst von der Freundschaft — wäre viel zu sagen, wir wollen aber wenig hier reden, erinnerte sogleich der Schulmann, denn hier redet das Leben unmittelbar in dieser Gegenwart; und übrigens kennen wir Alle die classischen Gedanken, welche wir von den Pythagoräern*) bis auf Cicero und Plutarch bei unsern lieben Alten über diesen ihren Lieblingsgegenstand finden. Uns liegt nur die Aufgabe vor, das hervorzuheben, worin der Umgang mit dem Freunde eine fortgesetzte Jugenderziehung seyn kann, die jedoch so recht eigentlich eine freigewordene Selbsterziehung ist.

Wenn ich meiner Schulfreundschaft gedenke, so fühle ich eine gewisse Wehmuth, nicht nur über diese hingeschiednen schönen Jahre, sondern auch darüber, daß solche Freundschaft nicht wohl im männlichen Alter fortdauern oder ihres Gleichen finden kann. Auch die Universitätsfreundschaft hat etwas Ideales, aber auch sie verschwindet bald in dem Staatsleben. Und so mag es wohl mit jeder Jugendfreundschaft seyn, wie sie freilich nur unter denen, die einer besseren Bildung sich erfreuen, stattfinden kann; in jenen Jahren fühlt man noch so ganz in aller Unschuld, wie unser Freund un-

*) Der Verf. verweiset hier um so lieber auf s. Gesch. d. Erz. II. S. 319, weil grade in dieser Hinsicht die Erziehungsidee des Pythagoras besser gekannt und beherzigt werden sollte.

ser Seelenleben ergänzt. Das wäre aber dann so sehr nöthig, wenn der junge Mensch in seine Selbstständigkeit eintritt. Niemand kann da besser auf ihn einwirken, als sein Freund, und von niemand nimmt er es bereitwilliger an, als von seinem andern Selbst. Wo er irgend einen Fehltritt zu thun schon im Begriff ist, der Freund zieht ihn zurück, und darf ihn sodann gewaltig erfassen; ist er in Leidenschaft, hat er eine gefährliche Neigung: nur sein Freund vermag dann etwas über ihn; und kennt er sich selbst, ist er edler Art, so übergiebt er sich seinem Freunde als einem schützenden Genius.

Das weibliche Geschlecht steht einerseits hierin zurück, denn selten sind die Freundschaften der Mädchen von langer Dauer, und gewöhnlich hören sie mit dem Eintreten in den Ehestand fast ganz auf. Andrerseits stimmt aber das wieder zu seinem Vortheile mit der ganzen weiblichen Bestimmung zusammen, welche dem häuslichen Leben angehört, und anderer Verbindungen zu seiner Selbstbildung weniger bedarf. Unter Frauen kann ohnehin nur Gemüthsfreundschaft und gute Berathung bestehen, die Männerfreundschaften dagegen gehen auf etwas Objectives im geistigen oder im practischen Leben. Grade in dieser Hinsicht sind sie schon in dem Jünglingsalter zur Bildung höchstwichtig. Aber hier zeigt sich wiederum, wie von der Erziehung des Knaben die folgende abhängt; und wie noch weiter die Gewöhnung an eine Lebensweise die Männerfreundschaften vorbereitet. Wir denken hier an jenes pythagoräische Zusammenleben, und an manches Aehnliche bis in unsere Culturzeit, welche jedoch dieser Blüte der Humanität minder günstig zu seyn scheint" —

Hier nahm der Abbé das Wort. „Wohl mag man auch hierin die Zeit der Verfeinerung anklagen, das ist aber nur die Wiederholung der Klage über die Selbstsucht; denn sie kennt kein anderes Selbst. Das aber ist denn auch ihre Strafe, denn sie entzieht sich hierdurch ihrem sicheren Heilmittel. Daß nur edle Gemüther der Freundschaft fähig sind, ist einer der schönen Gedanken des Alterthums, in welchem

sie hoch gepriesen wurde, und den man sogar den Christen vorwurfsweise zu Gehör gesagt hat, als werde in unserer Religion der Freundschaft kaum gedacht. Wunderlich! Ist jener Gedanke wahr, so muß ja grade das, was doch anerkannt die Gemüther veredelt, ihnen auch den höchsten Grad der Weihe für diese hohe Liebe ertheilen, welche nicht nur die Herzen zu einem freundlichen, sondern auch die Geister zum göttlichen Leben des Wahren, Schönen und Guten verbindet. Ja, sehe man doch nur auf unsern Herrn, wie er dort mit seinen Jüngern wandelt, und jeden in seiner Weise, so weit er dessen nur irgend fähig war, zu einer Freundschaft der höchsten Art erhob; — wie er unter ihnen jenen Bund auf Tod und Leben stiftete, aus welchem die mächtigste Wirksamkeit auf der Erde hervorgegangen; und ist nicht die allgemeine Bruderliebe der Christen das Denkmal und die Fortdauer jener apostolischen Freundschaft? Allerdings ist es zweierlei, ein Menschenfreund zu seyn, und mit einem oder einigen Freunden in eine engere Verbindung zu treten, allein beides ist doch verwandt, und man weiß nicht, ob mehr das letztere aus dem ersteren oder das erstere aus dem letzteren erwächst. Es giebt wohl verschiedene Arten von Freunden, man hat z. B. manchen mit einem Lehnstuhle verglichen, auf welchem man bequem ausruhen kann, andere sind mehr die helfenden in dieser oder jener Noth, noch andere dienen einander zur Unterhaltung, sey es nun in Spielpartien oder bei dem Glase, oder auch in der Politik, oder in der Literatur, oder wie irgend sonst: mag auch jede Art ihr Gutes haben; gewiß wird doch das Beste, das höhere innere Leben in Geist und Charakter, nur durch jene Freundschaft gehoben, welche zu den Seltenheiten gehört.

Wenn wir den Hang der Menschen zu Associationen betrachten, und auch wohl über das wilde Feuer klagen, womit Jünglinge sich zu manchem eben nicht Lobenswerthen mit einander vergesellschaften, so können wir doch darin den Trieb nicht verkennen, der zur Freundschaft hintreibt, und wir müssen um so mehr beklagen, daß sie grade nicht zu

diesem Lebensgute gelangen, das ihnen auch für ihren künftigen Wirkungskreis Früchte bringen würde. Aber so ist es. Die frühere Erziehung nährt die Selbstsucht zu sehr, als daß diese es je zu einem Herzensbunde kommen ließe. Darum sehen wir auch kaum ein Beispiel, daß Männer der Kunst oder Wissenschaft sich brüderlich einander mittheilen, und damit wird viel verloren. Oft bemerkte ich bei denen, die doch sonst vertraulich zusammen lebten, sogar eine Art Scheu, wenn sie auf Gegenstände ihrer gemeinsamen Wissenschaft kamen; da wurden sie zurückhaltend. Ist das eine geheime Misgunst? ist es eine Furcht vor der Ueberlegenheit des andern? ist es eine ängstliche Liebe zu den eigenen Kindern des Wissens und der Gedanken? oder ist es umgekehrt ein kälteres Interesse an dem, was man alltäglich treibt? Was es auch sey, es will mir nichts gefallen, was die schöne gegenseitige Selbstbildung hindert, wo innigst Geist in Geist sich ergießt, und wo jeder nur reicher, jeder in sich selbst mehr wird, als er vorher war. Da erzeugen sich Gedanken aus Gedanken, und oft solche, die man nicht geahnet, denn es sind die aus einem verdoppelten Geiste aufleuchtenden und jeder dankt sie dem Andern. Ist je alles Selbstsüchtige aus der Seele verbannt, so ist es in solcher heiliger Stunde; ist je das Leben in seiner höchsten Blüte, so ist es in solchem Freundesgespräch. Junge Männer! erkennt doch frühzeitig das Glück der Freundschaft. Bildet Euch für sie und durch sie; sie bildet Geist und Gemüth bis ins Greisenalter.

Allerdings ein seltenes Glück; noch seltner aber für den Mann. Denn ihm wird es erschwert öfters schon durch die örtlichen Trennungen, welche jedoch nur die Wohlthat des persönlichen Umgangs versagen: doch das möchte noch seyn, wenn sich nicht so manches Andere zwischen die Freunde stellte, als da sind amtliche und häusliche Verhältnisse, Verschiedenheit der im Leben sich entwickelnden Ansichten, der religiösen, politischen — erlassen Sie mir, m. H. die Erinnerung an Erfahrungen, deren Schmerz nicht aufhören will. —

Es wurde vorhin bemerkt, daß unter Frauen die Freundschaften selten fortdauerten: ich bin der Meinung, daß hierin das männliche Geschlecht nichts voraus hat, und daß es mehr die jedem Geschlechte eigenen Menschlichkeiten sind, als es die Lagen sind, was beiden dieses Glück entzieht. Der Mann will gerne herrschen, auch mit seiner Meinung, auch bei seinen Freunden, und wie kann dabei eine Gleichheit*) herauskommen? Diese Gleichheit wird schon dadurch gestört, wenn man um Geld und sonst äußerliche Hülfe den Freund angeht; es ist das oft für beide wie eine Verletzung des inneren Heiligthums, denn es zieht die Gemüther aus einander in eine niedere Region; noch öfter aber werden sie aus ihrer geistigen Gleichheit aus einander gezogen, wenn einer von ihnen, oder beide sich pedantisch an Lebens- oder Geistesansichten, z. B. in Geschmacksurtheilen hingeben; augenblicklich entsteht eine Spannung. Nur auf einer Höhe, zu welcher sich selten die beiden verwandten Seelen zugleich hinaufschwingen, findet jene Gleichheit statt; und zugleich müssen sie auf dieser Höhe stehen, denn bleibt die eine nur etwas tiefer, so verstehen sie sich schon nicht mehr ganz. Diese Höhe ist aber die Region, wo das Selbstische völlig abgelegt ist, und also beide im reinen Anschauen des Wahren, Guten und Schönen leben. Dahin möchte wohl keine Alpenhöhe der Erde reichen; und noch dazu dürfte diese reine Lichtregion nichts an der Wärme entbehren. Ist uns gleich dieses Himmlische in unserm irdischen Freundesleben unerreichbar, so sehen wir doch hinan, und jeder sieht auf den Freund mit größerer Nachsicht als auf sich selbst, wodurch denn Milde um Milde gemeinsam stärkt und ihnen, die so Hand in Hand gehen, gleichsam Flügel verleiht. Wie kann das anders geschehen, als indem die Freunde Christen sind?

II.

Die Freundschaft also, „der schwarze Schwan" wie die Griechen sagten, der kaum alle hundert Jahre einmal er-

*) Φιλότης Ἰσότης war die Sentenz der Griechen.

scheint, wird erst in einem künftigen Zeitalter, wo das Christenthum in den Menschen lebt, das Leben verschönern. Indessen wäre sie jetzt eben darum so wünschenswerth, weil sie ein Hauptmittel seyn würde zu jener Erhebung. Ist sie denn auch in diesem Ideale selten, so bietet doch das tägliche Leben ein Verhältniß dar, in welches sie sich leicht doch zu irgend einem Grade einläßt, weil sie von der Natur selbst hereingezogen wird. Das findet in der Hausgesellschaft statt. Diese kann zwar nicht für jenes gemeinsame Geistesleben zweier Seelen bestimmt oder geeignet seyn, dafür sind aber die Herzen desto näher verbunden, um sich in einem Gesammtleben zu veredeln. Lassen Sie uns diese häuslichen Verhältnisse in dieser Hinsicht betrachten.

1.

a. Die Söhne und Töchter wachsen heran; sie werden mündig; sie können aber nicht in jene Gleichheit mit den Eltern treten, durch welche die ideale Freundschaft bedingt wird. Die Tochter wohl eher mit der Mutter, als der Sohn mit dem Vater, denn bei ihm ist schon jene natürliche Opposition, die zur unabhängigen Selbstständigkeit treibt, im Wege. Wenigstens sind die Beispiele selten, und auch dann wird der Sohn durch seine Pietät sich in einer gewissen Geistesabhängigkeit von dem Vater erhalten. Genug ist es schon, wenn beide im Ganzen harmoniren, und ein beneidenswerthes Glück ist es, wenn die ganze Familie in liebereichem Einklang lebt. Das ist denn, woran wir auch hier wieder gerne denken, eins der mächtigsten Bildungsmittel der Menschheit. Hierin widerfährt dem Hause sein Heil, und das häusliche wird zum Heil des Volkes, zunächst durch die in demselben erwachsenden Kinder. — Bleiben sie wie gewöhnlich noch eine Zeit lang in dem elterlichen Hause, so gehen sie doch allmälig in die Selbsterziehung über.

Aber leider steht es da nicht immer so, wie wir es uns eben vorstellten. Die Eintracht der mündig gewordenen Familienglieder wird gar vielfach, möchten wir nur nicht sagen

müssen jeden Tag gestört, hiermit aber vieles verdorben, dessen man sich früher erfreute, und das nicht bloß an der Jugend. Ja, es wird dann nicht selten eine Trennung nöthig. Denn da tritt wohl die wundersame Erscheinung ein, daß die äußere Nähe die Gemüther aus einander hält, und die äußere Entfernung sie dagegen zu einander zieht. Wenn nun ein Mißton zwischen dem erwachsenen Kinde und einem der Eltern zu entstehen beginnt, so wird es wohl die Herzensangelegenheit eines jeden seyn, ihn gar nicht aufkommen zu lassen, wenn das aber nicht so glückt, so ist nichts besser für jedes im Hause, als die Trennung des Sohnes oder der Tochter. Denn sonst wird nicht nur fortwährend das äußere Leben getrübt, und das für die ganze Familie, sondern auch die Gemüther werden gedrückt, und der Geist kommt nicht zu seinem freien Athem; ja noch mehr, auch die heiligsten Gefühle werden aufgelöst, und leider werden mit der Zeit auch Herzen gebrochen. Wie manches Mutterherz blutet, wie mancher Vater geht mit täglich erneuertem Seufzen herum! und manche Tochter und mancher Sohn weinen bittere Thränen über Elternhärte! Ja, wäre das nicht, wie viel besser würde es mit der jetzigen und den künftigen Generationen stehen! Aber was ist da zu thun? Selten ist das Mittel der Entsendung aus dem elterlichen Hause ohne anderweitigen größeren Nachtheil anwendbar, und oft gar unmöglich. Um so mehr ist der Einfluß desjenigen Theils, welcher höher in der Liebe steht, zu wünschen, so wie die ersten Zeiten des Christenthums Beispiele aufzeigen, wo der christliche Ehegatte manchmal Besserung in das Leben des andern gebracht, und die Rohheit der Hausgenossen umgestaltet hat.

Nicht minder traurig ist der Zwist unter Brüdern und Schwestern. Die Eltern könnten diesem vielleicht vorbeugen, indessen ist doch das nicht immer möglich, und sehen sie vollends, daß sie nichts gegen dieses Uebel ausrichten, so müssen sie am Ende ebenfalls in der Trennung der mishelligen Kinder das Mittel des Hausfriedens um so mehr zu

ergreifen suchen, weil sonst diese Kinder selbst Unheil in ihr ganzes Leben mitnehmen. Der Sohn oder die Tochter, wenn sie verständig sind, werden von selbst eine andere Lage für ihre Selbsterziehung suchen. Das alles gehört zu den Erfahrungen, welche unsere schönen Gebilde von einem Besserwerden der Menschheit immer wieder zu zerreißen drohen. Doch sollen sie uns das nicht, denn unsere Hoffnung hat ihren Anker in dem Ewigfesten. Darum eben, Eltern, lernt Eure Kinder christlich erziehen, lernt aber vor allem dieses Wort recht verstehen.

Die Dichter geben uns schöne Idyllen vom Landleben, aber wo bleibt die Wirklichkeit? Treten wir in die Bauernhütten, so sehen wir da meist nur ein dürftiges Stück Brod, und ach, würde es nur nicht mit Wermuth statt Salz bestreut! Selten treten wir in eine Wohnung des Landvolkes ein, ohne daß wir Hader und Aerger bemerken, hauptsächlich zwischen den Alten und Jungen. Die Pysiognomieen, die uns da früher freundlich entgegen kamen, sehen wir mit den Zügen des Verdrusses durchgraben, und auch die natürliche Jovialität muß da am Ende unterliegen. Wer wohlthätig seyn will, hat da ein weites Feld, in welchem er sich ergehen mag, um Frieden in diesen Wohnungen zu stiften, wo er denn oft auch mit einer kleinen Gabe zugleich der äußeren und der inneren Noth abhelfen kann. (Das war der schöne Lebensberuf, dem sich der Abbé gewidmet hatte). Und, meine Herren, finden Sie es in den Städten, finden Sie es in den höheren Ständen besser?

„Nicht in England, — und auch nicht in andern cultivirten Ländern, die ich kennen lernte," antwortete Sir James, und der Geheimerath fügte ebenfalls seine Wehklage hinzu, daß er es in ganz Deutschland von der niedersten bis zur vornehmsten Classe nicht besser gefunden habe. Fast nirgends fehle der häusliche Zankapfel mit seinem Gift.

b. Das alles führte auf die alte Klage über die Mängel der häuslichen Erziehung zurück, und zugleich auf die Wichtigkeit in der Wahl der Ehegatten auch für die Selbst-

bildung. Der Geheimerath hatte seit einiger Zeit Wünsche über diesen Punct für seine jungen Freunde im Herzen getragen, weil er ihnen grade hierin am wenigsten vorgreifen, sondern nur mit möglichster Klugheit leiten wollte. Deßhalb ließ er gerne Andere in ihrer Gegenwart darüber sprechen, und weil sie auf die Urtheile seines Freundes aus England einen besondern Werth zu legen schienen, so war es ihm erwünscht, daß dieser sich erbot, das Gespräch über diesen Punct, auf welchen man so eben gekommen war, fortzuführen. Es berührte dieses eine Saite seines Gemüths, welche zwar Trauertöne wiedergab, die aber in sein ganzes Leben wohlgestimmt hereinklangen, und die er mit einem frommen Gefühle unterhielt. Er war in seinen jüngern Jahren verheirathet gewesen, und seine Ehe gehörte zu den glücklichen, wie unter hundert kaum eine sich findet, aber leider wurde sie schon nach einigen Jahren durch den Tod seiner Gattin getrennt, nachdem schon vorher auch das Pfand ihrer Liebe von der höheren Vaterhand ihnen abgefordert worden war. Frommen Sinnes, wie er war, fragte er sich, wozu ihn dieses schmerzensvolle Schicksal wohl auffordere, und nun fand er den Beruf, da ihm sein Herz keine zweite Wahl nach jener so einzigen ersten mehr gestattete, die weite Welt zu seinem Hause zu machen, und sich dem Dienste des Kosmopolitismus zu widmen, während seine Gattin die stete Begleiterin in seiner Seele war.

So sprach er denn auch jetzt gerne von ihr, und seine sonst etwas wortkarge Rede ergoß sich jetzt in ein Lob der ächt weiblichen Tugenden, die er in dieser seiner Lebensgefährtin — das war sie ihm ja immer noch! — kennen gelernt; doch er redete einfach und wahr. Er wußte nicht, welchen glücklichen Eindruck das, was er sagte, und was er von der würdigen Art, wie sich dieses Paar gefunden, erzählte, auf einen und den andern der gegenwärtigen jungen Männer machte. Es war eine vorläufige Einsegnungsrede für eine künftige Ehe. Auch der Abbé wußte manches aus seinen reichen Erfahrungen, die er im Innern des häuslichen

Lebens zu machen Gelegenheit gehabt, als Licht und Schatten in die Genre-Gemälde einzuzeichnen, welche sich die Phantasie des Jünglings wachend und träumend zu entwerfen sucht. Der Oheim setzte nur manchmal ein Wörtchen hinzu, mehr nicht.

Die jungen Freunde wurden überzeugt, daß ein auflodernde Liebesfeuer dem jungen Manne vielleicht nur ein Irrlicht sey, und daß in seinem Gemüthe noch etwas ganz anders leuchten müsse, wenn sein Herz ihm prophetisch sagen solle: „das ist sie." Auch wurde ihnen jetzt völlig klar, worin die Häuslichkeit bestehe, und wie sie sich mit der feinsten Bildung des Weibes nicht nur vertrage, sondern sie auch begründe und aus ihr hervorgehe. Der Oheim hörte es mit stiller Freude, wie der junge Theologe den Paulinischen Worten: daß der Mann durch das Weib und das Weib durch den Mann geheiligt werde, auch eine weitere Ausdehnung und innere Deutung gab, und davon sprach, daß es in mancher Trauungsformel mit Recht heiße, der Ehestand habe einen eignen Segen; dieses aber sey eigentlich der Segen einer durch das Christenthum geheiligten und verständigten Liebe. Das Gespräch wurde über diesen Gegenstand sehr belebt, und Beispiele aus alter und neuer Zeit waren zur Hand, die Sitten mehrerer Völker wurden hierin verglichen, auch wußte der junge Schulmann die feineren Fäden in dem psychologischen Verhältnisse fromm liebender Seelen aufzuzeigen. Sie sahen Alle ein, daß, wenn man von einer Erziehung reden wolle, die durch das ganze Leben hindurch gehe, für die Verehelichten kaum etwas Wichtigeres gedacht werden könne, als daß ihre Ehe im Himmel geschlossen sey. Eine unglückliche Ehe sey in der Regel die unaufhörliche Quelle von Entsittlichung, wenn sich nicht etwa eine seltne Seelenstärke auf solchem vielbedornten Pfade bei dem einen Ehegatten herausbilde. Darum möge jeder wohl zusehen, ob er auch sittliche Kraft genug besitze, um in einen Stand zu treten, der so manches nicht vorauszusehende Kreuz auferlegen kann. Zwar solle darum keiner ein Ha-

gestolz werden, oder eine Jungfrau jedem Manne ihre Hand versagen, weil sie das Hauskreuz scheuen. Auch wisse ja ohnehin niemand voraus, ob ihm nicht noch größeres Leiden im ledigen Stande bevorstehe: aber das werde den, der im Reiche Gottes lebt, bestimmen, nicht zu heurathen, wenn er nach unbefangener Selbstkenntniß glaubt, daß er im ledigen Stande seinen inneren Beruf besser erfüllen, und sich selbst hierin wahrhaft ausbilden könne. Die Gesellschaft dachte hierbei an den Abbé und den Geheimenrath, für welchen letzteren auch äußere Umstände Winke der Vorsehung gewesen, daß er sich den Ehestand versagen mußte.

Die nun in diesem Stande innig verbunden sind, leben in einer Freundschaft der höchsten Art, in welcher jene Idealität verwirklicht werden kann. Da erzieht dann wahrhaft ein Ehegatte den andern, indem er sich selbst erzieht, und das ist so in Eins verschmolzen, wie einer in dem andern sein anderes Ich schaut. Denn schon das Leben des einen ist der Spiegel des andern, verklärt durch das Licht der Liebe. Dieser stillbildende gegenseitige Einfluß ist der wichtigere, wir möchten sagen der heiligere; indessen sie sind Menschen und bedürfen des Wortes, womit sie sich gegenseitig aufmuntern, auch mahnen, auch warnen, selbst auch tadeln. Das verlangt und verträgt ein Ehegatte von dem andern, aber nur sey es Liebe um Liebe. Ein unfreundlicher Tadel wirkt überall meist nur ungünstig; in jener Verbindung könnte er leicht das Zartgefühl verletzen, wlches in dem liebenden Herzen doch gepflegt werden soll. Schillers Wort, daß man mit Anmuth tadeln solle, sey besonders hier anzuwenden. Die Vernachlässigung jener Zartheit im ehelichen Umgang ist die Ursache von Verstimmungen, die sich dann gerne wiederholen, und dann in herrschende Unfreundlichkeit übergehen. Da ist es denn auch mit dem bildenden Einfluß zu Ende.

Der Mann hat hierin seine eigene Aufgabe, und das Weib seine eigene; welche sie sey anzugeben, hätte diese Unterhaltung weiter geführt, als ihr Ziel war. Aber das wurde

weiter besprochen, was im Allgemeinen jedem zukomme, wo Ursachen zu Klagen über Störung des ehelichen Glücks vorkommen. Da sey für den, der klagt, immer die erste Pflicht, sich selbst zu prüfen, ob er sich nicht vielmehr anzuklagen habe, denn bekanntlich sehe der Mensch lieber an dem andern als an sich selbst einen Fehler, und in einem so innigen Verhältnisse des Zusammenlebens könne niemand scharfsichtig und gewissenhaft genug seyn, um in die Geheimnisse seiner Gemüthsbewegungen einzudringen. Dann aber sey auch ein unbefangenes Urtheil über das Benehmen und die Gesinnung des Gatten eben so nothwendig, um diesen mit Offenheit und Liebe auf das hinzuweisen, was er an sich selbst zu thun habe. Es sey klar, wie auch innere Störungen des häuslichen Glücks auf solche Weise dem Ehegatten zu einer höheren Selbstbildung dienen können. Man dürfe auch kaum auf ein anderes als ein mehr oder weniger in den Herzen gestörtes eheliches Zusammenleben rechnen, denn die beiden seyen — Menschen, und nirgends sey das Vollkommene unter dem Monde zu finden. Gewiß aber sey es, daß eine kluge Frau den Mann von Irrwegen zurückzuziehen, und ein edelsinniger Mann ein verstimmtes Weib in einen geordneten äußeren und inneren Zustand zu versetzen vermöge; gelänge das auch nicht immer, so dürfe doch keins die Hoffnung aufgeben, und seine Bemühung darum diene ihm wenigstens selbst zu einer höheren Bildung.

Das gute oder schlimme Vernehmen der Ehegatten giebt dem ganzen häuslichen Leben, giebt allen Hausgenossen Ton und Farbe, und es gestaltet sich hiernach auch vieles gut oder schlecht, selbst in dem Charakter des Gesindes, wie vielmehr der Kinder! Wir könnten auch hierbei eine lange Wehklage führen über das gewöhnliche Mislingen der Erziehung, doch diese vernimmt man genugsam überall; wir haben davon in unsern früheren Unterhaltungen schon genug gesprochen*). Nur auf ein Uebel müssen wir grade hier noch hinweisen,

*) Die ganze dritte Abth. oben S. 211 ff.

das ist der Mangel an Einheit der Eltern in der Behandlung ihrer Kinder. Schon das ist zu beklagen — und tägliche Erfahrungen begründen diese Rüge immer stärker — daß die Väter sich zu wenig um die bewährten Erziehungsgrundsätze kümmern, indem sie sich hierin Gott weiß welche Art von Inspiration zutrauen*). Bei dem großen Haufen ist es Trägheit, bei den Gebildeten (und Halbgebildeten) ist es Stolz, darüber keine Belehrung von Andern annehmen zu müssen. Jeder will grade seiner Weise folgen, die er natürlich für die beste, wohl gar für eine ganz neue Erfindung hält, in welcher allein das Heil zu finden sey. Oder er lebt so in der stillen Meinung hin, wem Gott ein Amt gebe, dem gebe er auch Verstand, und so sey mit der Vaterschaft ihm auch die Erziehungsweisheit gegeben. Nicht besser ist es bei den Müttern! Zwar fragen sie wohl in bedenklichen Fällen um Rath, aber befolgen sie denn auch den Rath? Und wie selten sind diejenigen Mütter, welche lieber ein gutes Erziehungsbuch, als ein belletristisches Toilettengeschenk zur Hand nähmen! Man zeige uns doch die Mutter, die sich auf ihre Kinder mit verständigen Blicken einstudirt und mit festen Grundsätzen und sicherem Tacte sie erzieht; eine solche Mutter verdient den Lorbeerkranz so gut, wie der Held und der Dichter. Aus solchem Mangel an Einsicht und Willen folgt nothwendig auch die Mishelligkeit in der Kindererziehung, und hieraus das Unheil, wovon wir oben sprachen, wenn die erwachsenen Kinder neuen Zwist in das Haus bringen. Denn entweder giebt der Vater seine Pflichtthätigkeit auf, oder die Mutter; der eine Theil überläßt die Sorge der Erziehung dem andern, und so unterbleibt in der Regel das Nöthigste in derselben. Doch ist öfters in diesem Falle das Uebel noch geringer, als da, wo eins der Eltern

*) So ist es auch die Erfahrung des Verf. Er hat wenige Väter und Mütter kennen gelernt, die es auch nur der Mühe werth gehalten, sich über die Erziehung zu belehren; die traurigen Folgen davon sieht er aber noch jeden Tag.

in die Wirksamkeit des andern hineinpfuscht, und somit nicht nur manches Gute verdirbt, sondern auch wohl grade das Schlechte noch begünstigt. Am schlimmsten steht es da, wo die Mutter dem Vater das verheimlicht, was ihn zum Zorn reizen, vielleicht krank machen könnte, u. dgl. und also ein Lügensystem in dem Hause einführt. Unter zehn Fällen, wo der Jüngling den Eltern Noth macht, sind vielleicht kaum zwei, die nicht auf diese Weise verschuldet wären. Darum können wir nicht dringend genug ein Vernehmen der Eltern wünschen, das für sie auch darin beglückend sey, daß sie sich in den Grundsätzen der Erziehung vereinigen, diesen aber getreu bleiben, und sich auch hierin durch die Liebe, welche das Christenthum einflößt, den bleibenden Segen bereiten.

So hängt die Bildung und das Heil der künftigen Geschlechter von der Heilighaltung der Ehen ab. „Der Einfluß der Frauen umfaßt das ganze Leben; sie tragen die Zukunft und das Schicksal der Nationen in ihrer Seele.“ Wenn nun die Mutter die Forderung erfüllt, welche die Erziehung ihres Kindes an sie macht, daß „sie ihre Gefühle beherrscht und ihr Herz und Gewissen rein erhält,“ so erzieht sie damit zugleich sich selbst und ihren Gatten, so wie dieser dagegen „der letzte und größte Erzieher des Weibes seyn soll,“ und seyn wird, wenn er auch seinen Charakter in diesem Verhältniß fortbildet*).

2.

Daß der Mensch sich selbst erziehe, wenn er in der größeren Gesellschaft als ein theilnehmendes Mitglied lebt, war der Gegenstand der fortgesetzten Unterhaltung, welche Sir James noch ferner leitete. Der Gedanke, daß nur in dem bürgerlichen Gemeinwesen Humanität entstehen, und

*) Die ersteren Worte sind aus einer franz. Schrift von Aimé Martin, die folgenden von einer nordamerik. Schriftstellerin Mrs. Child, und die letzten von dem deutschen Schriftsteller Mor. Arndt entlehnt.

daß sie nur in dem kirchlichen zu ihrer Blüte gelangen könne, wurde nur wiederholt, und mit demselben die Wahrheit, daß der Mensch, welcher in dem einen dieser Vereine oder vielmehr in beiden lebe, sich doch eigentlich selbst lebe, weil sie in jedem ihrer Glieder die Menschheit auszubilden bestimmt sind. Wer also sich ganz in das Gemeinwesen einlebt, zieht auch seine eigene Nahrung und Kräftigung aus demselben zu seiner besten Entwicklung. Dieses wurde vorerst an dem bürgerlichen Leben nachgewiesen.

a. Die Pflichten, welche jeder gegen Obrigkeit und die Gesetze, hiermit auch gegen seine Mitbürger zu erfüllen hat, werden vielleicht meist nur aus Zwang erfüllt, und hierdurch geht bei dem äußeren Bestehen das Beste für das innere Leben des Verpflichteten verloren. Er muß mit Freuden seinen Beitrag zum Gemeinwesen geben, er muß mit Liebe die Gesetze befolgen, er muß von Herzen seinem Staate angehören, wenn er sich als ein Freier in demselben befinden, und nicht eine Unzufriedenheit in sich ernähren will, welche seinen Charakter trübt. Fehlt es doch nicht an Beispielen, daß selbst in Staaten, wo die äußere Freiheit unterdrückt worden, der treue Bürger seine innere genoß; und da doch keine Verfassung und Gesetzgebung die vollkommene ist, so wird der Eine hier, der Andere da sich beengt, wohl gar gedrückt fühlen, und immer irgend eine Ursache zur Unzufriedenheit finden. Wohin würde ihn aber das führen? Darum soll er lieber bedenken, daß überall die Gesammtheit, so wie jeder Einzelne durch Mängel gedrückt werde, und für sich sein Bestes daraus ziehen. Er wird dann auf manchen Gedanken geleitet werden, was zur Verbesserung zu thun, und wie diese von innen heraus zu bewirken sey, und damit wird er auch in der seinigen fortschreiten; wenigstens wird er die Menschenliebe, die so leicht erkaltet, auf diese Weise in sich hegen und pflegen. Das Gemeinwesen wird ihm ein Spiegel seiner selbst, und er gewöhnt sich, die Fehler, die er dort erblickt, auch in sich selbst aufzusuchen, und was er zur Verbesserung im Aeußeren thun

möchte, in seinem eigenen Leben darzustellen. Wie viel mehr er sich dann aber des Guten erfreuen wird, das er in dem Staate findet, wie dankbar er auf dieses hinsehen, wie mächtig er sich durch dasselbe aufgefordert fühlen wird, auch als ein guter Bürger solches Gemeinwesens werth zu seyn, und wie er sich auf diese Weise zu der edelsten Gesinnung erhebt, das Bedarf keines Beweises für den, welchem sein eigenes Beste am Herzen liegt. So setzt der wohlgesinnte Mensch in dem bürgerlichen Leben seine Erziehung selbstthätig fort, und benutzt alsdann erst recht alle die Vortheile, welche ihm Friede, die Sicherheit und die gemeinnützigen Anstalten in der Gesellschaft darbieten.

Jede Lebensblüte erwächst nur aus der guten Gesinnung. Für sie ist diese große Gesellschaft der Boden, auf welchem die Liebe zum Gesetze, in dieser die zum Vaterlande, in dieser die zur Menschenwelt, in dieser allgemeine Bruderliebe sammt allen Tugenden erwachsen wird, wenn die Gottesliebe in dem Herzen lebt. Daher wird allerdings nur derjenige in dem Staate sich zu der höheren Stufe hinaufbilden, der schon in der Jugend in jener Pietät erzogen ist; derjenige dagegen, welchem der fromme Sinn fehlt, wird eher Haß und Neid und dergleichen Bösartiges in sich ernähren, welches Gift er täglich aus der Gesellschaft, auch aus ihrem Guten, einsaugen kann. Indessen wirkt doch die Macht der Gesetze als eine unsichtbare Wohlthat dadurch auf sein Inneres, daß er, an äußere Ordnung festgehalten, auch seinen Willen an das Gesetzliche gewöhnen lernt.

Doch wir haben hier ja nur an diejenigen zu denken, für welche kein Gesetz gegeben ist, weil sie zu der gesetzlichen Freiheit erzogen sind, in welcher sie sich nun weiter fortbilden. Jene Gesinnung der Pietät fließt dann in ihre Thätigkeit ein, die sie dem Gemeinwohl widmen; denn wo die Ursache ist, bleibt auch die Wirkung nicht aus. Da nun fragen wir, welche Thätigkeit im bürgerlichen Leben der Vaterlandsfreund wählen solle, worin er zugleich auch sein höchstes Gut gewinnen möge?

Das Gespräch wurde lebhaft, es gerieth immer tiefer in den Gegenstand, und da die Freunde wußten, daß nur unter der Voraussetzung von vielem Andern eine befriedigende Beantwortung möglich sey, so hielten sie sich an das einfache Ergebniß, daß nur jeder seinen inneren Beruf recht erkennen, und die Bestimmung, welche ihm die Vorsehung angewiesen, erwählen müsse, dann werde er eben hierin sein Bestes zum Gemeinwohl beitragen, und zugleich das in sich selbst gewinnen, wohin auch sein Bildungstrieb strebt. Alles andere Treiben sey verderblich, und oft Schwärmerei*). Die Frage, was man für den Staat zu thun habe, muß man also seinem Gewissen vorlegen, und sich vor allem einer strengen Prüfung seiner Kräfte, seiner Verhältnisse, seiner übrigen Verpflichtungen, und seiner Gesinnungen unterwerfen, dann aber nur in dem Wege der Ordnung das thun, wozu man sich berufen fühlt. So ist es mit der Wahl der Bekleidung eines Amtes, so ist es mit dem Eintreten in den Kriegsdienst und das Verhalten in demselben, so ist es mit jedem Nahrungsgewerbe, das der Mann ergreift, so ist es mit allem, wodurch er in der bürgerlichen Gesellschaft sein Bestehen als ein nützliches Mitglied zu finden sucht. In allem diesem wird er allerdings das Gemeinbeste vor Augen haben, wenn er den Edelsinn in sich unterhält, er wird aber auch die Fürsorge für die Seinigen und für sich selbst nicht aus den Augen setzen, und um dieses zu vereinigen, wird er seine Klugheit üben. Verlangt doch das wirkliche Leben eine beständige Vereinigung aller Pflichten, und das so, daß die Tugend alle ihre Blüten hervortreibe**); hierzu ist die bürgerliche Gesellschaft die wahre Bildungsschule. Daher sind diejenigen auf einem Irrwege, wie auch die Geschichte in manchem Beispiele zeigt, welche sich aus der Gesellschaft zurückziehen wollen, und irgend eine Art von Einsiedlerleben

---

*) Die Unterhaltung kam hierbei auf früher Besprochenes zurück; s. oben S. 7 ff. 77 ff. 143 ff. 221 ff. u. a. a. O.

**) Der Verf. hat dieses in s. Christl. Ethik entwickelt.

erwählen*). Sie selbst verlieren am meisten dadurch. Wenn einst die Mönche sich in ihre Zellen verschlossen, so vereinigten sie sich doch wieder zu einem gemeinsamen Leben, und erst hierdurch gewannen sie ihre Bildung. Auch wurde damals diese Lebensweise ein Mittel für das Gemeinwohl, indem aus vielen Klöstern die Volksbildung hervorging, und also diese Männer in einen Stand traten, der sich in der bürgerlichen Gesellschaft geltend und nützlich machte. Unsere dermalige Cultur steht nun auf einer ganz andern Stufe, dabei gestattet sie jedoch irgend eine Zurückgezogenheit denjenigen, die in ihrem Stillleben nicht nur sich, sondern auch der Welt dienen, wie z. B. manchmal „die Lampe des Weisen den Erdkreis erleuchtet hat", oder wie an einem verborgenen Heerde mächtige Naturkräfte entdeckt, in einsamer Kammer manches zum Fortschritte der Gewerbe ersonnen wurde. — Wozu übrigens Krankheit u. dgl. berechtigt, versteht sich von selbst. Nur darf sich niemand als losgerissen von der bürgerlichen Gesellschaft betrachten, wenn er nicht von seinem eignen edleren Gefühl sich losreißen will.

Der Staat des weiblichen Geschlechts ist das Hauswesen. Aber eben hierdurch, indem es in demselben mit Liebe und Verstand waltet, ist das Weib auch die wahre Bürgerin jenes Staates, dem sie mit allen den Ihrigen angehört, und sie wird, wenn sie frommen Sinnes ist, auch am Heerde einen Altar finden, woran sie täglich ihre Liebe zur vaterländischen Heimath nährt, dabei auch den Hausgenossen einflößt. Diese stille Einwirkung ist eine gesegnete, ungesegnet aber jene, wie wir sie in den sturmbewegten Zeiten erfahren haben, wo Eitelkeit oder Stolz manche Mutter verleitete, den Sohn zu seinem und Anderer Unheil in eine solche Begeisterung zu versetzen. Kaum für die Römer war die Mutter der Gracchen zu loben, für unsere Jünglinge sind Mütter nöthig, welche an bescheidene Ansprüche und Menschenliebe

*) Zimmermans berühmtes Werk über die Einsamkeit enthält reiche Belege.

gewöhnen. Nur da, wo der junge Mensch in der gesetzlichen Ordnung die Gefahren der See und des Krieges zu bestehen berufen ist, wird eine christliche Cornelia seinen Muth stärken, und nur in solchem Falle dient sie selbst heldenmüthig dem Vaterlande. Und so könnten auch die Mütter für Kunst und Wissenschaft in ihren Söhnen wirken, aber erst dann aufs trefflichste, wenn sie von frühem an Edelsinn und Charakterstärke in ihnen begründet haben, jedoch nicht unterlassen, auch die Erwachsenen aus treuem Mutterherzen hierin zu nähren.

b. Das führte die Unterhaltung auf einen früher besprochenen*) Einfluß des weiblichen Geschlechts zurück, welcher so unendlich wichtig für die Welt geworden, und stets erhalten werden soll. Frömmigkeit und reine Sitte; darin hat es sein geheiligtes Priesterthum. Das Leben in dem kirchlichen Verein kam also hiermit wieder zur Sprache, als ein Bildungsmittel, das in unsern Zeiten zum großen Schaden auch der Einzelnen vernachlässigt wird. Ist das elterliche Haus der Tempel Gottes, in welchem das Kind zunimmt an Alter und Gnade bei Gott und den Menschen, so hat sich dieses Heiligthum für die Erwachsenen zu jener Gemeinschaft erweitert, ohne welche auch der einzelne Gläubige zurücksinkt. Denn welcher bedarf nicht der Stärkung? Das fromme Einzelleben erkrankt, wenn es allein bleibt, leuchtet aber in dem Lichtreiche der Kirche heller auf. Es ist zu bedauern, daß diese Wohlthat täglich weniger, wie es scheint, erkannt wird. Zur besseren Selbsterziehung halten wir sie für nothwendig.

Wohl hat man in jeder der verschiedenen Kirchenformen über Mängel zu klagen, die mit jedem Tage mehr die christliche Bildung zu hindern scheinen. Je weiter der Geist sich entwickelt, um desto unwilliger empfindet er die Hemmnisse. Darum ist es kein schlimmes Zeichen, daß man den Mangel an ächten Geistlichen in der Kirche jetzt stärker als je fühlt. Dieser Mangel zwar ist ein Beweis von Rückfall im Chri-

*) S. oben in der Zweiten Abth. II.

stenthum, daß man ihn aber fühlt, ist ein Zeichen, welches ein Wiederaufleben verkündigt. Wenn die Kirchen jetzt leer stehen, so findet das meist Entschuldigung darin, daß die Predigt, auch wohl Gesang und alles Uebrige im öffentlichen Gottesdienst unerbaulich ist; dennoch dürfen wir diese Entschuldigung nicht gelten lassen. Denn nie ist diese Versammlung ganz unerbaulich für den, der sie besucht; schon das erhebt seine Seele, wenn er Mehrere zur Anbetung Gottes vereinigt sieht, und er wird dann durch eine edle Sympathie in dieses Gemeinsame hereingezogen. Indem er so für seine Seele sorgt, hilft er auch die andern erbauen, und je Mehrere dieses thun, um so lebendiger wird die kirchliche Gemeinschaft, und um so mehr wird auch der Geistliche belebt. Die Wechselwirkung ist hier augenscheinlich, wie jeder in der Regel erfährt, der aus der Kirche kommt. In dem anglicanischen wie in dem schottischen Gottesdienste erfahren wir dieses, so erfahren es die Evangelischen in andern Ländern, so erfahren es unsere katholischen Brüder, und so erfährt man es in aller Welt, wo nur irgend ein christlicher Cultus besteht. Wie weit höher würde aber dieser Gewinn steigen, wenn überall der Geist des Christenthums die Geistlichen und die Versammlung beseelte! Wir dürfen auf diese Fortbildung der Menschheit hoffen, und schon um deßwillen sollten doch die Gebildeteren sich nicht diesen Versammlungen entziehen, damit sie durch ihre Gegenwart einigermaßen äußerlich ersetzen, was innerlich mangelt, und desto eher auch wohl zur inneren Verbesserung mitwirken.

Aber auch abgesehen von dem öffentlichen Gottesdienste ist das Leben in dem kirchlichen Gemeinwesen ein wichtiges Bildungsmittel. Wir sämmtlich verachten die Meinung, das sey nur etwas für das Volk, d. h. die niedere Classe; allerdings ist es etwas für das Volk, aber im rechten Sinne des Wortes, für das ganze Christenvolk, und da eben so gut für die mittlere und höchste Classe Alle Stände bedürfen der religiösen Kraft, und diese Kraft zieht ihre Nahrung aus dem gemeinsamen Boden. Der gebildetste Gelehrte

hat sie nöthig, der genialste Geist kann sie nicht entbehren, der rechtschaffenste Weltmann muß sie suchen. Auch hier erinnerte die Unterhaltung an jene frühere, und an den Wunsch, daß man doch das besser als bisher erkennen möge, aber auch an die Besorgniß, daß die aufgeklärten Völker unserer Zeit es schwer büßen würden, was sie hierdurch an der wahren Bildung und Sittigung bisher verloren. Indessen wußte doch jeder dieser Freunde irgend einen Weg, wie er in seiner Lage zur Ermunterung im kirchlichen Leben wirken wolle. Insbesondere versprachen die jungen Männer die Idee gelegenheitlich zu entwickeln, wie nur grade im kirchlichen Gesammtleben der Charakter seine reinste Energie, und das Gemüth seine liebevollste Richtung erhalten könne; grade hierin könne der Christ in seiner rechten Freiheit sich ausbilden.

Man brach von diesem Gegenstande ab, weil diese allgemeine Ueberzeugung der Gesellschaft genügte, was aber weiter zu bedenken und zu thun sey, das müsse der Lehrstand mit neuer Kraft ins Leben rufen.

3.

Der Abbé wurde nun gebeten, die weitere Unterhaltung zu leiten. Die bisher besprochenen Mittel für die Selbstbildung waren in der Theilnahme an jenen Gesellschaften erkannt worden, welche zu dem Wesen der Menschheit gehören, in jenen drei Vereinen, welche Gott für sie geordnet hat. Nun kam noch die Rede auf manche andere Verbindung, welche theils für das Gemeinwohl, theils für das eigne Beste statt finden. So sey jedem zu rathen, der Muße und Geld dazu habe, daß er seinen Geschmack, seine Wohlthätigkeit, seinen Gemeingeist in der Theilnahme an den Anstalten für das Schöne, Nützliche, Menschenfreundliche übe; denn das wirke auf sein Selbst mit einer gleichsam himmlischen Kraft zurück. Unsere Zeit biete grade hierzu viel Günstiges dar. Das Gespräch wendete sich indessen bald auf das ganz

Allgemeine in der Gesellschaft hin, auf den Umgang mit Menschen.

Man könne, bemerkte der Abbé, darüber unendlich viel sagen, oder vielmehr sich sagen lassen, und doch sey die Sache sehr einfach, und aus diesem Gesichtspuncte wollten ja auch die Freunde sie betrachten. Es liege in ihrer Aufgabe ein Zweifaches, die Wahl derer, mit welchen, und die Art, wie wir mit ihnen umgehen.

a. Die Wahl. Der Mensch nimmt von denen, die ihn umgeben, immer etwas, wäre es auch nur von der Farbe an, ohne doch ein Chamäleon zu seyn, schon aus jener Sympathie, welche tiefer geht, als man sieht. Bemerken wir doch sogar an wohlriechenden Blumen, daß sie von dem Dufte andrer nahe stehenden etwas annehmen. Der Mann sey noch so sehr im geistigen Leben vertieft, die Frau noch so städtisch fein gebildet, man wird ihnen in ihrem Sprechen anhören, wenn sie auf dem Lande gelebt, so wie man auch den Bauersleuten bald anmerkt, daß sie bei solchen aus- und eingegangen. Dienstboten und Herrschaften theilen sich unvermerkt oft mehr mit, als den letzteren lieb ist. Daß aber auch der Wohlgesittete, wenn er unter rohen Menschen lebt, manches von ihnen annimmt, ohne es zu wissen, ist bekannt, so wie umgekehrt z. B. Neger, Osagen u. s. w. unter Europäern sich europäisiren. Am bestimmtesten erscheint solches gegenseitige Einwirken in dem Volksdialekte, so daß jedem, wenn er auch alle Schulen durchwandert hat, noch etwas von seiner provinciellen, sogar von seiner häuslichen Aussprache anklebt, und daß derjenige, welcher lange auswärts war, und seine Muttersprache völlig geläutert hat, doch noch im Alter jenes Heimathliche nicht verläugnen kann. Die Sprache aber ist die unmittelbare Erscheinung der Seele*). Wie sie sich verändert, so ist auch in dieser etwas anders geworden, und wie sie wie-

*) Vielleicht ist nie tiefer und geistvoller über die Sprache gedacht worden, als wir in der nachgelassenen Abh. des sel. Wilh. v. Humboldt über die Kawi-Sprache, 1836, in der Einleitung lesen.



der in ihr Frühestes zurückschlägt, so hat auch das Gemüth sich wieder in sein erstes tieferes Leben zurückgesehnt. Wir erkennen darin eine schöne Treue, eine geheime Pietät; weßhalb wir auch das affectirte Sprechen mit einem gewissen Unwillen anhören, und das Mädchen im Gefühle seines Wahrseyns sich erst mit einer Art Zwang zu entschließen pflegt, eine erlernte Sprache zu sprechen. Indessen verlangt nun einmal das Menschenleben solche Veränderungen und Gefälligkeiten, nicht bloß in der Sprache, sondern auch in den Sitten und selbst in dem Charakter.

Da nun wird die Aufgabe für die Selbstbildung in dem Umgange verwickelt. Denn der Charakter soll nicht anders werden, die Treue, wie auch die feine Sitte soll bleiben, und doch muß man in der Seelenatmosphäre der umgebenden Menschen athmen, wird in ihr Denken, Fühlen, Wollen und Betragen allmälig hereingezogen, und soll sich auch selbst auferlegen, ihnen bis auf einen gewissen Grad gefällig zu seyn. Wo ist die Mitte zwischen Starrsinn und Charakterlosigkeit zu treffen? Wie erhält man das Selbst in seiner reinen Entwicklung in solchem magnetischen Rapport? Und welches Recht darf sich die Wahlverwandtschaft vorbehalten?

Lassen Sie uns indessen nicht unsern Gesichtspunct verlieren. Er ließ uns vorerst die Wichtigkeit der Wahl bemerken, er wird uns auch zeigen, wie sie sich zu entscheiden hat. Glücklich ist sie, wo sich das Gleiche zum Gleichen findet; das vorbeugende Mittel insbesondere in der Ehe gegen das Unheil, das leider von dem deutschen Dichter mit jenem chemischen Ausdrucke verschleiert worden, wie man dergleichen sonst nur der französischen Sprache vorwirft. So weit es also dem Menschen frei steht, vornehmlich in den jüngern Jahren, sich seinen Umgang zu wählen, wird er sich an seines Geichen halten, und wählt er vernünftig, so wird ihn das bestimmen, was guter Art ist, und in dem andern Menschen ihn so anspricht, daß er fühlt, wie er durch ihn zum Besseren hingezogen werde. Dazu wäre ihm dann so ein

Sokratischer Dämon zu wünschen, denn ein dunkles Gefühl ist es doch, was ihn dabei leitet, und das oft schon durch die Physiognomie angeregt wird. Es verhält sich damit fast so, wie bei einer gemeinschaftlichen Fußwanderung, wo es gar nicht einerlei ist, wie der Tact der Schritte zusammenstimmt; einer macht den andern entweder mehr oder weniger müde. Indem man nun seinen Umgang so wählt, daß man in dem sittlichen Ziel und Tact das Gleichartige gefunden, bleibt noch das Verschiedenartige zu bedenken. Dieses kann störend seyn, aber auch wahrhaft bildend. Denn jedes innere Leben bedarf eben sowohl der Bewegung, wie das physische, „und der Charakter bildet sich im Geräusch der Welt." Die Verschiedenheit der Andern, mit welchen wir leben, kann uns gegen einseitige Richtungen sichern; sie ist dazu bestimmt, um die scharfen Ecken in unserm Benehmen abzuschleifen, und von einer schroffen Denkart, welche doch immer eine lieblose ist, denjenigen Charakter zurückzuhalten, der sich dahin neigt*). Zur Nachsicht, zur Schonung, zur Gefälligkeit, ja selbst zur Einlassung in das Innere des Andern fordert uns die Menschenliebe auf, und durch diese Tugenden wird auch meist unsere Wirksamkeit bedingt. Wer sie übt, verliert nicht seine Seele, vielmehr gewinnt er sie zu einer festeren und zugleich edleren Charakterstärke. Statt aller Klugheitsregeln, welche doch immer nicht zum Ziele führen würden, weisen wir nur auf das Eine hin, was zur Weisheit Noth ist, und auch in jener Wahl Alt und Jung sicher leitet; es ist ein christlich gebildetes Herz. Das nur allein schlägt von Anfang auf die richtige Seite hin, und das nicht ohne den Verstand. Der verständige Christ kennt sich, beurtheilt richtiger die Menschen umher, giebt sich nicht

---

*) Darum verdienen Sentenzen der Dichter ihre Achtung, wie folgende:

„Der Neider steht als Folie des Glücks,
Der Hasser lehrt uns immer wahrhaft bleiben."
Göthe (Eugenie).

alsobald einem hin, prüft die Geister, ob sie von Gott sind, und hält sich zu demjenigen, mit welchem er in der Hauptsache zusammenstimmt. Mit diesem oder diesen wird er leichteren Schrittes wandern, und auf diesem Wege werden sie sich sämmtlich zum Ziele geleiten.

Nun aber, wo die Wahl nicht frei steht? Allerdings der schlimmere, und obendrein der gewöhnliche Fall. Wie der junge Mann in seine freie Laufbahn eintritt, findet er Viele neben sich, wovon ihm die meisten vielleicht nicht zusagen; indessen muß er sich mit ihnen zusammen finden. Daher denn an Orten, wo mehrere junge Leute sind, wie in Handels- und Gewerbsstädten, auf Universitäten, in Garnisonen — auch die Besseren in manches Uebel gezogen werden, und daher die beständigen Klagen über Verführung u. s. w. Daher aber auch ist es eine wichtige Aufgabe der Erziehung, den jungen Mann nicht anders in eine solche Laufbahn zu entlassen, als mit einem wohlbegründeten und zur Klugheit gewöhnten Charakter. Man möchte ihm da, wie in den Zaubermährchen vorkommt, gefeiete Waffen seiner Ritterschaft wünschen. Oder wie der Aberglaube der Türken gefeiete Hemden durch jungfräuliche Hände bereiten läßt, so könnten die Mütter ihnen das bereiten, was ihren Charakter rein erhält, wenn sie frühe in dem kindlichen Gemüthe die Fäden entwickeln, welche dasselbe mit dem Guten unzerreißbar verweben; so auch die Väter und Lehrer haben hierin heilige Pflichten. Denn wo diese nicht genugsam Fürsorge getroffen haben, waltet das Schicksal, manchmal ein tragisches, manchmal jedoch auch ein wunderbar glückliches: wer will es darauf ankommen lassen? Auch hier werden wir wieder auf die Einheit der Erziehung hingewiesen, welche durch das ganze Leben hindurchgeht. Denn auch bei Männern, die im Amt oder sonst in Geschäften stehen, muß sich dieses bewähren, da sie mit andern in nähere Berührung kommen, die sie sich nicht grade würden gewählt haben. Es bleibt also für den Fall, wo die Wahl nicht frei steht, nur das als Mittel auch der Selbstveredlung, daß man sich mit

jener freundlichen Stimmung und Haltung, welche das Leben des Christen auszeichnet, in die umgebenden Personen einfinde.

b. Auf die Art, wie wir uns im Umgang benehmen, kommt es also am meisten an. Man hat wohl geglaubt, das ließe sich so in einer Schule lernen, wie man die Sprache lernt, mitunter gar in der Meinung, die Kunst beruhe hauptsächlich auf dem Gebrauche schöner Redensarten. Doch die weiter sahen, wußten wohl, daß es noch auf etwas ganz anderes ankomme, und meinten nur, man müsse sich vor allen Dingen Menschenkenntniß verschaffen. Eine gute Sache, aber woher sie nehmen? Am wenigsten aus Büchern, auf deren Titel sie versprochen wird, wie sie einst sogar in unserer Literatur galten*). Gewiß weit mehr aus denjenigen Schriften, welche Charaktere aus dem Leben aufstellen, und wohl noch mehr aus den Memoirs, worin sich der französische Geist auszeichnet; dabei aber auch aus den Schöpfungen der Dichter, wie ein Shakespeare war, und wie auch andere Genien in unsern drei Nationen. Diejenigen aber, welche sich in der sogenannten großen Welt herumbewegen, oder wie wir französisch sagen, viel Welt bei sich sehen, um auf diesem Wege die Menschen kennen zu lernen, verdienen noch mehr belächelt zu werden, als Diogenes mit seiner Laterne, der doch nach Menschen suchte. Einige englische Classiker trafen es nur etwas besser, da sie in die gemeinsten Kneipen giengen. Aber mit allen dem ist es doch nicht gethan, denn

*) Der Abbé führte als Beispiel an: L'Art de connoitre les hommes. Par le Sr. de la Chambre, Conseiller du Roi etc. et son Médécin ordinaire. Amsterdam 1660, und erklärte es für etwas gar Armseliges, sammt seinem astrolog. und chiromant. Aberglauben. So liegt es uns auch vor in einer Uebers. von C. Chr. F. Schmid, 1794, welcher diesen literärischen Beleg damaliger Abgeschmacktheit mit seiner Einleitung einigermaßen vergütet hat. Dafür rühmte er den bekannten Brief des Lord Chesterfield an seinen Sohn, ob er ihm gleich die Zweckmäßigkeit absprach. Noch weniger Lob würde er manchen Reflexionsbüchern der Art aus der deutschen Literatur ertheilt haben.

es ist noch ein Unterschied, die Menschen kennen und den Menschen kennen; das erstere ist ohne dieses letztere nichts, das ist aber keineswegs jedermanns Sache*). Das beweisen die gewöhnlichen Urtheile, die mit Anmaßung ihr beliebiges Richtmaaß nehmen und eine Menge wie unter eine Soldatenlinie stellen, am Ende auch wohl an der ganzen Menschenrace nichts finden, was der Mühe werth sey**). (Einer der jungen Freunde unterhielt inzwischen den guten Humor mit Urians Reisen von Claudius.) Gesetzt aber auch, es besitze jemand eine höhere Physiognomik, so hat er damit noch nicht die Weihe für den bildenden Umgang mit den Menschen erhalten, denn es kommt auf die Anwendung und hierin auf den Zweck an.

Ein großer Theil der Menschen sucht in denen, mit welchen sie in Verkehr stehen, die Leidenschaften und Schwächen, obwohl auch das Gute, darum kennen zu lernen, um zu wissen, was sie an ihnen haben; und sie für ihre Absichten zu benutzen. Sie verstehen sich auch wohl darauf, ihnen ihre Geheimnisse abzulocken. Daß diese diplomatischen Künste seit allen Zeiten her bis zur Virtuosität geübt worden sind, und daß man dem weiblichen Geschlechte hierin eine vorzügliche Geschicklichkeit, und das nicht bloß bei ihren Eheherren, beilegt, steht auf allen Blättern der Geschichte, und wird alltäglich gehört. Wohl pflegen solche viel durch solche Art des Umgangs zu gewinnen, auch innerlich, nämlich an Schlauheit. — Andere treiben sich mit der Maxime der Schmeichelei, wenigstens der Artigkeit (politesse) unter den Leuten herum — ich rede nicht bloß von der vornehmen Welt, denn auch Bauern und Lohndiener verstehen sich recht gut darauf — um ihre Gunst zu gewinnen, und wie einst

*) Was dazu erfordert wird, daß man sich die wahre Menschenkenntniß erwerbe, ist in den vorhergehenden Unterhaltungen bemerkt worden, z. B. S. 31. 33. 100. 233.

**) Lichtenberg sagte einmal: „der Mensch ist so perfectibel und so corruptibel, daß er aus Vernunft ein Narr werden kann.

die Römer großartig nach der Volksgunst haschten, oder wie in unsern Zeiten Volksredner, Journalisten und andere Schriftsteller eine ähnliche Popularität suchen, um nämlich zur eigenen Herrschaft zu gelangen, so wird diese Kunst kleinstädtisch und kleinsinnig überall getrieben, daß es sich oft zu komischen Scenen auf dem Theater brauchen ließe. Auch diese, die Allerweltsmenschen, wie man sie gut deutsch nennt, oder wie man ebenfalls von einer Art derselben gut deutsch sagt, „die jedermann nach dem Munde reden," üben sich dadurch in einer gewissen Selbstbildung, sie üben sich in — ihrer Redekunst. Noch Andere haben den Zweck, es mit niemanden zu verderben, mit allen Menschen gut zu stehen, allenfalls auch ihnen zu gefallen, fünf grad seyn zu lassen, überhaupt im Umgang angenehm zu leben. Sie sind gute Gesellen, und wenn sie noch Unterhaltungsgabe besitzen, auch gute Gesellschafter. Allerdings ist ihre Maxime jener vorzuziehen; sie haben auch deß einen höheren Gewinn, nämlich Bonhommie, und diese bereitet doch auch der eigentlichen Menschenliebe den Weg. Indessen ist das alles nicht der Umgang, von welchem wir hier reden, und so übergehen wir noch manche ähnliche Arten. Von den schlechtesten, die nämlich nur den Zweck haben, Andern ihre Schwächen abzulauern, um sich daran zu ergötzen, und ihren Witz im Bekritteln und Bespötteln zu üben, mögen wir ohnehin nichts hören.

Wir wollen mit den Menschen umgehen, wie es ihrer und unserer würdig ist, d. h. wie wir gegenseitig dabei sowohl im innern als im äußeren Leben gewinnen. Die Belehrungen, welche man den jungen Leuten dazu ertheilen möchte, sind nicht eben durch Bücher möglich, ob ich ihnen gleich die wiederholte Lecture auch mancher Sammlungen von Maximen, selbst auch das Auswendiglernen weiser Sentenzen anrathen möchte; am wenigsten taugen die Grundsätze, wie die, daß man mit jedem von seinem Fache reden müsse*),

*) An das in vor. Anm. angef. Buch von Chesterfield, hat sich

das schon Manchen verleitet hat, sich entweder lästig oder lächerlich zu machen. Auch finde ich nicht einmal die Anweisung nach Rubriken gut, wie: Umgang mit hohen Personen — mit Dienstboten — mit Subalternen — mit Frauen — mit Kindern rc. rc. warum nicht auch mit Narren? Nein, es gilt da nur Ein Grundsatz, und der leitet überall richtig: Liebe deinen Nächsten als dich selbst. Bei jedem können wir ihn ausüben, ob wir vor dem Fürsten stehen, oder mit unserm Tagelöhner reden, und ein gutes Wort findet in der Regel eine gute Statt. Wenn der Erlöser Klugheit empfiehlt, wovon die Schlange das Symbol ist, so erhebt er sie durch das Bild der Taube zu der himmlischen Einfalt, und diese, dem Christenthum so recht eigne Tugend, wurde von dem Apostel aufs beste verstanden, welcher in seinen Briefen bei jeder Gelegenheit zur Freundlichkeit im Umgange ermahnt, und unter andern so schön schreibt, es dürfe nichts Verpestendes aus dem Munde kommen, sondern nur Besserndes, wo es etwa Noth thue, und das auf anmuthende Weise. Es ist derselbe, der das auch in seiner Wirksamkeit so folgereich bewiesen hat. Darum können wir jeden, der lernen will mit Menschen umzugehen, an keine bessere und einfachere Schule verweisen. Sie lehrt ihn eben recht in den besten Nutzen für sich selbst auch das Gute zu verwandeln, das man Andern erweiset, und auf eine zugleich angenehme Art seinen innern Reichthum täglich zu vermehren, indem man Honig aus allen Blumen sammelt, welche das gesellige Leben darbietet. Versteht sich, nur wenn jener Geist in uns lebt, denn sonst bringt man viel eher Gift von draußen herein. Leider ist ja das die allgemeine Klage, daß der Umgang so häufig contagiös sey. Auch ist es nur jener

---

das von Knigge über den Umgang mit Menschen nach dem Urtheile Mancher angereiht, welches aber nicht nur das Gepräge jener seichten Denkart in den 80ger Jahren des achtzehnten Jahrh. trägt, sondern auch Maximen wie die obige gelehrt hat, und leider überschätzt wurde. An ein tieferes Princip ist da gar nicht zu denken.

Geist, der unsern Blick auf unsern Egoismus lenkt, wenn wir mit Andern nicht so gut zurecht kommen können. Fehlt es daran, dann wird z. B. die Hausfrau ihre Magd fortschicken, an welcher sie selbst das verschuldet hat, worüber sie klagt, oder der Beamte seinem Subalternen drückend seyn, den er heben sollte, oder der Untergebene mit Verdruß seinem Vorgesetzten begegnen, kurz, dann wird das Leben in allen Zweigen der Gesellschaft verdorben. Diese Pest ist es, die unsere Trauer über den Verfall der Religion und Sittlichkeit alltäglich erneuert. Gehen wir auf manches Einzelne ein, das uns auch bei den Gebildeteren befremdet, so finden wir den Grund ebenfalls nur in jener still ernährten Selbstsucht. Warum doch sind z. B. diejenigen am härtesten gegen solche, die sich in einer gedrückten Lage befinden, welche sich früher selbst in derselben befanden? Sie wenden lieber den Blick von der Gestalt ab, worin sie sich nicht gefielen, und entschädigen sich sogar durch ihre Tyrannei gegen Andere für das, was sie erfahren. Die Edleren hegen freilich ganz andere Gefühle. — Doch wir müssen zum Schluß dieser Unterhaltung eilen.

Es ist die Freundlichkeit, welche aus dem Christenherzen quillt, die unsern Umgang mit jedem Menschen uns und ihm wohlthätig macht. Jeder freundliche Blick ist eine milde Gabe aus dem himmlischen Reichthum der Seele. Starre Charaktere können das nicht begreifen, und nennen es in ihrem Stolz gerne Schwäche, indem sie pedantisch in einseitigen Maximen festhalten, oder sich selbst in ihrem Thun und Wesen Andern als Muster aufdringen wollen, oder was sonst ihre geheimen Triebfedern seyn mögen: aber sie kennen nicht, was tiefer liegt, als das selbstsüchtige Auge sieht, das Wesen des Christenthums ist ihrem Gemüthe unbekannt. Das Leben, wie es so vielfach die guten Leute von außen umschlingt, läßt es nur selten zu solchen schroffen Charakteren kommen; sie machen sich auch unerträglich genug in der Gesellschaft. Auch hat die Vorsehung dafür gesorgt, daß die Selbstsucht durch die Personen um uns her zurückgedrückt,

und so dagegen schöne Blüten der Humanität durch sie hervorgerufen werden. Wie viel Segen der Art bringt nicht z. B. ein kleines Kind einem Hause! und wie nicht weniger bringen ihn ehrwürdige Alte! Ihr segnender Blick und das Lächeln des Säuglings, diese lieblichen Blüten des Lebens von seinem Anfange bis zu seinem Ende, sind in solcher Familie von einem ganzen Blumengarten umgeben.

Man hat den sel. Lavater, dessen reicher und vielseitiger Umgang mit Menschen aller Art bekannt ist, darin getadelt, daß er jeden zu freundlich behandelt habe, aber die Vertheidigung dagegen, welche wir einst aus dem Munde eines competenten Freundes vernahmen, erschien uns ganz dem Charakter dieses christlichen Lehrers angemessen. Er sah gerne alsobald das Beste in jedem Menschen, der ihm nur irgend vorkam, heraus, um sich an dieses zu wenden, und indem er ihn als besser nahm, wie er wohl war, ihn dadurch zum Besseren erhob, gleichsam ein veredeltes Porträt von ihm in seiner Seele erzeugte, sich selbst aber in der Stimmung erhielt, die in der Menschheit gerne das Ebenbild Gottes sieht. — Nun denn, Freunde, wollen wir dieses Bild in uns erheben, so sehen wir es auch gerne in den Menschen um uns her, und gehen so mit ihnen um, daß es sich überall begegnen, und also in jedem durch den andern verklären möge."

Dritte Unterhaltung.

Das Privatleben.

„Am schönen Abend sitzt man froh mit den Freunden zusammen, wenn man auf einen glücklichen Tag zurücksieht; so ist es mir geworden, sprach der Geheimerath, darum übernehme ich es gerne, in diesem lieben Kreise über die vorge-

legte Frage zu sprechen. Aber unser Morgen ist längst vorüber, und die Abendzeit flieht schneller dahin. So muß ich mich denn kurz fassen, so viel möglich.

Wir wurden erzogen, und haben erzogen, und erziehen uns immer fort. Was darin unterlassen worden, ist nicht weiter gut zu machen, als daß wir es erkennen, und theils Andern, theils uns selbst noch durch diese Erkenntniß nützen. Denn in der Jugend denkt man am wenigsten an eine solche ökonomische Lebenseinrichtung, und wenn man anfängt, daran zu denken, ist man schon in den Jahren so weit vorgerückt, daß man nicht mehr viel darin thun kann. Jeder findet sich dann in seiner gewohnten Weise behaglich, und es wird ihm schwer davon abzugehen. Indessen ist doch auch in unserm Alter noch Manches darin zu thun, und guten Rath nimmt man immer gerne an. So gut wir im Umgang, im öffentlichen und häuslichen Leben, in der Freundschaft noch späterhin solchen Rath befolgen können, so dienlich ist er auch für unser Privatleben, welches übrigens zugleich durch alles das, was wir bisher betrachteten, berathen wird.

Wollten wir uns ein Leben hinzeichnen, worin man so ganz seinem Genius lebt, so wäre das doch nur ein Gedankending, und das wirkliche soll doch auch ein ganz anderes seyn. Schon das ist nicht einmal eine wahre Poesie, daß ein Mensch sich ganz selbst lebe, da er nur in der Verbindung mit andern recht Mensch seyn kann. Nur der lebt sich selbst am besten, der in der Gesellschaft seine rechte Stelle gefunden, wie wir in der vorigen Unterhaltung bemerkten; wer also für sich bei Zeiten sorgen will, erwähle sich seinen bestimmten Beruf. Das unbestimmte Herumfahren, wozu die lebhafteren Jünglinge oft geneigt sind, hat selten einem Heil gebracht; jeder soll in irgend einem Stande seyn, wenn er etwas Tüchtiges leisten, und seines eigenen Daseyns bleibend froh seyn will. Die Muße ist etwas Schönes, aber nur für den, der sie verdient, und dabei zu genießen gelernt hat. Der Römer eilte nur mit dem Schluß der

Geschäfte auf dem Forum oder der Curie nach seinem Tusculum; da ergieng er sich dann mit seinen Freunden und philosophirte, und bereitete sich in eine heitere Stimmung für seine erneuerte Thätigkeit in der Weltstadt. Solcher Wechsel im Kleinen wie im Großen ist allen Noth.

Nicht nur dem Geschäftsmann und Gelehrten, sondern auch dem Gewerbsmanne und Bauer, seyen nach „sauern Wochen frohe Feste" beschieden. Auch dem weiblichen Geschlechte, auch dem häuslichen Leben ist eine Erholung, für jedes in seiner Art, zu gönnen; so wie ja schon die Natur es in der Tagesarbeit geordnet hat, worauf die Abendruhe in erwünschtem Wechsel folgt. Und welche Wohlthat ist nicht der Sonntag für das Volk! — d. h. für uns Alle.

Der Erholung bedarf nicht nur der Körper, sondern auch die Seele, und das ganze Leben will sich gedeihlich in diesem Wechsel mit der Anstrengung bewegen. Wohl dem, der es mit der grade ihm dienlichen Erholung trifft! Für den, der viel mit dem Geiste arbeitet, pflegen Reisen sehr zuträglich zu seyn, denn sie erfrischen die äußere und innere Lebenskraft, und bereichern auch Geist und Gemüth. Die Badereisen sind nur leider nicht selten mehr ein vorübergehendes Herausreißen aus der guten Lebensordnung, wo man sich einen Sorgendruck bereitet, als eine Stärkung, deren man sich bei der Nachhausekunft erfreuen sollte. So wiederholt sich auf manche feinere, aber oft noch unglücklicher Weise in den höheren Ständen der Unverstand, der uns in den niedern nur greller in die Augen fällt, daß man sich einem Lustgewoge hingiebt, um die folgenden Tage verdrießlich hinzubringen. Wie unser unvergeßlicher Hufeland in seiner Kunst, das menschliche Leben zu verlängern, auch in die physische Diät die psychische hereinzieht, so sollte überhaupt die Harmonie in dem Leben besser bedacht werden, als gewöhnlich geschieht; die Makrobiotik würde dann in jeder Hinsicht ihren Zweck erreichen. Dazu gehören denn auch die kleineren Erholungen in den Nebenstunden. Wer auch die Aufmerksamkeit auf dieses Kleine nicht verschmäht, wird

sie gewiß loben. Ob man einen einsamen Spaziergang mache, ob man für sich hinsitze, um seinen Gedanken Audienz zu geben, ob man sich mit einem Freunde unterhalte, und in welcher Art, ob man Gartenarbeit vornehme, und etwa mit eigner Hand, ob man sich an einen Spieltisch setze, ob man sich in einer täglichen Gewohnheit, auch in dergleichen befestige, oder ob man sich lieber frei durch den Zufall des Tages bestimmen lasse; ferner, ob man gewisse Dilettanterieen wähle, Zeichnen, Musik, Blumisterei, Sammlungen, Handarbeiten — alles das ist keineswegs gleichgültig, weder für die leibliche, noch für die geistige Gesundheit; nur muß jeder sich selbst kennen, und wissen, was ihm diene oder nicht diene. — Das sind so die Alltagsregeln für unsere Selbstbildung im Privatleben.

Wir haben indessen noch an andere zu denken, die sich auf folgende Hauptpuncte zurückführen lassen: 1) es möge jeder in seinen Fähigkeiten, Kenntnissen, Geschicklichkeiten eher zu- als abnehmen, sich also fortwährend ausbilden; 2) er möge aber dabei in seinem Gemüthe reinen Sinn und guten Muth unterhalten; 3) im Ganzen möge sein Leben jene Einfalt der höchsten Blüte in allem seinem Vielfältigen entwickeln.

1.

Die Ausbildung.

Wie der Schüler in dem ersten Unterricht das Lernen lernt, so ist jede Lebensperiode die Vorübung für die folgende, und der darin am weitesten kommt, strebt am kräftigsten, immer noch weiter zu kommen. So gehen wir bis in unser Alter täglich in die Schule. „Lernend altere ich," sagte jener Grieche mit seinem heitern Sinne. Nicht aber halten wir es mit denen, wovon der Apostel sagt, daß sie immerfort lernen, und doch nie zur Erkenntniß der Wahrheit kommen. Wir meinen vielmehr hier die treue Ausbil-

dung der Gaben, die dem Menschen verliehen sind, und die immer zunehmende Einübung in die Berufsthätigkeit. Dann nimmt auch die Lust an derselben zu, wenn man die Zunahme seiner Kraft und Gewandtheit darin fühlt. Auch hierin will der Lebenstrieb gerne steigen, und schmerzlich fühlt er grade hierin sein Absterben: gewiß aber vermag jeder ihn blühend zu erhalten, wenn er nicht die Anstrengung oder auch nicht die Selbstverläugnung scheut, fortwährend in dem, was er betreibt, von Andern zu lernen und Neues in sich zu erzeugen. Dennoch ist die Trägheit, die das alles scheut, fast allgemein, und wo dagegen ein reger Trieb thätig ist, geht er gemeiniglich mehr auf ein Zersplittern und Zerstreuen hinaus, als auf ein stetes Fortbilden der Kräfte.

Dieses nun eignet sich grade dasjenige zunächst an, was zur Berufsthätigkeit dient; wohlverstanden, Alles, was sich im Leben darbietet, wird zunächst auf das bezogen, was dem Menschen am meisten vorliegt. Die Biene saugt den Honig aus vielerlei Blumen, aber sie zieht doch in jeder nur grade das in sich, was sie in ihr köstliches Product verarbeitet. Der Geist des Menschen vermag unendlich mehr, als die Natur des einsammelnden Thierchens, er weiß in das bunte Vielerlei der Eindrücke Einheit zu bringen, und hierin seinen Reichthum zu steigern. Da wir indessen hier nicht bloß von der Geistesbildung reden, so müssen wir unsern Grundsatz auf die verschiedenen Zweige des Menschenlebens anwenden. Wir wollen von dem niedersten anfangen.

a. Der gemeine Mann, welcher mit seiner Hände Arbeit sein tägliches Brod sauer verdienen muß, wird fröhlicher arbeiten, wenn er sieht, daß es ihm gelingt, und es wird ihm gelingen, wenn er es mitunter besser lernt, oder auch nur darauf achtet, wie er sein Geschäft mit mehr Vortheil angreife. Der Bauer z. B. kann hierin jeden Tag sich etwas Neues ersehen, und das wird ihn dann eifriger die Hand an deu Pflug legen lassen, ohne sich umzusehen, aber er wird doch weiter blicken. Wir finden daher bei nicht wenigen eine zunehmende Freude an ihrer Landwirthschaft.

Hierauf müssen sich denn auch die Belehrungen beziehen, welche man seither den Landleuten freigebig und erfolgreich ertheilte. Sollen sie aber das letztere recht seyn, so müssen sie den Leuten auch so ertheilt werden, daß sie nicht in Fremdartiges herein und aus ihrer eignen Thätigkeit heraus gerathen. Daher ist die Aufklärung des Landvolks durch Bücher ein irreführender Weg. Der Bauer soll ganz Bauer seyn, und sein Haus soll ganz in der Landwirthschaft leben und weben, aber dieses wird eben durch die unmittelbare Fortbildung in dieser Thätigkeit selbst bewirkt. Die Landgeistlichen haben hierauf in ihren Belehrungen wohl zu achten.

Mit den Gewerbsleuten verhält es sich eben so, nur daß sich ihnen täglich mehr zu ihrem Fortlernen darbietet, sie also auch mehr in Gefahr bringt, daß sie entweder sich auf gar nichts einlassen, und also zurückbleiben, oder sich in eine gewisse Unruhe verlieren, die vom ernsten Fleiße abzieht, und nicht selten in ein unordentliches Leben ausschlägt. Schön ist die Rührigkeit des Städters, aber sie bedarf der Sicherung gegen das zerstreuende Wesen, so in Zeitungsblättern wie in Bierschenken. Hierin wäre viel über unsere Zeit zu klagen, vielleicht mehr über die künftige. Denn in dieser Volksclasse ist die Cultur eben nicht auf dem Wege der wahren Bildung*). — Aber zu was würde es weiter

*) Es ist auch hier noch der Ort, an die Bestimmtheit dieses Begriffes zu erinnern, und das mit den Worten eines unserer höheren Anthropologen, des sel. Wilh. v. Humboldt (Einl. zu s. Werke über die Kawi-Sprache, 1836.): „Von dem Standpuncte der inneren Geisteswürdigung aus kann man Civilisation und Cultur nicht als den Gipfel ansehen, zu welchem der menschliche Geist sich zu erheben vermag. Beide sind in der neuesten Zeit bis auf den höchsten Punct und zu der größten Allgemeinheit gediehen. Die Civilisation ist die Vermenschlichung der Völker in ihren äußeren Einrichtungen und Gebräuchen, und der darauf Bezug habenden inneren Gesinnung. Die Cultur fügt die Veredlung des gesellschaftlichen Zustandes, Wissenschaft und Kunst hinzu. Wenn wir aber in unserer Sprache Bildung sagen, so meinen wir damit etwas zugleich Höheres, und mehr Inner-

dienen, von allen diesen Volksclassen noch zu reden, außer etwa den Lehr- und den Regierungs-Stand auf das, was darin zu thun und zu unterlassen ist, aufmerksam zu machen? Lassen Sie uns also noch für diese höheren Stände Einiges bedenken.

b. Schon in den Studienjahren pflegt man sich auch einen gewissen Plan für das Fortstudiren zu machen, welcher indessen bald manche Abänderung erleidet, wo nicht gar unausgeführt bleibt. Gut ist das in der Regel nicht, und darum bedürfen auch wir noch im Alter der Erinnerung an ein gewisses Beschränken und ein zweckmäßiges Eintheilen der Selbstbeschäftigung. Der Theologe kann nicht alles lesen, was in dem weiten Umfange seiner Literatur herauskommt, nicht einmal alle Zeitschriften, die dahin einschlagen. Er soll allerdings mit der Entwicklung seiner Wissenschaft fortgehen, aber bei weitem nicht alles, was darin gedruckt wird, ist eine solche Entwicklung; er muß daher ökonomisch, für die Zeit wie für das Geld, das auswählen, was ihm wirklich dazu dient. So hat er es auch mit den praktischen Zweigen zu halten. Wir werden ihm gewiß nicht zumuthen, die Menge der gedruckten Predigten zu lesen; genug, wenn er sich nur mit den ausgezeichneten bekannt macht, und zwar nicht um Nachahmer zu werden, sondern um seine Tüchtigkeit zu vervollkommnen. Ebenso die Lehrer, die hö-

---

liches, nämlich die Sinnesart, die sich aus der Erkenntniß und dem Gefühle des gesammten geistigen und sittlichen Strebens harmonisch auf die Empfindung und den Charakter ergießt. Es ist ein schönes Vorrecht der neuesten Zeit, die Civilisation in die entferntesten Theile der Erde zu tragen. Das hierin waltende Princip allgemeiner Humanität ist ein Fortschritt, zu dem sich erst unsere Zeit wahrhaft emporgeschwungen hat; und alle andere großen Erfindungen in dem letztern Jahrhunderte streben dahin zusammen, jenes zur Wirklichkeit zu bringen. So bekommen nun unter unserm Einfluß die Völker eine weit gleichförmigere Gestalt, und die Ausbildung der originellen Volkseigenthümlichkeit wird oft auch da, wo sie vielleicht statt gefunden hatte, im Aufkeimen erstickt."

heren wie die niederen, in dem Schulunterrichte. Die Rechtskundigen, Aerzte, Staatsmänner haben ebenfalls diese Maxime zu befolgen. Für die Gelehrten im engeren Sinne, welche ganz ihrer Wissenschaft leben, tritt eine Art von Verpflichtung ein, sich mit Allem, was in ihrem Fache erscheint, bekannt zu machen; aber hilf Himmel, wie wäre das möglich? Glücklicher Weise kommen jedem so viele kritische Blätter zu Hülfe, daß er die wenigsten Schriften selbst zu lesen braucht. Wäre das nur eine wahre Hülfe, und müßte er sie nicht meist mit einem gewissen Mißtrauen zur Hand nehmen. Doch wird er sich bald auf andere Weise seinen Actendienst erleichtern, denn er kennt aus dem Namen der Verfasser schon so ziemlich zum voraus den Inhalt der Schriften, und weiß dann auszuwählen. Dabei schadet es ihm aber nicht, wenn er auch unbedeutende Bücher durchblättert, denn er kann da doch Manches finden, das ihm dient, und auch der Meister verschmäht nicht den Gedanken des Gesellen; überdas lieset der Eingeweihete mit schnellem Durchblicken leicht das Wichtigere heraus. — Alles zu lesen könnten wir nicht rathen, wenn es auch möglich wäre; die Selbstbildung verliert sich dann leicht in ein Compiliren oder — Vergessen.

Auf der andern Seite sieht man aber jetzt in dem Gelehrtenstande eine gewisse Vornehmigkeit, womit die Herren auf alles, das nicht von ihrer Weisheit ausgedacht ist, herabsehen, manches wohl lesen, aber um es zu bekritteln, nicht um etwas daraus zu lernen; dazu stehen sie in ihrer Meinung zu hoch. Daß ich hier nicht von Meistern rede, brauche ich nicht zu erinnern, aber was hilft es auch, wenn ich jenen jungen Aristokraten in der Gelehrtenrepublik, wovon jeder nach der Monokratie strebt, noch mehr sagen wollte? ich sage ihnen damit schon mehr als sie lesen, daß sie nicht von Andern lernen wollen, und darum die Schriften, die sie etwa noch ihres Anblicks werth halten, nicht so lesen, wie man überhaupt zu seiner Selbstbildung lesen soll. Nur ist zu beklagen, daß die Originalitätssucht in der neuesten

Zeit überall, auch in dem Gelehrtenstande zugenommen hat. Unsere Väter lasen z. B. noch Erziehungsschriften und gaben sie ihren Frauen in die Hände, und viele gewiß nicht ohne Erfolg: unsere Zeitgenossen sind über alles dieses hinaus, und fast jeder glaubt hierin nur an seine Meinung, Ersinnung, Genialität. Mancher würde uns sehr übel darum ansehen, wenn wir bei seinem Erziehen, oder vielmehr Verziehen, mit einem guten Rathe kommen wollten*). Und sieht man nicht in allen Zweigen des geistigen Lebens solchen Dünkel, der wahrlich nicht als ein Fortschritt der Bildung gelten kann? Es ist wahr, mancher Gelehrte dringt mit seinem Alleindenken tiefer ein, als wenn er sich in das Vereintdenken mit Büchern einläßt, und wir möchten um alles nicht davon abmahnen, allein die wenigsten Wissenschaften sind doch der Art, daß der einzelne Geist genugsam Erregung und Zufluß aus sich selbst erhalten kann; sogar der Mathematiker, welcher sich in die Erfindung neuer Formeln vertieft, muß sich vorher nach denjenigen, die schon vorhanden sind, und auch nach mancher andern Seite hin umsehen. Ueberhaupt ist hier an den Weg zu denken, welcher zur Gelehrsamkeit führt. Denn diesen hohen Namen verdient weder die Belesenheit, noch die bloße literarische Bekanntschaft mit dem, was zum Fache gehört, sondern das geistige Durcharbeiten aller der Ergebnisse aus dem bisherigen, um die eigne Idee hiernach in ihrer Selbstheit hinzustellen. Gemeiniglich gelangt der Gelehrte erst durch manche Umwege auf den graden Weg, und darum eben sind schon dem angehenden Collectaneenbücher anzurathen, und sind auch in späteren Jahren noch fortzuführen. Eine andere Klippe ist bei solchem Gelehrtenstudium zu vermeiden, Einseitigkeit, durch welche man auch für das Fach selbst, auf welches man sich beschränkt, viel verliert. Daher ist es nicht bloß zur Erholung, daß man auch manche andere Schriften nebenbei liest. Aus Shakespeare und Göthe, aus den französischen, italie-

*) An mehreren Orten oben, und noch in der letzten Unterhaltung.

nischen, spanischen Dichtern, kurz aus allen Classikern, wird selbst der Geschäftsmann immer etwas gewinnen, das ihm unmittelbar zu statten kommt. Mancher Gebildete wird mehr aus den Poeten, mancher mehr aus den Historikern Geist und Gemüth nähren, aber keiner möge den Umgang mit den griechischen und römischen Classikern je aufgeben. Im Ganzen kommen uns jene bekannten Stellen des Cicero hierbei ins Gedächtniß*).

Der Meister erfreut sich jedes schönen Kunstwerks, von welchem Meister es auch sey; er vergißt sich selbst und huldigt dem andern. Der Genius ist neidlos, wie die Götter. Indessen zeigen doch die Musiker, weniger vielleicht die Maler, auch ihre Menschlichkeiten, wenigstens im Kritisiren, wo nicht im Herabsetzen andrer Werke. Sie schaden sich selbst. Die rein objective Betrachtung weiht ja nur tiefer in die Kunst ein; je mehr Subjectives aber sich einmischt, um desto mehr degradirt sich die Kunst sammt dem Künstler. Das ist eben die Klage der jetzigen Zeit, worin sich zwar die Künstler in allen Zweigen vermehren, aber ihre Kunst nicht grade erheben; — es ist nämlich die Zeit der Selbstsucht! Wer Dilettant ist, wird wohl thun, wenn er nichts weiter seyn will, und sein Talent nur für seine und etwa seiner Freunde Unterhaltung anwendet.

c. Der gute Geschmack, wovon hier auch zu reden ist, kommt aus der Gesammtbildung, wie der Wohlgeruch aus der Blume. Jeder kann sich ihn erwerben. Er wird aber nicht grade durch das Kritisiren erworben, vielmehr wird eine den Eindruck rein empfangende Seele auch rein das Gegebene empfinden, und nicht das Ihrige vorgreifend einmischen. Das möchte denn auch nicht immer das Beste seyn. Denn nirgends mehr als in die Urtheile über Andere mischt sich die oft schön maskirte Selbstsucht oder sonst irgend eine geheime Neigung oder Abneigung ein. Welcher Kritiker, wäre er auch ein Lessing, kann sich hiervon ganz frei spre-

*) Z. B. in s. Rede pro Archia Poeta C. 1. C. 7.

chen? Und läßt nicht die Kritik, die wir hören oder lesen, meist alsobald das gefärbte Glas oder scheele Auge, und oft eine gar trübe Gesinnung bemerken? Auch verderben wir uns den Genuß an dem Schönen, wenn wir uns gewöhnen zuerst die Unvollkommenheiten zu sehen; selbst die Natur verliert dann oft ihre Reize, und die Lust, die wir an uns selbst auf unserm niedrigen Richterstuhle genießen, ist ein erbärmlicher Ersatz für jene höhere, um welche wir uns betrügen. So ist es aber im gemeinen Leben; so sitzen die Leute im Concert, oder im Theater, oder vor Gemälden, oder bei der Lectüre, ja selbst im Betrachten der Landschaft. Nur der reine Sinn empfängt das Schöne, nur in der Entwicklung der Seelenreinheit bildet sich der Geschmack, und dann erst wird das Urtheil gerecht, und bildend. Darum ist zu rathen, daß man dasjenige auswähle in dem Lesen, Sehen und Hören, was dem durch das Gute gereinigten Gemüthe zusagt, und hiernach seine belletristischen und andere ästhetischen Unterhaltungen, versteht sich im gehörigen Maaße mit den übrigen, sich anordne; dann wird man dadurch die Selbstbildung vervollständigen. Keinem dient es, mit der Kritik anzufangen; nur den Geübten fördert sie.

Wie sehr die Gemüthsbewegungen und Leidenschaften den Eindrücken des Schönen im Wege stehen oder sie in das Ihrige umwandeln, ist bekannt, und daher pflegt auch das ruhiger gewordene Leben, das Alter, den Schönheitssinn mehr aufzuschließen. Darin sollte man den Weg erkennen, auch schon in den Jahren der jugendlichen Bewegung das Gemüth zu dieser reineren Empfänglichkeit zu gewöhnen, und damit auch jene Bildung zu gewinnen, worin sich die Griechen auszeichneten. Hören wir denjenigen, der statt aller gilt, wenn von dem Schönen die Rede ist*), so hören wir da, „daß man vom einzelnen Schönen beginne, von diesem zu mehreren, zu allen schönen Gestalten fortsteige, von ihnen dann weiter zu den schönen Sitten und Handlungs-

*) Platon, im Symposion, wo Diotima spricht.

weisen, von diesen zu den schönen Kenntnissen, bis man endlich zu jener gelange, welche von nichts Anderem als eben von jenem Schönen selbst die Kenntniß ist, und man also zuletzt jenes selbst, was schön ist, rein und unvermischt sehe; wer aber zu diesem Schauen gelangt sey, der sey damit auch zum Guten und Wahren gelangt." Das wäre gewiß ein herrlicher Weg, auf welchem man die himmlische Urwahrheit finden soll, wenn er nur nicht da anfienge, wo grade der Mensch festgehalten und vielmehr herabgezogen wird, im Sinnlichen! Ganz anders lehrt es das Christenthum. Es wendet die Herzen vorerst dem Urquell alles Guten und Wahren zu; in diesem Lichte lernen sie sich selbst erkennen und reinigen; auf diesem Wege bildet es Geist, Seele und Sinn, um das wahrhaft Schöne zu erkennen. Nicht hat jener Weg, den einst Schiller in seinen Briefen über ästhetische Erziehung vorschlug, zum Ziele geführt; denn was ist doch aus diesem ästhetischen Treiben anders geworden, als ein Götzendienst, so daß die Aesthetiker selbst jetzt über das Sinken des guten Geschmacks klagen? Nein der Weg geht vom Guten zum Wahren und so zum Schönen, und nur das ist der richtige Weg der Selbstbildung.

2.

Die Stimmung.

„Der Mensch ist seines Schicksals Schmidt," sagt ein altes Sprüchwort, das aber, wie alle Sprichwörter, sich nur von einer Seite bewährt; nämlich dieses nur von dem inneren Leben, welches allerdings auch in dem äußeren vieles, aber keineswegs Alles, bewirkt. Von jenem reden wir jetzt; wie sich der Mensch hat, so ist er gestimmt, und er hat sich, wie er gestimmt ist. Man sagt von dem, der sich im Rausch, oder im Zorn, oder in der Verrücktheit befindet, er ist außer

sich; ganz richtig, denn er hat sich nicht mehr selbst. Wohl dem Menschen, der in seinem wahren Selbst lebt, und ungestört sich darin erhält! Aber das ist nicht leicht, denn die Störungen sind häufig und mächtig. Deßhalb ist es eine der wichtigsten Lebensaufgaben, sich so in sich selbst festzuhalten, daß man durch nichts außer seinem Selbst herausgezogen werde; und hierzu giebt es allerdings Mittel, die jedem zur Hand stehen.

a. Manche Menschen meinen das darin zu finden, wenn sie sich zerstreuen; aber schon dieses Wort sagt es, daß sie dadurch sich mehr verlieren als festhalten. Wer z. B. eine Trauer sich damit zu erleichtern wähnt, daß er ihr zu Roß und zu Wagen entfliehen will, der kehrt zurück, um die Wunde nur desto schmerzlicher zu fühlen, nachdem er mittlerweile das Heilen erschwert hat. Immer ist dergleichen eine Selbstbelügung, welche sich doch früher oder später mit einem schlimmern Erfolg endigt, und nie mit dem reinen Charakter verträgt. Schon in dieser Hinsicht bleibt es Hauptregel, dem Uebel getrost entgegen zu gehen, es herzhaft ins Auge zu fassen, ohne der Phantasie dabei Spielraum zu lassen, und dann mit Starkmuth und Klugheit sich darein zu finden. Diese Aufgabe ist schwer, wir gestehen sogar, daß wir die Menschen gerne entschuldigen, welche nicht in dieser Ritterschaft bestehen, denn — wir Alle sind schwache Menschen. Aber kennt irgend jemand ein anderes Mittel für den edeln Charakter? Und muß nicht jeder jeden Tag auf solchen Kampf sich gefaßt halten?

b. Doch wir kennen dieses Mittel genauer in seiner eigentlichen Kraft. Es ist jene Kraft, die auch in den Schwachen mächtig ist. Wer in dem Umgang mit Gott lebt, verbleibt auch in seiner Seelenruhe und in der Harmonie mit der Welt. Haben das die alten Weisen schon erkannt, so wird es der Christ am wenigsten verkennen. So sehen wir auch, wie mitten in Noth und Schmerz die fromme Seele sich im Gebete stärkt, und sogar bis zur Freudigkeit erhebt; wir sehen, wie die Morgenandacht das ganze Haus zu einem

Frieden stimmt, den die Welt nicht geben kann; wir sehen an denjenigen Religionssecten, die den Grundsatz des Stille-seyns mit Ergebung in ihrer Gemeinschaft ausüben, wie viel der Mensch vermag, wenn er sich nur daran festhalten will. Die Griechen sprachen schön von einem musikalischen Leben, und sie leisteten auch viel durch eine Art von Seelenzwang in der Erziehung für das Leben. Wohl nahmen sie dabei auch jene Musik zu Hülfe, welche wir eigentlich so nennen, aber sie meinten hauptsächlich jene Stimmung der Seelenharmonie*). Daß diese etwas weit Höheres ist, als unser Ohrenschmaus, zeigt uns die tägliche Erfahrung, und das selbst in berühmten Tonkünstlern. Um nur einige der neuesten Zeit zu nennen, so stelle man einmal einen Beethoven neben einen Paganini!

Allerdings ist auch das Klavier oder der Gesang in der trüben Stunde dem Gemüthe wohlthätig; wir möchten darum jedem wünschen, daß er wenigstens einige musikalische Fertigkeit schon für seinen eignen Gebrauch besäße. Die Dämonen entfliehen vor dem Wohlklange, der das Herz trifft. Wer sie nun verscheuchen will, lerne dann auch das Rechte auswählen, was seinem Herzen jetzt grade wohl thut. Besitzt er nicht selbst die Geschicklichkeit, so suche er sie, wo er in der Nähe sie finden kann. So viel Werth man aber auch auf die Musik, und zwar auf die in der häuslichen Stille, für die gute Selenstimmung zu legen hat, so ist sie doch nicht einmal das wichtigste Mittel. Auch die Beschäftigung mit andern schönen Künsten hat solchen Werth, und die der Zeichnenkunst und Malerei noch darin einen Vorzug, daß sie zu einer schönen Gemüthsruhe gewöhnt. Für das weibliche Geschlecht haben darum die Handgeschicklichkeiten, sofern sie nur nicht durch die Nervenreize und das anhal-

*) Der Verf. hat dieses in einer eigenen Abhandl.: über die Musik als Mittel der höchsten Bildung in der alten Welt, die er als Anhang dem 1ten B. s. Gesch. d. Erz. angefügt hat, gezeigt; er hat auf die christl. Erziehung die musikal. angewendet in dem 1ten B. s. Nachträge.

tende Sitzen der Gesundheit schaden, von längerer Zeit her jenen günstigen Einfluß bewiesen. Am freundlichsten stimmt vielleicht die schöne Gartenkunst, weil sie sich in einer Art von Paradiese mit den reinsten Gebilden der Natur beschäftigt, weßhalb man in den Gärtnern gemeiniglich ruhige, sinnige Menschen findet. So auch giebt uns, wenn wir einem Gewirre uns entwinden, der einsame Spaziergang im Walde, am Bache, im Wiesenthale rc. uns selbst wieder, und wir kehren fröhlich gestimmt nach Hause zurück. Das gehört zu den unerkannten Wohlthaten, die dem Landmanne zufließen. Wenn die Lerche über ihm singend in die Höhe steigt, so geht er fröhlicher hinter dem Pfluge her, und ohne daß er es weiß woher, vergißt er Sorgen und Verdruß.

Solcher äußeren Mittel, welche das Leben darbietet, könnten wir noch manche aufzählen; jedem steht doch vielleicht irgend eines zur Hand, und er wird leicht bemerken, was ihm etwa seinen Unmuth wegschafft. Er wird dann gewiß nicht das erwählen, was ihm nur für den Augenblick die bösen Grillen vertreibt, so daß sie mit mehreren andern dann wieder in die unglückliche Seele zurückkehren, wie sich das in der widrigsten Weise darlegt, wenn ein Mensch sich durch den Trunk der Sorgen entschlagen will. Es gehört in der That zu den traurigen Erscheiuungen im Menschenleben, daß man sich so leicht in den Mitteln gegen die Mißstimmung vergreift, und wir glauben nicht unrichtig zu urtheilen, wenn wir hierin eine der Ursachen finden, die am Ende zu dem alljährlich häufiger werdenden Selbstmorde führt.

Noch manche — Hausmittel möchten wir sie nennen — mag sich jeder selbst sammeln oder ersinnen, wodurch er die Wolken aus seiner Seele verscheuchen, oder eine schöne Gemüthlichkeit erwerben, auch seinen guten Humor, wenn ihn die Natur damit beglückt hat, unterhalten mag*); die Haupt-

*) Ein Freund des Verf., Mr. Woodbridge, einer der ausgezeichnetsten Gelehrten in Nordamerika, bemerkt z. B. irgendwo (wo ich

sache aber für die Selbstbildung liegt tiefer, sie liegt in dem Princip, das sich in dem ganzen inneren Leben des Menschen bewegt. Wohl mag es seyn, daß Nerven- und andere körperliche Uebel alle heitere Stimmung fast unmöglich machen, und solcher Leidenden giebt es nicht wenige. Ich sage „fast unmöglich“ und denke hierbei an die Kantische Maxime, man solle keine Hypochondrie statüiren, dabei auch an manche Erfahrung, welche für die Macht des Gemüths über die krankhaften Gefühle, und überhaupt für die Willenskraft wundersame Zeugnisse ablegt. Indessen dürfen wir den Stoicismus nicht zu weit treiben, und wenn wir gleich uns selbst in den Anwandlungen des Unmuths oder der Nervenschwäche nichts nachgeben wollen, so dürfen wir doch nicht wähnen, übermenschliche Kraft zu besitzen. Daher bedarf die Hypochondrie und Hysterie auch ihrer physischen Heilung; nur soll die moralische, oder vielmehr die religiöse nicht fehlen.

Der Lebenspuls ist auch hier die Liebe. Sie nur allein vermag alle krankhafte Stimmung zu heilen, ja abzuhalten. Sie entstehen doch hauptsächlich aus einer Störung des reinen Verhältnisses zwischen uns und andern Menschen, am meisten zunächst in uns selbst. Wollen wir nicht der Gefahr ausgesetzt seyn, von unsern Nebenmenschen gereizt zu werden, so müssen wir auf dem Standpunkte stehen, wo wir sie Alle mit Menschenliebe ansehen. Und sollte diese Höhe so schwer zu ersteigen seyn? Dann würde uns der

---

nicht irre, in s. Annals of Education) feinsinnig als „eine wichtige Maxime für die Erziehung unserer selbst und Andrer“: Derjenige, welcher seine Stimme beherrscht, wird auch leichter seine Gefühle beherrschen, und welcher sich die Töne der Leidenschaft zur Gewohnheit macht, wird die Stärke derselben vermehren. — Der Schöpfer scheint eine unmittelbare Verbindung zwischen Ohr und Herz gebildet zu haben. Jedes Gefühl spricht sich durch einen Ton aus, und jeder Ton erweckt dagegen wieder das Gefühl, dem er entquoll. Daher vermehren Kinder und leidenschaftlich bewegte Personen ihren Kummer oder ihre Angst durch Schreien (ob das immer der Fall ist, ist doch zu bezweifeln), oder erhöhen ihre Freude durch Jauchzen.“

Blinde beschämen, der in dem Gespräche mit dem Sehenden seine heitere Seele mittheilt, oder der Taubstumme, der keine Gemüthstöne in sein Ohr aufnimmt, und sich dennoch mit den Hörenden freundlich unterhält. In der That, dazu wird eine große liebende Kraft erfordert. Viel leichter wird es uns, in jedem Menschen etwas zu sehen und zu hören, das uns aus einer höheren Region entgegen kommt, als das gemeine, als das mit Leidenschaften aller Art durchflochtene Treiben den niedrigen Sinn empfinden läßt. Unser inwendiger Mensch gewöhne sich nur an das Bild Gottes auch da erinnert zu werden, wo es kaum in der Hülle durchbricht, und sich da in seinem Anblicke zu stärken, wo es ihm in eines Menschen Antlitz entgegen leuchtet, wo es ihm nur irgend verkündet wird; und da, wo es ihm ganz untergegangen zu seyn scheint, denke er an die Tiefe der Seele, die nur der Allbarmherzige durchschaut, — er gewöhne sich zur Menschenfreundlichkeit. Daß man das selbst noch in dem Alter vermag, wo die Menge bitterer Erfahrungen sich entgegensetzt, beweiset manches Beispiel. Wie viel aber würde auch hierin eine christliche Erziehung bewirken, wenn schon die Mütter und Väter dem Kinde jene Liebe einflößten, in welcher sein Göttliches erwächst, und hiermit seine Lebensharmonie! Auch von dieser Seite sehen wir die Einheit der Erziehung, die der Mensch von Kindheit auf empfängt, und die er in höchster Freiheit bis zu seinem Lebensende fortsetzt.

Ja, Freunde, wir werden immer auf den Grundgedanken zurückgeführt, daß das Christenthum es einzig und allein ist, was uns den Grundton für alle Lebensverhältnisse giebt, und in unserer Seele die freundliche Stimmung durch alle Zustände hindurch festhält. Versöhnt mit Gott, — und das will viel sagen —, ist der Christ auch versöhnt mit der ganzen Welt, und — was ebenfalls viel sagen will — mit sich selbst im Frieden. Dieser Friede ist ein ewiger Frühling, der jeden Tag neue und schönere Blüten bringt.

3.

Die Einheit.

Und hiermit, meine Freunde, wären wir am Schluß. Doch vorher einige Blicke nach außen. Was ist es, daß wir die Männer bewundern, welche die Geschichte groß nennt, z. B. um nur an Regenten zu denken, einen Alexander, Constantinus, Karl, Friedrich II. — wenn wir gleich Vieles bei dem einen oder dem andern misbilligen? Es ist die Einheit ihrer Lebensidee, welche in ihnen gleichsam persönlich geworden. Welche Idee es auch seyn mag, wenn sie sich nur in dem Denken und Handeln des Menschen entwickelt und bis zum Hingeben seines Lebens festhält, sie gibt ihm seine menschliche Größe, die jedoch darum noch grade nicht als eine sittliche gelten kann. Ist sie aber auch das, so erkennen wir in dem Leben des Menschen seine rechte Bestimmung. So ist es z. B. mit der stillen Größe, worin das Weib am häuslichen Heerde sinnt auf das Wohl der Ihrigen, mit fleißiger Hand thätig ist, mit freundlicher Rede ihre Umgebung erheitert, mit frommer Ergebung sich die Kummerthränen abwischt, mit fröhlichem Herzen das Familienfest bereitet; — so steht in der Seelengröße das weibliche Geschlecht dem männlichen gleich, und nur die äußere Wirksamkeit stellt das unsrige höher. Das Eine, welches sich durch das innere und äußere Leben hindurch bewegt, ist es, worin der Mensch sich selbst hat.

a. Was ihm nun dieses Eine auch sey, das geht aus seinem Innersten hervor; hiernach setzt er sich sein Ziel und schlägt seinen Weg ein. Jeder hat sein höchstes Gut, nur tragen es die Meisten unbewußt in ihrer Gesinnung.

Hier dürfen wir nur die griechischen Philosophen hören, was sie uns von dem höchsten Gut und dem Weisen Schönes zu sagen wissen, wenn es nur das Rechte wäre. Die Platoniker sahen nach Oben, und wir erfreuen uns stets ihrer Weisheitslehren. Die Stoiker und Epikureer sahen nach

Unten, und ihre Weisen wußten sich daher in das wirkliche Leben zu finden; ein edler Zenon, um das Selbst unabhängig in freier Selbstmacht hinzustellen, ein Epikurus, der übrigens für seine Person ebenfalls zu den Edeln zu rechnen war, um das Selbst mit der Welt im Genuß zu vereinigen. Wie aus ihren Schulen geprießene Männer hervorgiengen, ist bekannt. Schon unsere Schuljugend lernt einen Cato von Utica bewundern, als er sich als ächter Stoiker das Schwerd in die Brust stieß; ob sie da das Rechte bewundern lerne, ist eine andere Frage. Einen Marc Aurel würden wir doch vorziehen, aber auch an den besten Stoikern bis auf die neuesten Zeiten hin, ihre geheime Selbstsucht d. h. ihren Selbstgenuß und zugleich den Widerspruch in ihrem Selbstbetruge bemerken lassen. Weit consequenter haben es von jeher die Epikureer gehalten. Nicht diejenigen, welche dem Sinnengenuß sich hingeben, sondern die gut zu rechnen, zu wählen, Maaß zu halten verstehen. Ein Aristippus in seiner Klugheit als Weltmann bis auf einen Helvetius unserer cultivirten Welt — das sind die Lehrer der jetzigen Lebemenschen. Und so hat sich das Genußsystem mit der Cultur immer mehr befreundet, verfeinert, verbreitet. Fast möchte man fragen, wer gehört dermalen nicht in die Schule der Aristippe? In Frankreich, sagt man, ist sie so zur allgemeinen Sittlichkeitsschule geworden, daß man verlacht würde, wenn man irgend einem Gebildeten andere Grundsätze zutraute. Aber man ist in jenem Lande vielleicht nur offener in dem Bekennen derselben. Sie sind wohl nicht minder in Britannien, in unserm Deutschland und überall herrschend, wo man die gebildete Welt findet. Die ungebildete zeigt ihre Selbstsucht nur in einer derberen Gestalt.

So hat in der Regel jeder seinem Leben ein Ziel gesteckt, wornach er sich, wenn er verständig ist, seine Maximen bildet. Es sey nun Freiheit, oder Ehre, oder Gold, oder Sinnengenuß — was es sey, so wird er sich loben, wenn er mit Klugheit auf dieses Ziel lossteuert, sich mit Geschicklichkeit durch alle Klippen durchwindet, und in den Hafen einläuft,

wo er nun endlich glaubt seine Ruhe gefunden zu haben. Und hat er das? Lernen wir nur diese Glücklichen näher kennen: wie sind sie doch meist so arm, meist ohne inneren Frieden. Wir werden dann überzeugt, wie wahr die Sentenz ist: „der Neid ist Thorheit;" denn die man vorher beneidet hat, muß man doch am Ende bemitleiden. Das sind diejenigen, die den Frieden bei der Welt suchen, die ihn doch selbst nicht hat. Indessen werden sie doch in soferne geachtet, als sie in ihrem Leben Einheit darlegen.

Wohl müssen wir auch manchen von diesen auch das noch zugestehen, daß sie sich wirklich eine Art von innerem Frieden erwarben. Selbst diejenigen, die sich mit ihrem Gewissen abgefunden haben, können sich in eine im Aeußern rechtliche und sittliche Handlungsweise eingewöhnt haben, so daß sie vor jeder Art menschlichen Gerichts unbescholten bleiben, und sich dann auch in völlige Selbstzufriedenheit einwiegen, sogar mit einer gewissen Euthanasie alle Todesfurcht verbannen. Wie es aber da mit der wahren Sittlichkeit, wie es mit der Gottesfurcht stehe, das ergibt sich von selbst, und es ist ganz natürlich, daß solche höchstfolgerichtige Epikureer unserer Tage den Grundsatz ihres Meisters, sich nichts um das höhere Wesen zu bekümmern, so wie es sich denn auch nichts um uns bekümmere, ganz in ihr Leben aufgenommen haben, und ihn sogar mit Eitelkeit laut bekennen. Daß aber solche Menschen in einer tiefen inneren Lüge leben, ist doch auch nicht zu übersehen. Denn sie sagen sich beständig etwas vor, dem die innerste Stimme widerspricht. Diese nun betäuben sie, hören sie auch endlich gar nicht mehr, aber indem sie sich vorsagen, so sey es recht und wahr, kommt ihnen doch wieder ein Laut entgegen, der ihnen antwortet: „nein, so ist es nicht recht und nicht wahr." So leise dieser Laut auch seyn mag, so erstirbt er doch nie, und wer verbürgt es ihnen, daß er nicht einmal wie ein furchtbarer Donner hervorbreche? Sie selbst fürchten das und darum möchten sie gerne das Gottesbewußtseyn ganz los werden, vermögen es aber nicht, und der Wurm nagt

in der dunkeln Tiefe fort und fort. So sind denn auch die klügsten Epikureer unserer Zeit inconsequent, und von jener höheren Einheit entfernt; sie haben keinen Frieden. Nur ein Scheinleben ist es, was die Welt giebt, und sie sucht auch kein anderes. Es bringt nur Stundenblumen, und wie bald stirbt es dahin!

b. Das Leben, welches unverwelklich fortblüht, und unserm Daseyn Werth, unserm ganzen Thun Einheit giebt, das ist es, in welchem wir auch allein unsere Fortbildung suchen. Wir kennen auch den Weg. Er ist die Entwicklung des Geistes in allem dem, was ihm Gott gegeben hat, und wozu er sich bestimmt fühlt; und so haben wir in unsern bisherigen Unterhaltungen auf alles das hingesehen, worin der Mensch sich selbst fortwährend erzieht. Daß er aber nur die bildende Kraft in dieser seiner Fortentwicklung nicht verliere! Er soll und will doch im Christenthum beharren, aber wird er das auch können? Fast scheint es, daß mit der zunehmenden Aufklärung der Glaube abnehme, und wenn er auch eine Zeit lang sich als sogenannter Denkglaube festhalten will, so verspricht doch auch dieser keine Dauer, und es ist sehr zu fürchten, daß er in völligen Unglauben übergehe. Was die Geschichte der Menschheit im Ganzen zeigt, das möchte sich wohl in dem Individuum wiederholen. Aus dem Kindesglauben erwuchs eine verständige Frömmigkeit, diese gestaltete sich in mancherlei Religionsvorstellungen poetisch, philosophisch, bis die Vernunft, mündig geworden, sie dann alle verwarf, aber nun nichts an die Stelle zu setzen wußte, als sich selbst in ihrer Armuth, und sich bald dieses, bald jenes Trugbild schuf, damit aber in den Abgrund des Nichts gerieth. Mit dem Herabziehen des Göttlichen in das Menschliche gieng auch dieses zu Grunde*). Diese Culturgeschichte

*) Fr. Creuzers Symbolik u. Mythologie 3te Aufl. (1836.) zeigt diesen Culturgang: aus dem psychischen Heidenthum u. Naturdienste gieng die Theogonie u. die Homerische Götterlehre hervor, aus dieser der Anthropismus, der Euhemerismus und Unglaube bis zum völligen Verfall des Heidenthums. Dagegen erschien das Christenthum.

grade jener alten Völker, welche es darin am weitesten gebracht, wird sie nicht in unserer Zeit eben von den Gebildeten fast überall erfahren? Wie also kann man sich sichern, daß man das ewige Kleinod nicht verliere?

Manchem Wohlgesinnten ist es darum bange, und in seiner stillen Angst ergreift er vielleicht ein falsches Mittel der Sicherung. Er will keinen Zweifel zulassen, er entschlägt sich eines jeden Eindrucks, der ihm seine Religionslehren wankend machen könnte, und er hält sich an Formen und äußere Stützen so fest wie möglich. Daß auch dieses auf eine Selbstbelügung hinauslaufe, fühlt er wohl selbst insgeheim, indessen ist sie von jener doch verschieden; sie geht nur im Verstande und nicht im Herzen vor. Er macht sich durch eine Reflexion eine Befestigung, während er doch in seiner wahren Feste schon sicher steht; denn das Christenthum hat sich schon seinem Innersten in seiner göttlichen Kraft bewährt, und wäre sie auch noch nicht zur lebendigsten Ueberzeugung gekommen, so ahnet er sie doch, und die stille Zuversicht, daß ihre Wahrheit über alle Zweifel siegen werde, durchbricht immer wieder das Dunkel seiner Seele. Nur das sollte er zu seiner Befestigung thun, daß er sich nicht auf diejenigen Angriffe einlasse, für deren Bekämpfung ihm die Waffen fehlen. Das ist der Fall, wo Kenntnisse und Studien zur Widerlegung erfordert werden, die nicht in dem Bereiche desjenigen liegen, der sich auf die Einwürfe und Zweifel einlassen will. Diesem sollte man sie gar nicht erregen, und wenn man dagegen erinnert, daß man niemanden das Licht vorenthalten dürfe, so sollte man bedenken, daß eine halbe Aufklärung zugleich eine Verdunklung sey, denn sie wirft auf die andere Seite einen Schlagschatten, und dieser verbirgt der Seele grade ihren Lichtgrund. Will man aufklären, so muß man es ganz, dann aber sind auch alle die Studien nöthig, welche den Gegenstand von allen Seiten beleuchten. Wer nun dazu nicht fähig und nicht berufen ist, der darf sich auch nicht der Halbheit hingeben, und wo ihm Zweifel angeregt werden, hat er sie aus der Wahrheit

zu lösen, die er lebendig in sich trägt, und die ihn eben in jener Zuversicht stärkt, daß sie am Ende ihre Lösung sicher erhalten werden. Dieser Grundsatz fehlt nur leider unserer jetzigen Generation, sonst wäre nicht der Naturalismus und Materialismus unter dem Namen der Aufklärung so herrschend geworden. Jener berühmte Spruch Bacons*) bewährt sich jetzt in seiner ersten Hälfte, wir dürfen aber hoffen, er werde sich in der Folgezeit auch in seinem zweiten Satze bewähren, wenn nämlich einmal die Erziehung durchaus eine christliche wird. Denn nur durch die Erziehung, und zwar schon von der Mutter her, wird wie wir wissen, der Glaube begründet, in welchem das Christenthum mit jedem Tage dann fester wurzelt. Hätte es unsern gelehrten und ungelehrten Naturforschern nicht an einer christlichen Erziehung gefehlt, so würden sie nicht in jenen Unglauben gerathen, worüber man jetzt so allgemein klagt, und sie würden in dem zum Göttlichen erhobenen Geiste nur noch mehr Licht für ihr Eindringen in die Naturgesetze empfangen haben.

Derjenige aber, der den Beruf hat, der Wissenschaft zu leben, darf sich nicht jenen Kämpfen entziehen, die durch die Zweifel in ihm selbst aufgeregt werden. Und sie erfordern in der That ihren Mann. Die philosophischen Systeme von der einen Seite, von der andern die Naturwissenschaften, wie auch die historischen Untersuchungen können demjenigen, der nicht im Innersten die Gotteskraft des Evangeliums kennt, gar bald den Glauben an dasselbe rauben, und nicht nur diesen, sondern mit dem Positiven des Christenthums auch allen Gottesglauben — und wohinab würde ihn dieses Unheil reißen! Was zu thun sey? Die Theologie steht zu hoch auf ihrem heiligen Felsengrunde, als daß sie sich durch irgend eine Verfolgung herabwürdigen dürfte; sie will keinen Galilei der jetzigen Zeit, sie würde auch selbst einen Diagoras von Melos, wenn er in den neuesten Speculationen auf-

*) Leviores haustus philosophiae a Deo abducunt: potiores ad Deum reducunt.

träte, nicht mit andrer Macht als der des Geistes zurückweisen; und der Theologe würde ein schlechtes Vertrauen auf das Evangelium setzen, sich selbst also ein schlechtes Zeugniß geben, wenn er fürchtete, es müsse den weiteren Entwickelungen der Menschheit unterliegen. Nur die Finsterniß schwindet vor dem Lichte, wer aber das wahre Licht kennt, fürchtet keine Fortschritte des Geistes, aber er prüft sie, und bringt das wahre Licht herein. Insoferne nun der Theologe noch seine Schwäche für diese Kämpfe fühlt, hat er um so ernstlicher seine Studien durch reine Liebe zur Wahrheit zu leiten, hierzu aber seinen Geist zu reinigen. Dazu nun muß er eben selbst recht Christ seyn, und daß er dieses sey, dafür sollte seine Erziehung gesorgt haben. Unsere Zeit bedarf daher der christlichen Erziehung mehr wie irgend eine, denn je mehr die Geistescultur steigt, um so mehr muß auch die Gottseligkeit steigen, wenn das Leben der Menschheit in seinem gesunden Zustande bleiben, und die Blüten der wahren Bildung hervorbringen soll. Wir erwarten in der christlichen Erziehung diejenige Bewahrheitung des Christenthums, welche allgemein einleuchten muß, und darum erkennen wir nur in dieser Einheit das wahre Leben der Menschheit.

c. Sie geht nämlich aus dem ewigen Lebensquell hervor. Es ist die Liebe, die sich als Bildungstrieb schon in der Kindesseele regt, und aufwärts will gezogen seyn. Wenn nun dieser Trieb seine verständigen Erzieher findet, so wird er selbstthätig und wirkt als Selbsterziehung das ganze Leben hindurch. Das giebt denn diesem Leben seine Einheit, in welcher sich der innere Mensch auch dann noch fortentwickelt, wenn der äußere abnimmt.

Entweder giebt es gar keine Erziehung, oder es ist diese; und es giebt eine, denn sie liegt in dem Wesen der menschlichen Natur. Wenn nun in dem Kinde jene Kraft, durch die das Leben sich zu immer höherer Bildung entfaltet, hervorgerufen, wenn sie die Jugendperiode hindurch fortwährend gestärkt und ernährt wird, dann erst wird wahrhaft erzogen, und dann gewinnt „das Leben seine Fülle und der Cha-

rakter seinen Einklang," wie wir es in einer früheren Unterhaltung ausdrückten*).

Gerne möchte ich jetzt alles Besprochene noch zusammenfassen; aber ich darf ja nur daran erinnern. Und so möchte ich nur noch auf das Kind hinweisen, wie es in seinen schönsten Stunden erscheint. Das möchten wir bei uns Deutschen etwa am Christfest finden. Um diese Zeit geht dem Kleinen ein Frühling auf, da bewegt es sich im freudigen Vorgefühle, da glänzt sein Auge, so oft es die Mutter sieht, da kommt es den Eltern in allem was sie wollen zuvor, da umarmt es seine Geschwister und Gespielen, da zählt es mit Sehnsucht die Tage und die Stunden, bis sich die Thür eröffnet, und nun steht es da von Lichtglanz umflossen, und staunt, und ist im Himmel. — Da, Freunde, sehen wir die schönste Lebensblüte in der Kindheit; da spricht dann etwas in unserer Seele: werdet wie die Kinder! und da fühlen auch wir uns selig, denn wir leben ja schon im Himmelreiche, und die Sehnsucht blickt in die höhere Lichtwelt hinauf. —

„Nun so sey es uns jungen Leuten denn vergönnt, fiel der jüngste ein, das Wort zu wiederholen, das einst der Oheim zu uns sprach, als er uns die Meinung benahm, daß in uns Jünglingen das Leben in seiner vollen Blüte sey. Wir haben es wohl bedacht, verehrter Oheim, und sind nun eines Besseren belehrt, wahrhaft eines Besseren, denn wir sehen es ja in den ehrwürdigen Männern, die dem Greisenalter nahen, in einer herrlicheren Blüte vor uns. Ja, wir wollen sie auch in uns erschließen nach Euerm Vorbilde — —"

„Wohl denn!" erwiederten die Alten; und Alle fühlten, daß ein solches Leben nicht bloß der Erde angehöre.

Die Zeit der Trennung war gekommen. Der Abschied war ein Abendgruß nach einem schönen Tage auf den kommenden Morgen, der einen noch schöneren bringen wird.

*) Oben S. 235. u. der ganze Abschn. 3.

Leipzig,
Druck von J. B. Hirschfeld.

Druckfehler.

Seite 6 Zeile 10 von oben statt vorkam lies vorkamen.
— 12 — 7 „ „ st. Religon l. Religion.
— 30 — 2 Anm. ist vor einzigen ein „ zu setzen.
— 39 — 15 v. o. ist st. seyen zu setzen „Seyen.
— „ unterste Z. Anm. ist st. des . ein ! zu setzen.
— 41 Z. 6 v. u. ist hinter machen ein " zu setzen.
— 47 unterste Z. Anm. st. Heinr. IV. l. Heinr. V.
— 58 oberste Z. st. beachten l. beachtet.
— 67 Z. 13 v. o. st. Gentlemen l. Gentleman.
— „ — 2 v. u. st. vor l. von.
— 70 — 9 „ „ st. ihren l. ihrem.
— 71 — 17 v. o. st. Höhenpunct l. Höhepunct.
— 76 — 19 v. u. st. fängerei l. feigerei.
— „ — 3 „ „ st. praktischen l. Praktischen.
— 86 — 2 „ „ Anm. st. se l. ses.
— „ — 1 „ „ „ st. Zuetelet l. Quetelet.
— 128 — 8 u. 9 v. u. ist der letzte Satz in eine Parenthese einzuschließen.
— „ — 6 v. u. st. auch l. Sie.
— 129 — 18 „ „ st. geredet l. geordnet.
— 149 — 5 v. o. ist das wie wegzustreichen.
— „ unterste Z. st. vermindern l. verlieren.
— 166 — 8 v. o. ist vor Aendert ein „ zu setzen.
— 179 unterste Z. st. Kirchglieder l. Kirchenglieder.
— 187 Z. 11 v. o. st. unter l. unten.
— 188 — 5 Anm. st. bezeuge l. bezeugt.
— 190 — 5 v. u. st. nannten l. nannte.
— 193 — 4 „ „ st. nun mehr l. nunmehr.
— 231 — 11 v. o. st. undendlich l. unendlich.
— 257 — 6 v. u. st. soll l. wird.
— 262 — 10 v. o. st. selbst l. Selbst.
— 264 — 3 „ „ st. nun l. nur.
— 271 — 4 „ „ st. bügerlichen l. bürgerlichen.
— 294 — 3 Anm. st. Levaea l. Levana.
— 297 — 15 v. u. st. dassebe l. dasselbe.
— 301 — 7 „ „ ist vor der zu setzen in.
— 339 — 6 „ „ st. erkältet l. erkaltet.
— 345 — 7 v. o. st. enwickelt l. entwickelt.
— „ — 13 „ „ st. der l. die.
— 409 — 13 „ „ st. des ! ist ein . zu setzen.
— 420 — 17 „ „ st. Pysiognomieen l. Physiognomieen.
— 427 — 10 v. u. ist hinter Einzelne ein , zu setzen.
— 428 — 11 v. o. ist vor Friede zu setzen der.
— 439 — 11 v. u. st. allen l. alten.
— 458 — 2 Anm. fällt hinter Andrer das Zeichen " weg.

Kleinere Versehen in den Buchstaben werden den Leser nicht stören.









